81.
85957

Hist a 25/2

<36642280880018

<36642280880018

Bayer. Staatsbibliothek

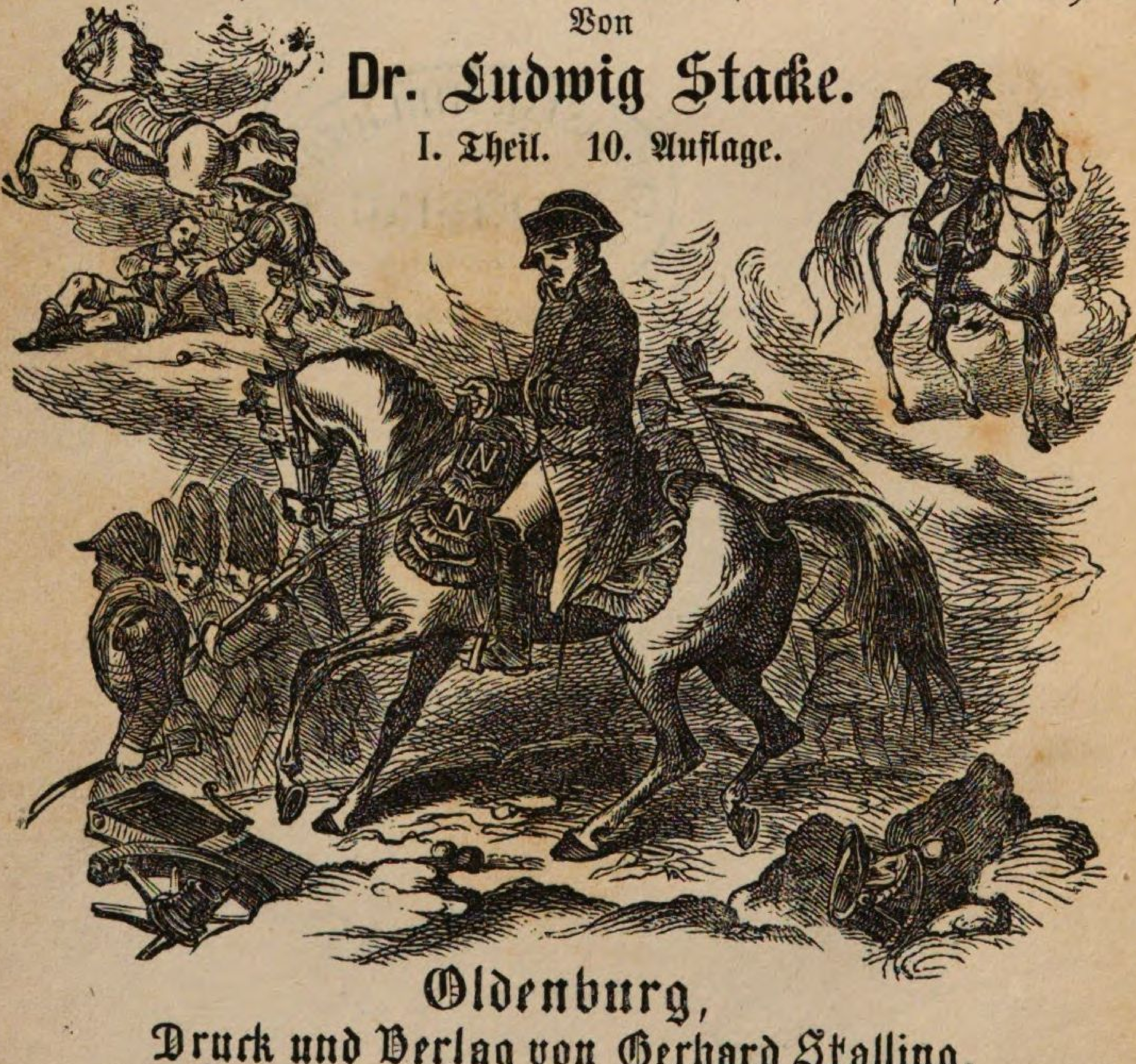
GYMNASIAL-BIBLIOTHEK
FREISING



# Erzählungen
## aus der
# mittleren, neuen und neuesten Geschichte.

Von
**Dr. Ludwig Stacke.**

I. Theil. 10. Auflage.



Oldenburg,
Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

# Erzählungen

aus der

# Geschichte des Mittelalters

in

biographischer Form.

---

Von

**Dr. Ludwig Stacke,**
Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Rinteln.

---

Zehnte verbesserte Auflage.

**Oldenburg.**
Druck und Verlag von Gerhard Stalling.
1876.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK
FREISING

Bayerische
Staatsbibliothek
München

## Vorwort zur ersten Auflage.

Wie meine Erzählungen aus der alten Geschichte für die unteren Klassen eines Gymnasiums, so sind die vorliegengen, aus dem Mittelalter gezogenen, für die nächstfolgenden Klassen bestimmt. Sie schließen sich unmittelbar an die römische Geschichte an, indem die dort am Schluß (Theil II., S. 213) nur angedeuteten Ereignisse hier wieder aufgenommen werden. Die Form ist auch für diese Lehrstufe die biographische geblieben. Der größte Theil des Stoffes mußte freilich aus der Geschichte der Völkerwanderung, aus der fränkischen und deutschen entlehnt werden, jedoch ist auch auf die hervorragendsten Erscheinungen in der Geschichte anderer Völker Rücksicht genommen worden. Im Ganzen sind die Darstellungen nach Becker und Dittmar gegeben worden; in Einzelnheiten habe ich öfters das Buch von Schwartz: Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht, Fulda 1844, benutzt. — Ein zweiter Theil soll die neue Geschichte behandeln.

Dr. Stacke.

---

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Diese zweite Auflage der Erzählungen aus dem Mittelalter hat Verbesserungen und Vermehrungen erfahren. Einzelnes ist berichtigt worden, und die Erzählungen sind sowohl durch angemessene Zusätze erweitert, als auch durch einige neue vermehrt worden, welche, wenn sie auch nicht streng biographisch behandelt werden konnten, doch dazu dienen, den Knaben einigermaßen in den Geist des Mittelalters einzuführen.

Dr. Stacke.

## Vorwort zur dritten Auflage.

Diese dritte Auflage der Erzählungen aus dem Mittelalter ist ein unveränderter Abdruck der zweiten. Die Recension des Herrn Dr. Hölscher bezüglich der zweiten Auflage, in Mützel's Zeitschrift für Gymnasialwesen, ist erst neulich erschienen, als der Druck dieser dritten beinahe vollendet war, und so muß denn die Benutzung seiner Bemerkungen einer vierten Auflage vorbehalten bleiben, wofern diese dem Büchlein zu Theil werden sollte.

Dr. **Stacke.**

## Vorwort zur vierten Auflage.

Die Bemerkungen, welche Herr Professor Hölscher in Mützel's Zeitschrift für Gymnasialwesen (Februarheft 1860, S. 151—153) geboten hat, sind in dieser neuen Auflage möglichst berücksichtigt worden. Außerdem ist ein neuer Abschnitt, die Sicilische Vesper, hinzugekommen.

Rinteln, Mai 1863. Dr. **Stacke.**

## Vorwort zur fünften Auflage.

Bei dieser Auflage habe ich nur zu bemerken, daß drei neue Abschnitte hinzugekommen sind. Der eine, an die Th. II., S. 198 gegebenen Andeutungen anknüpfend, handelt über Land und Volk der Germanen, die beiden anderen geben das Wichtigste von den Erfindungen, Zuständen und Einrichtungen des Mittelalters.

Fulda, Juli 1867. Dr. **Stacke.**

## Vorwort zur siebenten Auflage.

Diese siebente Auflage hat einige in Folge neuerer Untersuchungen nöthig gewordene Berichtigungen erhalten.

Rinteln. Dr. **Stacke.**

## Vorwort zur achten Auflage.

Diese neue Auflage enthält einige unter dem Texte angebrachte Berichtigungen.

Rinteln, 1872. Dr. **Stacke.**

# Inhalt.

# I.

## Land und Volk der Germanen.

Ueber den Namen und den Ursprung der Germanen*) oder alten Deutschen haben wir keine zuverlässigen Nachrichten. Sie selbst behaupten Ureingeborene des Landes zu sein und leiten sich von dem aus der Erde entsprossenen Thuisco und seinem Sohne Mannus ab. Da jedoch Körperbau, Sprache und Sitte in ihnen einen Zweig des indogermanischen Stammes erkennen lassen, so ist ihr Ursprung jedenfalls aus Asien herzuleiten.

Das alte Deutschland (vgl. Theil II., Seite 198) wurde zu der Zeit, wo seine Bewohner zuerst in der Geschichte auftraten, im Norden von der Nord- und Ostsee, im Westen vom Rhein, im Süden von der Donau begrenzt, und erstreckte sich im Osten bis über die Weichsel hinaus ins heutige Rußland hinein. Undurchdringliche Urwaldungen von Eichen, Tannen und Laubhölzern aller Art bedeckten den von Sümpfen und Morästen durchzogenen Boden: Auerochsen, Bären, Renn- und Elennthiere und Wölfe hausten in den weiten Forsten; auf den Felsen horsteten Adler und Falken. Das Klima war rauh und streng. Der Boden brachte wildes Obst, Beeren, Kräuter und Wurzeln hervor; von Getreide baute man nur Gerste und Hafer, daneben gedieh Hanf. Ueppige Weiden ernährten Rindvieh und Pferde, die zwar klein und unansehnlich, doch von kräftiger und ausdauernder Art waren.

Die alten Germanen zeichneten sich durch hohen stattlichen Wuchs, durch blaue Augen und herabwallendes blondes Haupthaar vor anderen Völkern aus. Das rauhe Klima des unwirthlichen Landes gewöhnte sie an Hunger und Kälte,

---

*) Nach einer, jedoch keineswegs zweifellosen Erklärung soll German so viel als Speermann, also einen Krieger bedeuten. Eine andere Erklärung weist auf das Kriegsgeschrei hin, kommt also auf die Bedeutung Krieger hinaus. Der Name Deutsche wird auf tuit, d. h. Volk, zurückgeführt.

aber nicht an Durst und Hitze; ihre Bekleidung bestand meist in Thierfellen; ein Mantel, der ihnen zur Bedeckung diente, ward durch eine Spange oder einen Dorn zusammengehalten. Die Kleider der Reichen waren auch wohl mit seltenem Pelzwerk verbrämt; die Frauen trugen ärmellose leinene Umwürfe, die mit Purpur besetzt waren. Die Nahrungsmittel bestanden in wildem Obst, Wildpret und Milch, ihr gewöhnlicher Trank war das berauschende Meth. Nur die am Meere oder an den Ufern der Ströme wohnenden Stämme tauschten auch Wein ein. Der Freiheitsdrang der Germanen flößte ihnen Widerwillen gegen zusammenhängende Wohnungen ein; sie ließen sich daher in einzelnen Gehöften nieder, von denen mehrere eine Gemeinde, mehrere Gemeinden einen Gau bildeten. Freiheitsliebe, Tapferkeit, Treue und Redlichkeit waren die Tugenden der alten Germanen, nicht weniger waren sie durch Sittenreinheit und unbegrenzte Gastfreundschaft ausgezeichnet. Keinem Fremden ward das Obdach verweigert, jeder nach Vermögen bewirthet, und wenn das eigene Haus nichts vermochte, so führte der Hausherr den Gast zu einem andern Gehöfte, wo er mit gleicher Bereitwilligkeit Aufnahme fand. Diese Tugenden wurden jedoch durch einen leidenschaftlichen Hang zu Spiel und Trunk verdunkelt. Es galt für keine Schande, Tag und Nacht bei Trinkgelagen hinzubringen, wobei Streit und Zank oft in blutige Raufereien ausarteten. Doch wurden solche Gelage auch wieder zu Aussöhnungen, wie zu Berathungen über öffentliche Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, benutzt. Ueberhaupt kam jede wichtigere Angelegenheit zweimal zur Berathung. Das erste Mal, während der Becher kreiste und feuriger das Blut durch die Adern strömte, damit sie keinen Beschluß fassen möchten, der nicht von Muth und entschlossener Kraft eingegeben wäre; das zweite Mal des Morgens bei nüchternem Sinne, damit auch die ruhig abwägende Klugheit ihre Stimme dazu gebe. Dem Würfelspiel waren sie so ergeben, daß sie sogar Leben und Freiheit auf den letzten entscheidenden Wurf setzten. Und dann gewährte es einen eigenthümlichen Anblick, wenn sich, falls der letzte Wurf fehlschlug, oft der stärkste Mann von dem schwächeren binden und willig in die Knechtschaft abführen ließ, ohne einen Laut

der Klage auszustoßen. Gewöhnlich wurden solche im Spiel gewonnene Sclaven außer Landes verkauft.

Schon von früher Jugend an übten sich die freien Germanen Schwert, Lanze und Schild zu führen; Krieg war ihre liebste Beschäftigung, an deren Stelle im Frieden die Jagd trat, für welche die umfangreichsten Forsten die reichste Ausbeute lieferten. Die Hörner der erlegten Auerochsen wurden mit Silberreifchen verziert und entweder zu Trinkgefäßen oder Schlachthörnern benutzt. Der Sohn lernte vom Vater die Geschäfte des Friedens gering schätzen, und die Waffenführung hochachten, und es gab für den Jüngling keinen größeren Ehrentag, als wenn er mit dem Vater die wilden Thiere des Waldes erlegen oder in heißer Schlacht an seiner Seite kämpfen konnte. Selbst die Frauen folgten zur Schlacht und feuerten von der Wagenburg aus die Männer zum Kampfe an. Wenn Jagd und Krieg ruhten, dann war es des freien Mannes nicht unwürdig, auf den Bärenfellen hingestreckt, im faulen Nichtsthun der Eß- und Trinklust zu fröhnen.

Die Sorge für Haus und Hof und die Bebauung des Bodens blieb den Frauen, Kindern und Sclaven überlassen. Auch wurde den letzteren Feld zur Bearbeitung gegeben, wovon sie einen Theil des Ertrags an Getreide, Vieh und Kleidung an den Herrn abzuliefern hatten. Sonst hatten die Frauen die Leitung des Hauswesens, die Erziehung der Kinder und Pflege der Kranken. Das Ziel der Erziehung war kriegerische Abhärtung; unter den Spielen der Jugend war besonders der Waffentanz berühmt, bei welchem sich die Jünglinge tanzend zwischen Lanzen und Schwertern umherbewegten und im Beifall der Zuschauer den Lohn des gefährlichen Spieles fanden. War der Jüngling zum Manne herangereift, so wurden ihm in feierlicher Versammlung die Zeichen des freien Mannes, Schild und Speer überreicht; fortan trat er als freier Mann in die Reihen des Heeres und nahm Theil an den öffentlichen Berathungen. Nach des Vaters Tode erbten die Söhne das Gut, die Töchter hatten daran keinen Antheil.

Die deutschen Frauen standen in hohem Ansehen. Man glaubte, es wohne ihnen etwas Heiliges inne und schrieb

ihnen die Gabe der Weissagung zu. Ihre Ehre war dem Manne heilig, und Niemand lächelte über das Laster. Die Ehe wurde vom Manne selten vor dem dreißigsten, von der Jungfrau selten vor dem zwanzigsten Lebensjahre geschlossen. Die Tochter erhielt keine Mitgift, vielmehr kaufte der Bräutigam die Braut den Eltern ab und schenkte der Braut ein gezäumtes Roß, Schild und Speer als bedeutungsvolle Zeichen, daß sie dem Manne in den Kampf folgen und in Krieg und Frieden, in Glück und Unglück seine getreue Gefährtin sein sollte.

Das äußere Abzeichen des freien Germanen war der Schmuck der Waffen, eine Auszeichnung, deren die Knechte für unwürdig erachtet wurden. Die Anführer im Kriege wurden nicht nach Geburt, sondern nach Tapferkeit und Tüchtigkeit gewählt und hießen, da sie vor dem Heere herzogen, Herzoge. Sie behielten ihr Amt nur für die Dauer des Kriegs und traten nach dessen Beendigung zurück. Auf die Wahl des Herzogs folgte das Aufgebot des Heerbannes, d. h. aller Wehrpflichtigen, indem ein Bote oder ein Pfeil oder Stab Tag und Nacht von Hof zu Hof ging und die Waffenfähigen einberief, worauf der Auszug erfolgte. Schon in den frühesten Zeiten finden sich die Anfänge des späteren Königthums und des Lehnswesens (vgl. XLIII.), indem sich an einen durch Tapferkeit und Reichthum ausgezeichneten Mann (Kuninc, d. h. König) Andere anschlossen und sich ihm zur Dienstleistung verpflichteten. Sie bildeten sein Gefolge (Gasindi), dessen Glieder Recken oder Degen hießen und von dem Kuninc Vertretung und Unterhalt empfingen. Streitigkeiten in der Gemeinde selbst wurden durch Richter entschieden, die von der Volksgemeinde gewählt wurden und da sie das Urtheil schöpften (fanden), Schöffen hießen. Das Recht war eigentlich nur Rache für erlittene Unbill; diese zu nehmen galt für Pflicht, worauf die Sitte der Blutrache beruhte. Mit Bewilligung des Verletzten konnte jedes Vergehen durch Zahlung einer Buße gesühnt werden. Schuld oder Unschuld wurden auch wohl durch einen Zweikampf zwischen Kläger und Beklagten entschieden (vgl. XLIII.).

Die Religion der alten Deutschen war ein ernster Naturdienst, nicht ohne sittlichen Gehalt. Sie verehrten ihre Götter

nicht in Tempeln, sondern im Dunkel heiliger Eichenhaine, zu denen das Volk wallfahrtete, und wo der Oberpriester im Namen des Volkes opferte. Als Schöpfer der Welt wird Allvater (Alfader) betrachtet, der aus dem Chaos das Lichtreich (Muspelheim) und das Nachtreich (Niflheim), schuf. In jenem hausen die Feuerriesen, in diesem die Todesgöttin Hela. Aus der Mischung der beiden Reiche entstand das Mittelreich, die Heimath der Menschen, die aus einer Esche erwachsen sind. Unter Allvater steht ein Kreis von zwölf Halbgöttern oder Asen, deren Oberster Odin (Wodan) ist. Bald schaut er als Gott der Sonne mit seinem einen Auge durch ein Fenster auf die Erde, bald jagt er mit schwarzem Mantel, den grauen Wünschhut auf dem Kopf, den Eschenspeer in der Hand, auf grauem Rosse durch die Luft, bald sendet er als Schlachtenlenker die jungfräulichen Wallkyren aus, um ihm auf der Wahlstatt die Helden zu erlesen, die bei ihm in Walhalla ein ewiges Freudenleben führen sollen. Nur wer den Heldentod stirbt gelangt dahin; die Anderen wandern in das Reich der bleichen Hela. In Walhalla aber reitet Odin täglich mit seinen Helden zu blutigem Kampfe aus. Der Abend sammelt alle zum herrlichen Mahle, des Nachts heilen die Wunden; dem Odin war der Mittwoch heilig; seine Gemahlin ist Frigga (Fria, Hulda), die Göttin der Ehen und Beschützerin der Hirten und Heerden. Ihr Sohn war der Donnergott Thor, der auf einem mit Böcken bespannten Wagen durch die Wolken fährt, aus denen er mit dem Blitze seinen Streithammer zur Erde schleudert, der stets von selbst in seine Hände zurückkehrt. Die Eiche war ihm heilig und der Donnerstag ihm geweiht. Der Kriegsgott hieß Tyr (Ziu); ihm war der Dienstag (Ziestag) heilig. Freyr war der Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, Freya die Göttin der Liebe und der Freitag ihr geweiht. Auch Sonne, Mond und besonders die Erde (Hertha, Narthus) wurden verehrt; die letztere hielt auf einem von Kühen gezogenen Wagen einen feierlichen Umzug im Lande und wurde dann in einem geheimnißvollen See gebadet. Außer diesen Göttern verehrten die Germanen Helden und weise Frauen als Halbgottheiten, wie den erdgeborenen Tuisco und seinen Sohn Mannus

und ihre Frauen, die als Schwanenjungfrauen, Alrunne, Feen, die Zukunft verkündeten. Drei Schicksalsgöttinnen, Nornen, regieren als Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft das Zeitliche und Vergängliche. Auch gab es Wichte, Elfen, Zwerge, Nixen und Riesen. Endlich tritt der Weltuntergang (Muspilli) ein; die Erde verbrennt, und eine bessere tritt an ihre Stelle, in der kein Uebel ist, und nur die Bösen bleiben im Höllenabgrunde.

Die Germanen, von deren Kriegen mit den Römern bereits (Thl. II.) die Rede war, schieden sich in mehrere Hauptstämme und verschiedene Völkerschaften. Im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung traten in Deutschland vier große Völkerbündnisse auf, welche für die Folge von Wichtigkeit sind; es waren der Bund der Alemannen zwischen Main und Donau, der Bund der Franken am Niederrhein und an der Nordsee, der Bund der Sachsen in Niederdeutschland westlich von der Elbe, und der Bund der Gothen, welche ihre früheren Sitze an der Ostsee verlassen hatten, um im Süden des heutigen Rußlands ein mächtiges Reich zu gründen, und sich in Ost- und Westgothen theilten (vgl. II.).

---

## II.

## Die Hunnen.

Um das Jahr 375 n. Chr. brachen die Hunnen, nomadische Horden, welche seit alten Zeiten in den Steppenländern des inneren Asiens umhergezogen waren, nach Westen auf, und veranlaßten durch den gewaltigen Stoß, den sie auf andere Völker ausübten, die sogenannte Völkerwanderung, welche das alte Römerreich zertrümmerte und nach vielen furchtbaren Stürmen erst mit dem Jahre 568 endigte. (Vgl. XII.)

Die Hunnen, ein den heutigen Kalmücken ähnliches Nomadenvolk, das Einige zur Monologischen Race zählen, Andere als einen unedleren Zweig des großen Türkenstammes betrachten, waren von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Ansehen. Sie zerschnitten sich in der Kindheit Kinn und

Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken. Sie hatten einen festen gedrungenen Körperbau, breite Schultern und einen dicken Kopf; aus dem häßlichen braungelben Gesichte mit hervorstehenden Backenknochen blickten kleine, tiefliegende Augen. So glichen sie nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers eher zweibeinigen Bestien oder grob zugehauenen Brückenpfeilern als Menschen. Sie lebten von wilden Wurzeln und rohem Fleische, welches sie ohne Feuer zubereiteten, indem sie es wie einen Sattel auf's Pferd legten und durch einen tüchtigen Ritt mürbe machten. Sie kannten weder Ackerbau noch feste Wohnsitze; von Kindesbeinen an schweiften sie im Freien, in Bergen und Wäldern umher und gewöhnten sich an Ertragung von Hitze und Kälte, von Hunger und Durst. Sie trugen Kittel von Leinen oder aus zusammengesetzten Fellen von Waldmäusen, Beinkleider aus Bockshäuten und Mützen aus Zottelfellen; und nicht eher wechselten sie das Kleid, als bis es ihnen in Fetzen vom Leibe fiel. Zum Fußkampf ungeeignet, sitzen sie beständig auf ihren kleinen, häßlichen, aber ausdauernden Pferden, auf denen sie kaufen und verkaufen, essen und trinken, Berathungen halten und schlafen. Ihre schmutzigen Weiber folgen ihnen auf Karren nach, wo sie ihre häßlichen Kleider verfertigen und die Kinder warten. Flüchtlingen ähnlich ziehen sie umher, keiner kann seine Heimath angeben, so daß es von ihnen heißt: „anderswo geboren, weiterhin erzogen." Was anständig und schicklich ist, wußten sie nicht; ohne Ahnung von einer Gottheit, ohne Treue gegen die Menschen, ohne Begriff von Recht und Unrecht, waren sie den Trieben ihrer thierischen Begierden hingegeben, jähzornig, wankelmüthig, raubsüchtig, insbesondere von unersättlicher Goldgier. Ihre Angriffe waren furchtbar. Mit einem schrecklichen Geheul beginnend, stürzten sie sich ohne alle Reihenordnung blitzschnell auf den Feind, schossen von fern schon, dahin und dorthin schweifend, ihre mit Knochen zugespitzten Pfeile ab, griffen dann in der Nähe zum Säbel und wenn der Feind ihren Hieben auswich, warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Sie umschwärmten unaufhörlich die feindliche Schlachtordnung und zogen sich eben so rasch nach jedem Ansturm wieder

zurück, um bald wieder hervorzubrechen und den Feind durch unausgesetzten Angriff zu ermüden.

Diese Feinde waren es, welche die Grenze von Europa überschritten und sich zuerst auf die zwischen Wolga und Don wohnenden Alanen stürzten. Die Alanen unterlagen im Kampfe, schlossen sich den Siegern an und wälzten sich mit ihnen auf das Volk der Ostgothen, die zwischen Don und Dnjepr saßen. Ueber sie herrschte der 110jährige König Hermanrich, der damals gerade an den Wunden darniederlag, welche ihm die Brüder einer Raxolanischen Fürstin, aus Rache für die grausame Hinrichtung derselben, beigebracht hatten. Um seinen alten Kriegsruhm nicht zu überleben, stürzte sich Hermanrich, an Sieg und Rettung verzweifelnd, in sein eigen Schwert. Die Ostgothen wurden darauf von den Hunnen geschlagen und über den Dnjepr in die Sitze der Westgothen gedrängt.

---

## III.

## Fridigern und Alaviv.

Aber auch das tapfere Volk der Westgothen, die sich vom Dnjepr bis zur Theiß ausdehnten, vermochte nicht dem ungeheuren Andrange dieser Völkerschwärme zu widerstehen. Nachdem sich ein Theil von ihnen unter dem König Athanarich nach den Karpathen gewandt hatte, stellten sich zwei Fürsten, Fridigern und Alaviv, an die Spitze der übrigen Westgothen. Sie schickten eine Gesandtschaft*) an den römischen Kaiser Valens und baten um Aufnahme im römischen Reich. Valens wies ihnen Wohnsitze in Thracien an, wogegen sie sich verpflichteten, den Römern Heeresdienst

*) An der Spitze dieser Gesandtschaft stand der ehrwürdige Bischof Ulphilas oder Wulfilas, der sich um sein Volk unsterbliche Verdienste erwarb, indem er zur Begründung christlicher Bildung unter demselben die Bibel in's Gothische übersetzte, eine Uebersetzung, deren Ueberreste das älteste auf unsere Zeit gekommene Denkmal deutscher Sprache sind.

zu leisten. Die Zahl der streitbaren Männer wird auf 200,000 angegeben; mit Weibern, Kindern und dem Troß gegen eine Million Menschen. Um sich gegen eine so große Volksmenge sicher zu stellen, hatte Valens befohlen, daß alle Westgothen vor der Ueberfahrt über die Donau die Waffen abliefern sollten. Aber die kaiserliche Verordnung wurde von den Beamten nicht befolgt. Die habsüchtigen römischen Aufseher ließen sich von den Westgothen bestechen, und diese behielten größtentheils ihre Waffen.

In Thracien, wo die Westgothen Wohnsitze erhielten, walteten zwei römische Statthalter, Maximus und Lupicinus, von denen die neuen Ankömmlinge die schmählichste Mißhandlung zu erdulden hatten. Die elendesten Nahrungsmittel, sogar Hundefleisch, wurden ihnen zu ungeheuren Preisen verabreicht. Nachdem die Westgothen, um den quälenden Hunger zu stillen, bereits alle ihre Habe und Sclaven hingegeben hatten, kam die Reihe an ihre Kinder, und viele, um nicht mit ihnen eines jämmerlichen Todes zu sterben, gaben sie den Römern als Sclaven hin. In so schwerer Drangsal fehlte es nur an einer Veranlassung, um die gerechte Erbitterung der Gothen zum offenen Ausbruch zu bringen, und diese Veranlassung blieb nicht aus.

Um die Gothen leichter unterdrücken zu können, suchten sich die Römischen Statthalter ihrer beiden Fürsten, Fridigerns und Alavivs zu bemächtigen. Zu diesem Ende lud Lupicinus beide zu einem Gastmahl nach Marcianopel ein. Sie erschienen mit einem großen bewaffneten Gefolge, das aber vor den Thoren der Stadt bleiben mußte, indeß die beiden Fürsten nur mit einer kleinen Leibwache in die Stadt einritten und bei dem Statthalter abstiegen. Während des Gastmahls entspann sich zwischen den Gothen und Römern ein Streit, indem jene, denen man die dringend begehrten Lebensmittel versagte, zu den Waffen griffen und sie mit Gewalt nahmen; im Gefecht wurden mehrere Römer erschlagen. Als Lupicinus dies vernahm, befahl er, die Leibwache, welche den Fürsten in die Stadt gefolgt war, niederzumachen. Fridigern und Alaviv hörten das Mordgeschrei; mit gezückten Schwertern springen sie vom Mahle auf und stürzen unaufgehalten durch die Menge der erstaunten Römer. Am Thore

schwingen sie sich auf ihre Rosse und jagen zu den Ihrigen, die sie mit Freudengeschrei empfangen.

Fridigern und Alaviv forderten nun ihr Volk zur Rache auf. Die Westgothen erhoben sich im ganzen Lande und zogen gegen Marcianopel, wo ihnen Lupicinus mit Noth ein römisches Heer entgegen stellte. Er ward geschlagen, und nun ergossen sich die Gothen unter Raub, Mord und Brand über ganz Thracien. Ihre Zahl vermehrte sich noch durch eine Schaar von Ostgothen, welche über die Donau gekommen waren, und durch einen Haufen ihrer Landsleute, welche im römischen Heere dienten und zu ihnen übergingen. Kaiser Valens schickte ein mächtiges Heer; es kam zu der blutigen, aber unentschiedenen Schlacht bei den Weiden, nicht weit von der südlichsten Donaumündung (377). Endlich erschien Valens selbst und schlug bei Adrianopel ein festes Lager auf. Vergebens ließ ihm sein Mitkaiser Gratianus, der ihm mit einem Heere zu Hülfe zog, sagen, er möge vor seiner Ankunft nichts unternehmen. Aber gerade deswegen beschleunigte Valens bei Adrianopel die Schlacht, um nicht den Kriegsruhm mit seinem jungen Neffen theilen zu müssen.

Fridigern, gleich gewandt im Krieg, wie in den Geschäften des Friedens, hatte durch verstellte Unterhandlungen den Kaiser in seinen Anstalten zur Schlacht lässig machen wollen, doch ohne Erfolg. Valens ließ sich nicht täuschen, sondern rückte am Morgen der Schlacht aus dem Lager gegen den Feind. Durch einen Fehler war sein rechter Flügel mit der Reiterei zu rasch ins Angesicht des Feindes gerückt, so daß der noch zu weit entfernte linke Flügel sich übereilen mußte, um in die Linie einzurücken. Aus List knüpfte Fridigern wieder Unterhandlungen an, während welcher die Römer den größten Theil des Tages in der ärgsten Sonnenhitze ohne Erquickung stehen mußten. So waren sie schon völlig ermattet, als die westgothische und alanische Reiterei plötzlich die Schlacht durch einen Angriff auf die römische Reiterei begann. Diese ergriff sogleich die Flucht, und nun wurde das verlassene Fußvolk umringt und niedergehauen. Der Kaiser, um noch zu helfen, wagte sich zu nahe an einen fechtenden Haufen und gerieth — es war schon dunkel — mitten in das Getümmel. Einige der Seinigen wollten ihn heraus-

hauen und retten; da traf ihn, wie man glaubt, ein Pfeil, und tödtlich verwundet wurde er von seinem Gefolge in eine nahe Feldhütte getragen und diese bewacht. Allein der Feind umringte die Hütte und verbrannte sie sammt dem Kaiser und seinem Gefolge. Zwei Drittheile des römischen Heeres lagen todt auf dem Wahlplatze. Es war ein Unglückstag für die Römer, wie einst der bei Cannä. Fridigern hatte durch einen großen Sieg die seinem Volke zugefügte Schmach gerächt (378).

---

## IV.

## Theodosius der Große.

(379—395).

Gratianus fühlte sich nicht stark genug, das durch den Aufstand der Gothen erschütterte Ostreich durch eigene Kraft zu schützen. Er ernannte daher den Theodosius, einen Spanier von Geburt, zum Mitregenten und Beherrscher des östlichen Reiches. Der gleichnamige Vater des Theodosius hatte sich unter der Regierung Valentinian's I. große Verdienste um das römische Reich erworben; aber nach dem Tode dieses Kaisers war es seinen Feinden gelungen, ihn beim Gratianus zu verdächtigen, der den Verläumdungen Gehör schenkte und den hochverdienten Mann zu Karthago hinrichten ließ. Jetzt berief Gratianus den in Spanien in völliger Zurückgezogenheit lebenden Sohn zum Mitregenten, und Theodosius rechtfertigte das Vertrauen, welches Gratianus in ihn setzte, ohne das seinem Vater widerfahrene Unrecht zu rächen.

Seine nächste und schwierigste Aufgabe war die Beruhigung der empörten Gothen, welche bereits fünf Monate lang das verwaiste Reich auf das Schrecklichste verheert und manche Gegend zur Einöde gemacht hatten. Den gewaltigen Feind zu vertreiben war nicht mehr möglich; so wollte ihn denn Theodosius wenigstens beruhigen und unschädlich machen. Mit Klugheit, Vorsicht und Milde ging er zu Werke; vollständig aber gelang ihm sein Plan erst nach Fridigern's

Tode, als Zwistigkeiten unter den Gothen selbst ausbrachen, die Theodosius klug benutzte. Endlich schloß er mit ihnen einen Frieden, nach welchem den Gothen als Verbündeten der Römer zusammenhängende Wohnsitze in Dacien, Mösien (Ungarn, Siebenbürgen, Moldau, Wallachei) und Thracien angewiesen wurden. Hier sollten sie frei von Abgaben unter eigenen Häuptern nach eigenen Gesetzen leben, dagegen die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und gegen Jahrgelder ein beständiges Heer für den römischen Kriegsdienst stellen. So nahm Theodosius 40,000 Gothen in sein Heer auf, die sich nun erst nach römischer Weise zu Kriegern ausbildeten, mit denen vorzugsweise der Kaiser seine folgenden Kriege führte.

Es war dem Theodosius beschieden, noch einmal das ungeheuere Römerreich unter seinem Scepter zu vereinigen, wozu ihm die Verhältnisse im Westen die Hand boten. In Britannien hatte sich ein Befehlshaber, Maximus, zum Kaiser aufgeworfen. Er ging nach Gallien hinüber, und der träge, genußsüchtige Gratian wurde auf der Flucht ermordet (383). Theodosius mußte nun zwar den Maximus als Statthalter anerkennen, aber dem jungen Valentinian II., der noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina stand, blieb doch Italien, Afrika und Illyrien, und Maximus mußte versprechen, ihn im ruhigen Besitze dieser Länder nicht zu stören. Dennoch brach er im Jahre 387 in Italien ein, und Valentinian mußte mit seiner Mutter und Schwester zum Theodosius fliehen. Dieser, der sich mit Valentinian's schöner Schwester Galla vermählte, griff zu den Waffen und besiegte den Maximus, der zu Aquileja hingerichtet wurde (388). Valentinian ward in den Besitz des ganzen Westreichs eingesetzt, indem sich Theodosius mit dem Osten begnügte und von den westlichen Ländern sich nichts aneignete.

Valentinian II., dessen Eigenschaften zu schönen Hoffnungen berechtigten, stand ganz unter der Herrschaft seines Oberfeldherrn Arbogast, eines Franken von Geburt, der den Kaiser nach seinem Willen lenkte. Um sich von diesem Drucke zu befreien, setzte Valentinian den Anmaßer ab, ward aber bald darauf von ihm ermordet. Arbogast bestieg den Thron nicht selbst, sondern überließ ihn dem Hofkanzler Eu-

genius. Da rüstete sich Theodosius mit Macht und drang in Italien ein. In der Hauptschlacht bei Aquileja (394) errang die Tapferkeit der von Alarich geführten Westgothen im Bunde mit einem furchtbaren Sturmwetter dem Kaiser den Sieg. Eugenius ward gefangen und hingerichtet, Arbogast aber tödtete sich selbst auf der Flucht. Theodosius war nun Alleinherrscher und das ganze römische Reich noch einmal, aber nur auf kurze Zeit, wieder vereinigt.

Außer seinen kriegerischen Unternehmungen verdient auch die kirchliche Thätigkeit des Theodosius rühmliche Erwähnung. Unter seiner Regierung wurden die heidnischen Opfer immer mehr eingeschränkt, bis endlich ein Gesetz den ganzen heidnischen Götzendienst streng untersagte und das Christenthum ausschließlich zur Staatsreligion erhob. Da mußte sich auch der römische Senat fügen, und die meisten Heiden, besonders vornehmen Standes, gingen zum Christenthum über. In beiden Theilen des Reiches begnügte man sich nicht die Tempel blos zu schließen, sie wurden im heiligen Eifer zerstört und in ihnen die schönsten Denkmäler der alten Baukunst. Die Zahl der Heiden nahm immer mehr ab; die Reste zogen sich auf die Dörfer zurück, wo sie sich noch lange hielten.*)

So wie Theodosius für die Ausbreitung und Befestigung des Christenthums eifrig bemüht war, so beugte sich der Beherrscher des mächtigen Reiches auch selbst vor der unsichtbaren Macht der christlichen Kirche und unterwarf sich willig ihrer Zucht. Theodosius hatte einst in einer Aufwallung seines Zornes, der er bei aller Milde seines Characters ausgesetzt war, zu Thessalonich die Ermordung eines seiner Befehlshaber dadurch gerächt, daß er unter dem im Circus versammelten Volke ein Blutbad anrichten ließ, bei dem nach der geringsten Angabe 7000 Menschen umkamen. Als er nun einige Zeit darauf zu Mailand in die Kirche gehen wollte, versagte ihm der Bischof Ambrosius den Eintritt und ermahnte ihn, seine große Sünde nicht dadurch mit einer neuen zu vermehren, daß er die vom Blute seiner ungerecht ermordeten Mitmenschen triefenden Hände zu Gott erhebe. Der

*) Daher der Name pagani (von pagus) eigentlich Dörfler, gleichbedeutend mit Heiden wurde.

Kaiser, tief ergriffen von dieser Mahnung, unterwarf sich der Kirchenbuße und erhielt erst nach acht Monaten die Lossprechung gegen die feierliche Zusage, daß künftig Todesurtheile erst nach 30tägigem Aufschub vollzogen werden sollten.

Nur vier Monate lang hatte Theodosius die Alleinherrschaft über das ganze römische Reich geführt, als er im Jahre 395 an den Folgen seiner Anstrengungen starb. Zuvor hatte er das Reich unter seine beiden Söhne, den 18jährigen Arcadius und den 11jährigen Honorius, getheilt; jener erhielt den Osten mit der Residenz Konstantinopel, dieser den Westen mit der Residenz Rom. Dem Arcadius hatte der Vater den Gallier Rufinus, dem Honorius den Vandalen Stilico als Reichsverweser zur Seite gestellt. Zwar war es nicht die Absicht des Theodosius, eine dauernde Trennung beider Reiche zu veranlassen, aber sie entstand in der Folge von selbst und ward durch die feindselige Stellung der beiden Reichsverweser nur noch befördert. So bildete sich ein abendländisch und morgenländisch römisches Reich aus, welches letztere von der darin herrschenden griechischen Sprache später das griechische (byzantinische) Kaiserthum genannt wurde.

---

## V.

## Alarich, König der Westgothen.

Jener Alarich, der als Führer der Westgothen in der Schlacht bei Aquileja dem Theodosius den Sieg erkämpfen half, stammte aus dem edlen Geschlecht der Balten (Tapferen). Bei dem Regierungsantritt der jungen Kaiser stellte er sich an die Spitze seines Volkes, das ihn zum König erhob, und erneuerte die Schrecken des Gothenkrieges. Unzufrieden über den zurückgehaltenen Sold, brach er mit Heeresmacht in Griechenland ein und unter schrecklichen Verwüstungen durchzogen die Gothen Thessalien, Macedonien, Thracien und Illyrien. Stilico eilte vom Westen herbei, sie zu bekämpfen, aber der eifersüchtige Rufinus verbat sich im Namen seines

Kaisers die Hülfe. Stilico rächte sich; er ließ westgothische Truppen, welche Theodosius nach Italien geführt hatte, nach Konstantinopel zurückkehren. Von ihrer Hand fiel der schuldige Rufinus; aber der einflußreiche Eutropius trat an seine Stelle und an ihm bekam Stilico einen noch gefährlicheren Gegner.

Unterdessen war Alarich mit seinen Westgothen durch die Thermopylen gedrungen, hatte Mittelgriechenland und den Peloponnes mit Feuer und Schwert verwüstet und viele Städte geplündert. Da landete Stilico im Peloponnes und drängte ihn in die Gebirge Arcadiens zurück. Beinahe hätte er den Alarich eingeschlossen und vernichtet, als dieser auf einem unbewachten Ausweg entschlüpfte und glücklich nach Epirus gelangte. Hierauf schloß Eutropius im Namen des Kaisers mit Alarich Frieden und ernannte ihn zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens, in der hinterlistigen Absicht, ihn als Werkzeug gegen Stilico in Italien zu gebrauchen.

Schon im Jahre 400 machte Alarich, mit allem Kriegsbedarf aus den Zeughäusern Illyriens versehen, den ersten Versuch, über die julischen Alpen in Italien einzudringen, aber dieser Versuch mißglückte. Bald traf er Vorbereitungen zu einem zweiten Einfalle nach Italien, und Stilico war, um dieses Land zu schützen, genöthigt, den Rhein und Britannien von Legionen zu entblößen und die Truppen nach Italien zu ziehen, wo der Mangel an tüchtigen Kriegern immer fühlbarer ward. Während der kränkliche Honorius, dessen Lieblingsbeschäftigung darin bestand, Geflügel zu füttern, sich in die Stadt Ravenna einschloß, welche durch Gräben und Sümpfe vor feindlichem Angriff geschützt schien, kämpften Alarich und Stilico am Ostertage des Jahres 403 die blutige Schlacht bei Pollentia (im heutigen Piemont). Sie war jedoch nicht entscheidend und Alarich setzte noch ein halbes Jahr lang Rom in Angst. Da soll es noch zu einer zweiten Schlacht bei Verona gekommen sein, die jedoch bezweifelt wird. Indessen verließ Alarich Italien, und Stilico schloß mit dem geschwächten, aber noch immer furchtbaren Feinde einen Vertrag, worin er zum Oberfeldherrn von ganz Illyrien ernannt ward und das Versprechen eines Jahrgeldes erhielt.

Kaum war Italien einige Jahre von dieser Noth befreit, als es von einem noch furchtbareren Feinde heimgesucht ward. Ein großer Völkerschwarm von Alanen, Gothen, Vandalen, Burgundern und andern germanischen Stämmen, bei 200,000 streitbare Männer mit Weibern und Kindern, brach unter einem Herzog Rhadagais über die Alpen in Italien ein (406). Unter Mord und Brand drangen sie unaufgehalten bis Florenz. Rom mit ganz Italien wäre verloren gewesen, wenn nicht Stilico's muthige Geistesgegenwart es zum zweitenmale gerettet hätte. Er schlug die Barbaren in der Nähe von Florenz; Tausende raffte Hunger und Krankheit hinweg; aber die Trümmer des geschlagenen Völkerschwarmes zogen nach Gallien und ergossen sich wie ein reißender Strom über das schutzlose Land, das jetzt alle Gräuel der Verwüstung ertragen mußte. Feuer und Schwert, Hunger und Pest wütheten unter den verzweiflungsvollen Bewohnern, von denen nur wenige Schutz in der Einsamkeit und Trost in der Religion fanden.

Unter solchen Umständen suchte Stilico den Alarich durch das Versprechen von 4000 Pfd. Goldes aus dem oströmischen Dienst in den weströmischen zu ziehen, um wenigstens Italien zu retten. Doch Stilico war schon längst von seinen Feinden bei dem Kaiser angeschwärzt und verdächtigt worden, als strebe er für seinen Sohn nach dem Throne. Honorius schenkte solchen Verläumdungen Gehör und ließ den verdienstvollen Mann, den Retter Italiens, zu Ravenna tödten (408). Ja man ließ in unseliger Verblendung die Weiber von 30,000 in römischen Diensten stehenden Söldnern ermorden. Die Strafe folgte diesen Freveln auf dem Fuße nach.

Voll Wuth stießen die 30,000 Krieger zu Alarich, dem noch immer der versprochene Tribut verweigert ward. Durch sie verstärkt, zog er mit seinen Westgothen nach Italien und rückte ohne Widerstand gerade auf Rom los, das seit Hannibal's Zeiten keinen Feind vor seinen Thoren gesehen hatte. Noch zählte die Hauptstadt der Welt über Eine Million Einwohner, aber Streitigkeiten, Hunger und Krankheit hatten ihre Kraft gebrochen: der alte Römergeist war längst von ihnen gewichen. Man beschloß mit Alarich zu unterhandeln und schickte eine Gesandtschaft an ihn ab. Als diese in prahle-

rischer Rede von dem unzählbaren Volke Roms und seiner waffenfähigen Mannschaft sprach, antwortete Alarich hohnlachend: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Und als sie seine Bedingungen zu hoch fanden und fragten, was er ihnen denn übrig lassen wollte, erwiderte er: „Eure Seelen!“ Endlich kam man überein, daß sich die Stadt mit 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers und einer Menge anderer werthvoller Gegenstände loskaufen sollte. So viel Gold konnten die Römer nicht auftreiben und mußten daher die goldene Bildsäule der Virtus oder Mannhaftigkeit einschmelzen, und es war, als ob damit auch der letzte Rest aller Tapferkeit mit eingeschmolzen wäre.

Alarich zog von Rom ab. Da aber Honorius den Vertrag nicht bestätigte und die Forderungen des Gothenkönigs nicht erfüllt wurden, so zog dieser im Jahre 409 zum zweiten Male vor Rom. Die Stadt mußte sich ergeben. Alarich setzte den Honorius, der sich zu Ravenna aufhielt, ab, und erhob den Stadthauptmann Attalus zum Kaiser. Doch auch mit diesem zerfiel Alarich, drang 410 zum dritten Mal gegen Rom und eroberte es in einem nächtlichen Sturm. Das Schicksal, das die stolze Roma in den Tagen ihres Glückes so mancher Stadt bereitet hatte, brach jetzt über diese selbst herein; aber die Sitten der Gothen waren durch das Christenthum schon so gemildert, daß es ihr nicht so unbarmherzig erging, wie sie es ihren Feinden zu thun gewohnt gewesen war. Die Stadt wurde zwar drei Tage lang geplündert, aber Kirchen, Geistliche und Flüchtlinge geschont, und wenn auch Einzelne Mord und andere Frevel verübten, so ging dies doch nicht von der Grausamkeit des ganzen Heeres aus. Ja man erzählt folgenden Zug christlichen Sinnes: Ein Gothe trat, um zu plündern, in das Haus einer Frau ein, bei der sich silberne und goldene Kirchengefäße befanden, die ihr zur Aufbewahrung übergeben worden waren. Als der Soldat sie nehmen wollte, belehrte ihn die Frau über die Bestimmung der Gefäße. Da ließ der Soldat sogleich davon ab und machte dem König die Anzeige. Alarich befahl die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurückzutragen. Die Römer, durch solche Großmuth begeistert, begleiteten die Gefäße unter Gebet und Gesang, und die plündernden Gothen,

erstaunt über den Vorgang, ließen vom Plündern ab und schlossen sich dem Zuge an.

Als Honorius hörte, daß Rom verloren sei, erschrak er, weil er glaubte, dieses Trauerschicksal habe sein Lieblingshuhn, das Roma hieß, getroffen; er tröstete sich aber, als sich ergab, daß darunter nur die Stadt Rom gemeint war.

Wenige Tage nach der Eroberung Roms brach Alarich, mit Beute beladen, nach Unteritalien auf, um von dort nach Sicilien und Afrika überzusetzen. Da aber ereilte der Tod den jungen Gothenhelden. Er starb, 34 Jahre alt, an einer Krankheit zu Consentia (jetzt Consenza) und ward von seinen Gothen in großartiger Weise bestattet. Sie leiteten den Fluß Busentus (Busento) ab, mauerten in dem trockenen Strombette ein Grab aus und senkten ihren todten König, in der Rüstung, auf dem Streitrosse, mit vielen Kostbarkeiten hinab. Dann leiteten sie den Fluß wieder darüber und tödteten die Gefangenen, welche die Arbeit verrichtet hatten, damit kein Römer erfahre, wo der große Alarich läge, und aus Habsucht oder Rache seine Ruhestätte störe.

Die Gothen erhoben jetzt den jugendlich blühenden, tapferen Athaulf (Adolf) auf den Schild und riefen ihn zu ihrem König aus. Dieser führte sie durch Italien nach Gallien. Er und nach seiner Ermordung (415) Wallia (bis 419) sind als die Gründer des Westgothenreiches zu betrachten, das sich auf beiden Seiten der Pyrenäen in Spanien und Gallien ausdehnte, und dessen Hauptstadt Toulouse war. In Spanien bestand dieses Westgothenreich bis 711, wo es den Arabern unterlag. (Vgl. XIV.)

---

## VI.

### Geiserich, König der Vandalen (429). — Hengst und Horsa, Führer der Angelsachsen (449).

Schon vor den Westgothen hatten sich andere Völker in der pyrenäischen Halbinsel niedergelassen. In Gallizien, dem nordwestlichen Theil des Landes, finden wir die Sueven, in

Lusitanien (ungefähr im heutigen Portugal) die Alanen; in der Mitte und im Süden des Landes saßen die Vandalen, von denen noch jetzt eine spanische Provinz den Namen Andalusien führt, unter ihrem König Geiserich oder Genserich. Schon längst war dieser nach dem Besitze des reichen Afrika lüstern, als ihm die Eifersucht zweier römischer Statthalter Gelegenheit gab, seine Vandalen aus Spanien nach Afrika zu führen.

Nach dem Tode des Honorius (423) regierte seine Schwester Placidia im Namen ihres unmündigen Sohnes, Valentinian's III. Sie besaß zwei tüchtige Feldherren, Aëtius, der sich um das Reich sehr verdient machte, und Bonifacius, Statthalter von Afrika. Leider aber herrschte unter beiden die bitterste Feindschaft. Aëtius suchte seinen Nebenbuhler Bonifacius aus der Provinz Afrika zu verdrängen und machte deshalb der Kaiserin seine Treue verdächtig, indem er ihr vorstellte, Bonifacius gehe damit um, sich selbstständig zu machen und sinne auf Empörung. Placidia rief daher den Bonifacius von seiner Statthalterschaft ab und zog ihn zur Verantwortung. Da rieth ihm der ränkesüchtige Aëtius, dem Befehle nicht zu gehorchen; er folgte dem tückischen Rathe und erklärte nun den Abfall, an den er ursprünglich nicht gedacht hatte. Um sich aber halten zu können, rief er zu seinem Beistande den Vandalenkönig Geiserich aus Spanien herbei.

Er kam im Jahre 429. Die Vandalen zeichneten sich vor allen Völkern durch Wildheit und Grausamkeit aus, und selbst das Christenthum hatte sie nicht zu veredeln vermocht. Geiserich war ein treues Abbild seines Volkes. Er war grausam und rachsüchtig, aber auch tapfer, kühn und voll weitausgehender, ehrgeiziger Pläne, die er mit Geschicklichkeit zu verbergen und bald mit offener Gewalt, bald mit List und Verschlagenheit auszuführen wußte.

Als die Vandalen nach Afrika übergesetzt waren, fielen sie, wie die freilich nicht ganz zuverlässigen Nachrichten melden, wie Raubthiere über das Land und seine Bewohner her, verheerten Aecker und Pflanzungen, zerstörten ganze Städte und Dörfer, tödteten aus bloßer Mordlust und zertrümmerten Kirchen und Paläste. Besonders folterten sie die Geist-

lichen, um ihnen die Kirchengefäße abzupressen; sie mißhandelten die Frauen, zerschmetterten die Kinder an Steinen und verübten die entsetzlichsten Gräuel. Zu spät bereute Bonifacius seine Uebereilung; vergebens versuchte er, sich den Vandalen zu widersetzen; er ward geschlagen und kam verzweiflungsvoll nach Italien. Placidia hatte eingesehen, wie schrecklich sie durch die Ränke des Aëtius hintergangen war und schenkte ihm wieder ihre volle Gnade.

Aber die schönste und reichste Provinz des Reiches, die Kornkammer Italien's, war für Rom auf immer verloren. Hier gründete Geiserich nun sein Vandalenreich mit der Hauptstadt Karthago, das zu einer Zuchtruthe für Rom bestimmt zu sein schien. Denn nicht zufrieden mit Afrika's Besitz, nahm er Corsica, Sardinien und einen Theil von Sicilien, indem er die Vandalen zu kühnen Seefahrern ausbildete. Bei der steigenden Verwirrung im römischen Reiche unternahm er, lüstern nach Rom's Schätzen, einen Zug nach Italien. Er landete (455) an der Tiber, und vierzehn Tage lang ward Rom von den Vandalen geplündert. Was an Bildsäulen und sonstigen Kunstschätzen in Tempeln und Palästen zu finden war, sammt den angesehensten gefangenen Römern, unter ihnen sogar die Kaiserin Eudoxia mit ihren Töchtern, wurde zu Schiffe gebracht und nach Karthago geschleppt. So war es dem Geiserich vorbehalten gewesen, die Zerstörung Karthago's am übermüthigen Rom noch nach Jahrhunderten zu rächen, und doch erfuhr dieses nicht das volle Maaß der Grausamkeit, die es einst über das unglückliche Karthago verhängt hatte.

Das Reich der Vandalen in Afrika hatte nur eine kurze Blüthe. Schon mit dem Tode Geiserich's begann der Verfall (477). Schwelgerei, Ueppigkeit und Weichlichkeit entnervten die kräftigen Vandalen; dazu kamen religiöse Streitigkeiten mit den römischen Einwohnern, welche grausam verfolgt wurden. Alles dies beschleunigte den Untergang des Reiches, bis es im Jahre 533 eine leichte Beute des griechischen Kaisers Justinian ward. (Vgl. XI.)

Zwanzig Jahre nach dem Verluste von Afrika sollte Rom auch die nördlichste seiner Provinzen, Britannien, einbüßen. Seitdem Stilico, um Italien zu decken, die römischen Legionen aus diesem Lande gezogen hatte, waren die verweichlichten Briten von allem Schutze entblößt und den beständigen Einfällen der räuberischen Picten und Scoten (im heutigen Schottland) ausgesetzt. Damals wohnten an der deutschen Nordseeküste die Sachsen, die schon oft mit ihren Raubgeschwadern die britischen Küsten heimgesucht hatten. Ein britischer König rief, um sich gegen Picten und Scoten besser helfen zu können, einen Häuptling der Sachsen zu Hülfe. Dieser sandte seine beiden Söhne, Hengist (Hengst) und Horsa, welche (449 ?) auf drei langen Schiffen mit 1000 Angeln, Sachsen und Jüten in Britannien landeten und die Picten und Scoten schlugen. Immer neue Haufen angelsächsischer Abenteurer gingen nach Britannien hinüber und setzten sich im Lande fest. Hier gründeten sie im Laufe von 130 Jahren sieben angelsächsische Reiche (die sogenannte Heptarchie). Zuerst ward Kent gegründet, dann folgten Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Northumberland und Mercia. Diese Reiche wurden 827 durch den König Egbert zu einem Reiche vereinigt und dadurch der Grund zum heutigen England gelegt.

---

## VII.

## Attila, König der Hunnen.

(433—453.)

Nachdem die Hunnen den ersten Anstoß zur großen Völkerwanderung gegeben hatten, ließen sie sich im Süden des heutigen Rußland's, zwischen der Wolga und untern Donau, nieder, wo sie mit ihren Heerden ein unstätes Wanderleben führten. Durch ihre Raubzüge bedrohten sie besonders das griechische (byzantinische) Kaiserthum, das sich nur durch einen jährlichen Tribut Ruhe vor ihnen erkaufen konnte. Am gefährlichsten und furchtbarsten wurden ihre Angriffe, als die

zahlreichen Stämme der Hunnen, die bis dahin unter vielen Häuptlingen gestanden hatten, unter einem Oberhaupte vereinigt wurden. Dies geschah durch Attila, der in Verbindung mit seinem Bruder Bleda durch List und Gewalt die meisten Stämme der Hunnen unter seine Botmäßigkeit brachte.

Attila, den die Sage Etzel nennt, zeigte in seinem Aeußeren die ganze Häßlichkeit des Hunnischen Stammes. Seine Gestalt war kurz und gedrungen: er hatte kleine Augen, dünnen Bart und eine Stülpnase; dabei besaß er große Leibeskraft und bekundete in Gang und Haltung den Stolz und die Würde des Herrschers. Schrecklich im Kriege gegen Feinde, war er gnädig gegen Hülfeflehende und gütig gegen Schützlinge. Den ihm unterworfenen Völkern ließ er Sprache, Sitten und Gesetze und verpflichtete sie nur zur Heeresfolge und zu einem jährlichen Tribut. Im Kriege führte er selbst den Oberbefehl, im Frieden saß er gern selbst zu Gericht und sprach allen Recht ohne Unterschied der Person. An seiner Umgebung liebte er die Pracht, während er für sich in Nahrung, Kleidung und Pferdeschmuck höchst einfach war. Seine Gäste aßen von goldenen und silbernen Geschirren, er selbst duldete auf seiner Tafel nur hölzerne Gefäße. Er aß nur Fleisch und enthielt sich, wie ein echter Hunne, des Brodes, als einer zu weichlichen Nahrung. Bei Gastmählern liebte er um sich herum Gesang und Scherz, während er selbst stets einen strengen Ernst beobachtete.

Sein Wohnsitz befand sich im heutigen Oberungarn zwischen der Theiß und Donau, wo das Lager der Hunnen allmählich zu einem großen Dorfe geworden war. Die Häuser, auch das des Königs, waren nur von Holz; aber doch war sein mit Pfahlwerk befestigter Palast mit allen Bequemlichkeiten, mit Hallen und Bädern versehen; überhaupt war sein Hoflager mit einer Pracht ausgestattet, die der am griechischen und römischen Hofe nichts nachgab.

Seine äußere Erscheinung erregte Furcht und Staunen, und es verbreitete sich der Glaube an seine Unwiderstehlichkeit, zumal er vorgab, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben. Ja es ging die Sage, wenn er sein geheimnißvolles, ihm vom Kriegsgott selbst gegebenes Schwert in

die Erde stieß, hätten hundert Völker gebebt und Rom und Konstantinopel in ihren Grundvesten gezittert. Er selbst nannte sich Gottesgeißel, und in der That, er war zu einer Zuchtruthe der Völker auserkoren. Die Grenzen seines Reiches lassen sich nicht bestimmt angeben, doch herrschte er bis tief in Deutschland hinein. Ein Haufe von Königen und Fürsten umgab den Gewaltigen: sie erschienen wie seine Diener, zitterten bei seinen Winken und eilten seine Befehle zu vollziehen. Unzählbar waren die Heeresmassen, die er zu seinen Kriegen aufbot. Aber er wußte nicht blos mit dem Schwerte dreinzuschlagen; er durchschaute auch die Verhältnisse mit Klugheit und griff darin ein mit berechnender List, mit starkem und unternehmendem Geist.

Bei seinem ersten Auftreten zwang er (433) den Hof von Konstantinopel, das Jahrgeld auf das Doppelte zu erhöhen. Diese Forderung wiederholte er in der Folge mehrmals. Ward sie verweigert, so erfolgte ein verheerender Einfall in das griechische Reich. Den zerstörendsten unternahm er im Jahre 437; die Provinzen Thracien, Illyrien und Nordgriechenland wurden schrecklich verwüstet, siebenzig Städte geplündert und selbst Konstantinopel bedroht. Der griechische Hof mußte die schmählichsten Friedensbedingungen eingehen und dem Attila nicht nur ein Stück Land im Süden der Donau abtreten, sondern auch den jährlichen Tribut von 700 Pfund Gold auf 2100 Pfund erhöhen.

Nachdem Attila (444) seinen Bruder Bleda aus dem Wege geräumt hatte, war er Alleinherrscher aller Hunnen. Obschon dem griechischen Reiche ein gefährlicher Nachbar, richtete er doch seinen Hauptstoß gegen den Westen von Europa. Man erzählt, daß Honoria, die Schwester Kaiser Valentinian's III., dem Attila heimlich ihre Hand und die Hälfte des römischen Reiches als Mitgift angetragen habe. Auch reizte ihn der Vandalenkönig Geiserich zu einem Angriff gegen Rom. Wie dem auch sei, im Jahre 451 brach er an der Spitze einer halben Million Streiter auf; alles vor sich niederwerfend durchzog er das heutige Oestreich und Baiern und ging über den Rhein nach Gallien. Zertrümmerte Städte und alle Gräuel der Verwüstung bezeichneten seine Heeresfahrt.

Aber auch die Völker des Westens hatten sich verbunden, die gemeinsame Gefahr tapfer abzuwehren. Aëtius hatte einen Bund der Römer, Westgothen, Alanen, Franken, Sachsen und Burgunder zu Stande gebracht. In den catalaunischen Gefilden, in den weiten Ebenen von Chalons (Chalons sur Marne), ward (451) die große Völkerschlacht geschlagen, in der es sich entscheiden mußte, ob christlich-germanische Bildung oder hunnische Barbarei über Europa herrschen sollte.

In dieser Hunnenschlacht führte auf Seiten der Verbündeten den rechten Flügel Theodorich, König der Westgothen, den linken der römische Feldherr Aëtius, in der Mitte stand Sangipan mit seinen Alanen. Auf Seiten der Hunnen befehligte der Gepidenkönig den einen, drei Ostgothenfürsten den anderen Flügel, Attila die Mitte. Alle seine Völker und Führer harrten stumm und ängstlich auf seine Befehle. Nachdem er sie ermahnt und bedeutet hatte, daß sie sich aus den Römern nichts machen, dagegen besonders auf die Westgothen und Alanen werfen sollten, in denen die Kraft des Feindes bestehe, schloß er mit den Worten: „Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr fliehet; richtet eure Augen auf mich! Ich schreite voran, wer mir nicht folgt, ist des Todes.“ Und nun begann die furchtbarste Schlacht, deren die Geschichte gedenkt. Beide Theile suchten einen die Gegend beherrschenden Hügel zu gewinnen und dort war das Würgen am schrecklichsten. Schon hatte Attila das römische Treffen durchbrochen und die Römer zur Flucht gezwungen; schon war auch Theodorich, nachdem er die Seinen befeuert, im Getümmel gefallen: da stellte sich der junge Königssohn Thorismund an die Spitze der Westgothen, die voll Wuth über den Fall ihres Königs unaufhaltsam vordrangen. Die Hunnen wichen, der Sieg der Verbündeten war entschieden. Attila mußte sich bei einbrechender Nacht in seine Wagenburg zurückziehen und traf Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Angriff. Er ließ sogar aus Sätteln und hölzernen Schilden einen Scheiterhaufen aufthürmen, um sich im Fall des Unterliegens mit seinen Schätzen zu verbrennen. Wirklich wollten die Westgothen noch in derselben Nacht, nachdem sie ihren gefallenen

König unter Klagegesang und Waffengetön bestattet hatten, zum Angriff schreiten; allein Aëtius war dagegen und rieth dem jungen Thorismund in die Heimath zu ziehen, weil ihm sonst seine Brüder die Krone streitig machen könnten; in Wahrheit aber besorgte er, daß nach völliger Vernichtung der Hunnen die Macht der Westgothen den Römern gefährlich werden könnte.

Von der Furchtbarkeit der Hunnenschlacht zeugt die Angabe, daß auf beiden Seiten über 160,000, ja nach Anderen 300,000 geblieben seien, und die Sage berichtet, daß die Geister der Erschlagenen noch drei Tage nachher in den Lüften mit einander gerungen haben.

Doch war Attila noch stark genug, im folgenden Jahre (452) einen Einfall in Italien zu machen. Er erstürmte die feste Grenzstadt Aquileja, die er bis auf den Grund zerstörte, verwüstete noch andere Städte und erfüllte ganz Oberitalien mit Mord, Brand und Raub. Damals flohen die Einwohner der Landschaft Venetien vor den Hunnen auf die kleinen Inseln der Lagunen des adriatischen Meeres und legten den Grund zu der berühmten Republik Venedig.

Schon war Attila im Begriff auf Rom loszugehen, als ihm der römische Bischof Leo I. der Große an der Spitze einer Gesandtschaft entgegen ging und ihn im Namen Gottes und des Kaisers beschwor, der Stadt und des Landes zu schonen. Der Bischof erinnerte den Attila an den alten Glauben, daß jeder Eroberer, der sich an der ewigen Roma vergreife, bald das Ziel seiner Thaten finde und wies ihn auf Alarich hin, der ja auch kurze Zeit nach der Erstürmung Roms in der Blüthe seiner Jahre vom Tode dahingerafft worden sei. Die Vorstellungen des Bischofs, jedenfalls auch noch andere Gründe, bewogen Attila zur Rückkehr. Er verließ Italien und zog in die Heimath.

Diese Heerfahrt war seine letzte. Im folgenden Jahre (453) vermählte er sich mit der schönen Burgunderin Ildico und starb in der Brautnacht an einem Blutsturz. Nach Anderen stieß ihm Ildico den Racheſtahl ins Herz. Bei seiner Leichenfeier ritten die Hunnen mit abgeschnittenen Haaren und zerfetzten Gesichtern um den in einem Prachtzelt ausgestellten Leichnam ihres großen Königs in weiten Kreisen

herum und priesen seine Thaten. Dann ward er in einen goldenen Sarg gelegt, den ein silberner und zuletzt ein eiserner umschloß, und mit seinen Lieblingsgeräthen und anderen Kostbarkeiten begraben. Die, welche das Grab gemacht hatten, wurden getödtet, damit die Ruhestätte des Hunnenkönigs nicht verrathen werde.

Nach seinem Tode zerfiel sein Reich; seine Söhne, denen des Vaters Herrschergeist fehlte, vermochten nicht, es zusammenzuhalten. Die unterworfenen Völker, besonders Ostgothen und Gepiden, machten sich wieder selbstständig.

---

## VIII.

## Romulus Augustulus, letzter römischer Kaiser. Odoaker, König von Italien (476).

Das römische Reich, von dem die Germanen eine Provinz nach der andern losgerissen hatten, eilte seinem Untergange immer mehr entgegen. Der Kaiserthron war eine Reihe von Jahren hindurch, von 456—472, ein Spielball in den Händen des weströmischen Feldherrn Ricimer, eines Sueven von Geburt, der es verschmähte, den Thron selbst zu besteigen und es vorzog, ihn an solche zu vergeben, in denen er willenlose Werkzeuge seiner Pläne zu finden hoffte. Täuschte er sich in seiner Wahl, so wußte er sich seines Namenskaisers bald wieder zu entledigen, und eine andere Kaiserpuppe bestieg den Thron.

Vier Jahre nach dem Tode dieses Ricimer trug der 15jährige Romulus Augustulus den kaiserlichen Purpur. Unter ihm verlangte das meist aus deutschen Söldnern bestehende Heer zur Belohnung für geleistete Dienste den dritten Theil der Ländereien Italiens. Da sie verweigert wurden, rückte Odoaker, Anführer der Heruler, Rugier und anderer deutscher Miethstruppen, über die Alpen nach Italien und setzte den Romulus Augustulus ab (476). Aus Mitleid mit seiner Jugend schenkte er ihm das Leben und verwies ihn auf ein Landgut in Campanien, das ehemals der be-

rühmte Lucullus besessen hatte. Hier lebte der letzte abendländische Kaiser von einem Jahrgehalt. Sein Name erinnert an den Gründer des einst so ruhmvollen Reiches und mußte die Römer mit um so tieferem Schmerz über dessen schmählichen Untergang erfüllen.

In Italien herrschte jetzt Odoaker als deutscher Heerkönig. So waren denn die Deutschen, die so oft den stolzen Bau des römischen Reiches erschüttert hatten, als Sieger bis in den Mittelpunkt desselben vorgedrungen. Die göttliche Vorsehung hatte sie erkoren, die alte Welt zu zertrümmern und auf diesen Trümmern eine neue, auf dem Christenthum beruhende Welt aufzubauen. — Unter Odoaker's milder Regierung genoß das durch so viele Stürme erschöpfte Italien einer wohlthätigen Ruhe.

---

## IX.

## Theodorich, König der Ostgothen.

(493—526 n. Chr.)

Nachdem Odoaker dreizehn Jahre lang über Italien geherrscht hatte, traf auch ihn das Loos, von einem Mächtigern gestürzt zu werden. Er fand seinen Ueberwinder an Theodorich, König der Ostgothen.

Die Ostgothen saßen nach ihrer Befreiung vom hunnischen Joch im heutigen Westungarn (Pannonien), wo sie von drei Brüdern beherrscht wurden. Das beutelustige Volk beunruhigte durch öftere Einfälle das griechische Reich und nöthigte den Kaiser zu einem jährlichen Tribut, worüber zwischen den Ostgothen und dem griechischen Hofe bestimmte Verträge abgeschlossen wurden. Zur Bestätigung solcher Verträge sandte einst Theodomir, einer der drei Ostgothenkönige, seinen siebenjährigen Sohn Theodorich als Geißel nach Konstantinopel. Im kaiserlichen Palaste fand der geweckte Knabe Gelegenheit, Kenntnisse und Einrichtungen der Griechen kennen zu lernen, die seinem Volke damals noch ganz unbekannt waren. Acht-

zehn Jahre alt kehrte er, unverdorben an Leib und Seele, zu seinem Vater zurück, welchem damals auch die Ländergebiete seiner Brüder zugefallen waren. Als Theodomir bald nachher starb, wurde Theodorich einstimmig als König der Ostgothen anerkannt.

Obschon der griechische Kaiser Zeno durch allerlei Gunstbezeigungen den jungen Theodorich für sich zu gewinnen suchte, so beschloß dieser doch nach mancherlei Zwistigkeiten mit dem griechischen Hof, sich einen andern Schauplatz seiner Thaten zu suchen. Er machte daher dem Kaiser Zeno den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien zu ziehen und Odoaker aus diesem schönen Lande vertreiben zu wollen. Da Zeno den Odoaker als Anmaßer betrachtete, so kam dieser Antrag seinen Wünschen gelegen; zugleich wurde er auf diese Weise der gefährlichen Ostgothen entledigt. So ertheilte er denn durch eine Urkunde dem Theodorich den Besitz von Italien.

Nun brach das Volk der Ostgothen auf (488). Männer, Weiber, Kinder zogen mit den Heerden und aller Habe nach der Donau, gingen über die Sau und wanderten Italien's Grenzen zu. Nach einem harten Kampfe mit den Gepiden, zwischen der Donau und Sau, stiegen sie im Frühling des Jahres 489 die Alpen hinab. Auf diese Nachricht eilte Odoaker mit seinem Heere herbei. In der Gegend von Aquileja stieß er auf einen furchtbaren Schwarm. Er ward geschlagen und setzte sich fliehend an der Etsch in der Nähe vou Verona (Bern). Zum zweiten Male verlor er die Schlacht und mußte hinter den Mauern Ravennas Sicherheit suchen. Noch einen dritten Sieg errang Theodorich (490), durchzog nun ganz Italien, das sich ihm unterwarf und kehrte nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoaker's ein Ende zu machen. Aber drei Jahre lang vertheidigte sich der tapfere Mann, bis ihn zuletzt das Murren der Einwohner zwang, einen Vergleich mit Theodorich abzuschließen. Er übergab die Stadt auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle (493). Allein schon einige Tage nach der Uebergabe ward er, angeblich weil er auf Empörung sann, mit seinen Getreuen niedergehauen. Die Ostgothen riefen nun Theodorich als König von Italien aus. Die Sage

nennt ihn von seinem Siege bei Verona Dietrich von Bern.

Die Gothen, gegen 200,000 streitbare Männer, nahmen den dritten Theil aller Ländereien Italien's in Besitz. Theodorich hatte seinen Wohnsitz meist in Ravenna und regierte von hier aus seine weitläufigen Staaten. Ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inseln, sondern auch ein Theil des südlichen Galliens, die Länder zwischen den Alpen bis gegen die Donau hinauf und ein großer Theil von Pannonien und Dalmatien. Nordwärts sicherte er seine Grenzen durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbarn. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm; die Alemannen schlossen sich ihm an; sein Ansehen und seine Macht zeichnete selbst den Franken in ihren Eroberungen gegen die Westgothen Grenzen vor. Sogar entfernte Nationen erwiesen ihm durch Geschenke ihre Achtung. „Ja es gab kein Volk im Abendlande," sagt ein Geschichtsschreiber, „welches dem Theodorich so lange er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte." Sein väterliches Verhältniß zu jenen germanischen Fürsten erhellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe an sie: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; Ihr seid junge Helden, mir gebührt Euch zu rathen. Eure Anordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr Euch von den Leidenschaften beherrschen laßt: denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen." So waltete Theodorich der Große als ein Völkerhirt und Friedenshort unter seinen germanischen Stammverwandten. Der griechische Kaiser, der gern die Oberhoheit über Italien behauptet hätte, mußte seine Herrschaft anerkennen, und in der That regierte Theodorich unabhängig und selbstständig in seinen Landen.

Theodorich ließ die römischen Einrichtungen bestehen und besetzte Stellen und Aemter in der Regel mit Römern. So änderte sich in Italien nichts weiter, als daß ein gothischer König an die Stelle des römischen Kaisers getreten

war. Die Gothen standen ganz abgesondert unter ihren Herzogen, Grafen und Hauptleuten. Die militärische Einrichtung, zu welcher das lange Umherziehen aller wandernden Stämme der Germanen genöthigt hatte, wurde auch bei der Ansiedelung beibehalten, und die Befehlshaber im Kriege blieben zugleich die Richter und Beamten im Frieden. Die Streitigkeiten zwischen Römern und Gothen schlichtete der gothische Graf mit Zuziehung eines römischen Rechtsgelehrten; im Ganzen galt gothisches Recht für die Gothen, römisches für die Römer. Seinen Gothen wies der König den Wehrstand und unablässige kriegerische Uebung als ihren Beruf an: die bürgerliche Thätigkeit sollte den Eingeborenen überlassen bleiben. Ja der König soll sogar die Gothen abgehalten haben, ihre Kinder in die römischen Schulen zu schicken, weil diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die schon jung vor der Ruthe gezittert hätten. Er selbst konnte, wie die Sage geht, nicht einmal seinen Namen schreiben, sondern zeichnete die vier Anfangsbuchstaben desselben durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren. Doch besaß er regen Sinn für höhere Bildung und zog die kenntnißreichsten Römer mit Achtung hervor. Unter ihnen nahm Cassiodorus die erste Stelle ein, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Einsicht, und in den öffentlichen Geschäften wohl erfahren. Er genoß Theodorich's Zutrauen in hohem Grade und wurde von ihm zu den höchsten Staatswürden befördert. Die Verordnungen des gothischen Königs flossen meist aus seiner Feder.

Theodorich und seine Ostgothen waren dem Arianischen Glauben zugethan;*) doch bewies der König gegen die katholischen Römer eine solche Milde und Duldung, daß diese weder verfolgt noch in ihren Rechten gekränkt wurden. Auch die Juden nahm er gegen Verfolgungen in Schutz.

---

*) Die Arianer haben ihren Namen von Arius, einem Kirchenlehrer zu Alexandrien, welcher in Bezug auf die Natur Jesu Christi behauptete, Christus sei vom Vater erschaffen und habe deswegen nur Wesensähnlichkeit mit ihm, während die katholische Kirche eine völlige Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater annimmt. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde die Lehre des Arius als ketzerisch verdammt (325).

Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte der König eine Reise nach Rom, und hielt daselbst einen Triumph im römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm im feierlichen Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden pflegten. Er verweilte ein halbes Jahr, um die Meisterwerke der noch immer prächtigen Stadt zu bewundern, und setzte große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus.

Unter seiner 33jährigen Regierung blühten Ackerbau, Handel und Gewerbe herrlich auf. Leider befleckte der König vor seinem Ende den Ruhm seiner Herrschaft, die so viel Segen über Italien verbreitet, durch eine That des Mißtrauens und blutiger Grausamkeit. Die Veranlassung dazu war folgende:

Unter der Regierung des griechischen Kaisers Justin I. ergingen von Konstantinopel aus die härtesten Verordnungen gegen den Arianischen Glauben. Theodorich, der mit seinem Volke an diesem Glauben hing, besorgte eine Empörung seiner römischen Unterthanen, die über jene Verordnungen lauten Beifall äußerten und ihn im Stillen als einen Barbaren und Ketzer haßten. Er ward argwöhnisch, und seine bisherige Duldung verwandelte sich in Härte. Unbewiesene Anzeigen von verrätherischen Umtrieben römischer Großen gegen seine Herrschaft brachten ihn von der Bahn der Gerechtigkeit ab. Er ließ den wegen seiner Kenntnisse und Rechtschaffenheit angesehenen Senator Boëthius verhaften und hinrichten, und da dessen Schwiegervater, der greise Symmachus, über den Tod des Schwiegersohnes zu laut gemurrt hatte, erfuhr er dasselbe Schicksal (525).

Bald aber ereilte den Theodorich die Strafe. Sein Gewissen erwachte, und bei Tafel glaubte er einst, wie die Sage berichtet, in dem aufgesperrten Maule eines großen Fisches die Leiche eines unschuldig Gemordeten zu sehen, der nach Rache dürstete. Von Reue ergriffen, verfiel er in eine Krankheit und starb (526). Er ward in dem von ihm selbst errichteten Grabmal beigesetzt.

Mit seinem Tode ging auch die Blüthe seines Reiches unter. Seine Tochter Amalasuntha verwaltete für ihren unmündigen Sohn Athalarich das Reich. Als aber der

durch weibische Erziehung verweichlichte Enkel des großen Theodorich in seinem vierzehnten Jahre (534) gestorben war, nahm sie ihren Vetter Theodat zum Mitregenten an. Kaum stand dieser an der Spitze der Regierung, so ließ er viele treue Anhänger Amalasuntha's tödten und bald darauf die Königin selbst ermorden. Diesen Mord zu rächen, begann der griechische Kaiser Justinian, der noch immer auf Italien Ansprüche machte, den Kampf gegen die Ostgothen, der im Jahre 554 mit dem völligen Untergange dieses Volkes endete (vgl. XI.).

---

## X.

## Chlodwig, Gründer des Frankenreiches.

(481—511.)

Ein Zeitgenosse des großen Theodorich war Chlodwig, König der Franken. Die Franken theilten sich in die ripuarischen und salischen, von denen jene an beiden Ufern des Niederrheins, diese im nördlichen Gallien wohnten. Sie standen unter mehreren Fürsten, von denen Chlodwig, aus dem Geschlechte der Merovinger, einen Theil der salischen Franken beherrschte. Der Mittelpunkt seiner Herrschaft war Tournay zwischen Somme und Maas.

In einem Alter von fünfzehn Jahren folgte er (481) seinem Vater in der Regierung. Aber dem thatendurstigen Jüngling war das väterliche Reich viel zu eng; er beschloß, es durch Eroberungen auszudehnen und wußte zu diesem Zwecke kriegerische Kraft mit List und Verstellung zu verbinden. Das Land zwischen Loire, Somme, Aisne und dem Meere stand damals unter dem römischen Statthalter Syagrius, der sich hier auch nach dem Untergange des weströmischen Reiches noch behauptete. Nach diesem Gebiete streckte Chlodwig zuerst seine Hand aus. Er forderte den Syagrius heraus, Ort und Zeit zur Schlacht zu bestimmen, und dieser nahm die Forderung an. Chlodwig verband sich mit zwei anderen fränkischen Fürsten und schlug den Syagrius

bei Soissons (486). Der Geschlagene floh zum Könige der Westgothen, der ihn jedoch dem Frankenkönig auslieferte. Chlodwig ließ den besiegten Gegner hinrichten und nahm das Land bis an die Loire in Besitz.

An der Rhone und Saone, in Helvetien und Savoyen lag das Reich der Burgunder, das zur Zeit Chlodwigs unter vier Brüder getheilt war. In dieser Königsfamilie herrschte blutige Zwietracht. Gundobald, der mächtigste der vier Könige, räumte einen seiner Brüder sammt dessen Gemahlin und seinen Söhnen aus dem Wege und hielt die Tochter des Ermordeten, Chlotilde, in strengem Gewahrsam. Schlau begehrte Chlodwig die kühne Chlotilde zur Ehe (493). Gern hätte Gundobald sie ihm verweigert, aber aus Furcht vor dem Frankenkönig willigte er ein und gab sie sammt ihres Vaters Schätzen heraus. Voll Freuden über ihre Erlösung aus der Haft des Oheims folgte Chlotilde ihren Brautwerbern. Auf ihr lastete nach altgermanischer Sitte die Pflicht der Blutrache, und schon auf ihrer Reise zum Chlodwig bat sie ihre fränkischen Begleiter, sie gleich jetzt durch Abbrennung der Burgundischen Höfe an ihrem Oheim, dem Mörder ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Brüder, zu rächen. Es geschah und mit herzlicher Freude, ja sogar mit Dank gegen Gott blickte sie von Zeit zu Zeit in die weitleuchtende Landschaft zurück. Vielleicht wäre es schon damals zum Kriege zwischen Chlodwig und den Burgundern gekommen, wozu Chlotilde ihren Gemahl unablässig anreizte, wenn der Frankenkönig nicht Veranlassung zum Kriege gegen die Alemannen gefunden hätte.

Die Alemannen wohnten an beiden Seiten des Oberrheins und dehnten sich südlich bis in die Schweiz, östlich bis zum Lech, nördlich bis zur Lahn aus. Im Jahre 496 überzogen sie einen König der ripuarischen Franken, Siegbert, der in Köln saß, mit Krieg, und Chlodwig zog seinem Vetter zu Hülfe. Bei Zülpich (Tolbiacum), dessen Lage nicht mehr zu bestimmen ist (vielleicht in der Nähe von Bonn?), kam es zur Schlacht. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen, da rief Chlodwig, der mit seinem Volke noch dem Heidenthume anhing, zum Gotte seiner Gemahlin, die dem katholischen Christenthum zugethan war:

„Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen, denn meine Götter verlassen mich; wenn du mir in dieser Noth beistehst, will ich an dich glauben!“ Der Kampf erneuerte sich; der Herzog der Alemannen fiel, sein Volk floh, und Chlodwig zog als Sieger durch die schönen alemannischen Gauen am Mittelrhein und Main, die nun fränkisches Eigenthum wurden.

Schon oft hatte Chlotilde versucht, ihren Gemahl zum Christenthum zu bekehren. Jetzt nach diesem gewonnenen Sieg erinnerte sie und der Bischof Remigius von Rheims den König an die Erfüllung seines Gelübdes. Klüglich erforschte dieser erst die Gesinnung seiner Franken, die in einer Versammlung erklärten, daß sie ihre sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gotte folgen wollten, der den Franken so wunderbar den Sieg verliehen habe. So fand denn am Weihnachtsfeste des Jahres 496 die Taufe statt, mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes. Chlodwig und 3000 seiner Edlen, alle mit weißen Kleidern angethan, zogen durch die festlich geschmückten Straßen von Rheims in die hell erleuchtete und von Weihrauch duftende Kirche des heiligen Martin. Beim Eintritt in die Kirche fragte er den ihn führenden Bischof ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dies das Reich, welches Ihr mir versprochen habt?“ — „Nein,“ antwortete Remigius, „es ist nur der Weg, der in dasselbe führt.“ Als darauf das Taufbecken mit Wasser gefüllt und der Balsam ausgegossen wurde, und die wohlriechenden Wachskerzen flammten, vermeinten die Franken, die Luft des Paradieses zu athmen, und der Bischof sprach zum König: „Beuge in Demuth Dein Haupt, stolzer Sigambrer! verbrenne, was Du angebetet, und bete an, was Du verbrannt hast!“ Darauf legte der König das Bekenntniß des Glaubens an den dreieinigen Gott ab, ward getauft, mit dem heiligen Oele gesalbt und dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Auch die 3000 Franken seines Gefolges empfingen das heilige Bad, so wie Chlodwigs Schwester Audofleda. Bei Chlodwigs Taufe, berichtet die Sage, fehlte das Salböl, weil der Priester, der es herbeitragen sollte, nicht durch die Volksmenge durchdringen konnte. Da kam auf das Gebet des Bischofs Remigius eine weiße Taube vom

Himmel herabgeflogen und brachte in ihrem Schnabel ein Fläschlein geweihten Oels.

Während alle anderen germanischen Könige dem Arianischen Glauben huldigten, war Chlodwig nun der einzige rechtgläubige König in der Christenheit, weshalb ihm der römische Bischof den Beinamen des Allerchristlichsten Königs ertheilte, den alle seine Nachfolger auf dem fränkischen Throne trugen. Obgleich Chlodwig das Christenthum nur äußerlich annahm, indem sein Herz, wie die folgende Erzählung zeigen wird, nicht gebessert ward, so war doch seine Bekehrung, der allmählig alle seine Franken folgten, ein höchst wichtiges Ereigniß. Uebrigens war er nicht ganz ohne natürlich guten, ja kindlichen Sinn. Als er einst die Leidensgeschichte Jesu erzählen hörte, machte sie einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er ausrief: „Wäre ich nur mit meinen Franken dagewesen, ich hätte es ihnen vergelten wollen."

Fortwährend angetrieben von seiner Gemahlin Chlotilde, zog Chlodwig jetzt aus zum Rachekrieg gegen den burgundischen König Gundobald. In der Schlacht bei Dijon (501) ging der andere Burgunderkönig, Godegisel, zum Chlodwig über, und Gundobald unterlag. Doch vertheidigte er sich in Avignon so tapfer, daß ihm Chlodwig den Frieden bewilligte und sich begnügte, ihn zinspflichtig zu machen. In der Folge ermordete Gundobald seinen Bruder und machte sich zum Herrscher des ganzen burgundischen Reiches, das er von den Franken unangefochten, bis an seinen Tod (516) beherrschte.

Nach dem Kriege mit den Burgundern rüstete sich Chlodwig gegen die Westgothen in Gallien. Diese waren Arianer und die Katholiken hatten unter ihnen viel zu leiden. Ihre Klagen boten dem Frankenkönig willkommenen Anlaß zum Krieg. Auf einer Versammlung zu Paris sagte er zu seinen Großen: „Es ärgert mich gewaltig, daß diese Ketzer einen Theil von Gallien besitzen sollen! Laßt uns ausziehen, das Land mit Gottes Hülfe zu gewinnen!" So brach er denn im Jahre 507 auf. Zu Paris gelobte er den zwölf Aposteln, da, wohin er gerade seine Streitaxt schleuderte, nach glücklicher Rückkehr eine Kirche zu bauen.

Dem heiligen Martin von Tours gelobte er, als er durch die Stadt kam, sein Streitroß. Bei Vouglé unweit Poitiers kam es zur Schlacht. Die Westgothen wurden geschlagen, ihr König Alarich selbst vom Chlodwig beim Aufeinanderrennen durchbohrt. Da aber erhob sich der große Ostgothenkönig Theodorich, um seinem Enkel Amalrich, dem Sohne des gefallenen Königs, wenigstens einen Theil von Gallien zu erhalten. So blieb den Westgothen in diesem Lande wenig mehr als die spätere Provinz Languedoc; alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen fiel den Franken zu.

Als Chlodwig von seinem Siege über Tours zurückkehrte, wollte er vor dem Kloster des heiligen Martin sein theures Streitroß mit hundert Goldstücken lösen, allein man sagte ihm, das Pferd sei gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Goldstücke zu, und nun ging es, worauf Chlodwig äußerte, der heilige Martin sei gut in der Noth, aber theuer im Handel. Dort kamen Gesandte des griechischen Kaisers zu ihm und brachten ihm Titel und Ehrenschmuck eines römischen Patricius, also daß von nun an in dem fränkischen Häuptling die untergegangene römische Macht von neuem aufzuleben schien. In der Kirche, vor dem Grabe des heiligen Martin, feierlich umgeben von Priestern und Kriegern, bekleidete sich der König der Franken mit der purpurnen Toga und der Chlamys, (Mantel) und setzte sich die Krone auf's Haupt. So geschmückt, trat er aus der Kirche unter das staunende Volk, bestieg ein Prunkroß und warf Goldmünzen unter die jauchzende Menge. Denn erst von nun an betrachteten ihn seine gallisch-römischen Unterthanen als ihren rechtmäßigen, vom Kaiser belehnten Herrn, und auch den Franken erschien er im Lichte höherer Würde.

Als Chlodwig fast ganz Gallien erobert hatte, gedachte er auch die übrigen von seinen Vettern beherrschten Frankenstämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Mit empörender Hinterlist räumte er seine vier Verwandten aus dem Wege. Siegbert in Köln war alt und lahm und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesem ließ Chlodwig sagen: „Dein Vater ist alt und lahm; wäre er todt, so würde sein Reich Dir zufallen, und auf meine Freundschaft würdest Du

rechnen können.“ Da ließ der gottlose Sohn seinen Vater, als dieser gerade nach einer Jagd im Buchenwalde Mittagsruhe hielt, durch Meuchelmörder tödten, und schickte dann Botschaft an Chlodwig mit den Worten: „Mein Vater ist todt, sein Reich und seine Schätze sind in meinen Händen. Schicke einige von Deinen Leuten zu mir, und ich will Dir von den Schätzen geben, so viel Du wünschest.“ Als aber der unmenschliche Sohn den Gesandten Chlodwig's die Schätze zeigen wollte und sich beim Oeffnen des Kastens bückte, erschlug ihn einer der Franken hinterrücks mit der Streitart. Sogleich eilte Chlodwig herbei und redete das versammelte Volk folgendermaßen an: „Höret, was sich begeben hat! Meines Vetters Sohn hat seinen Vater durch Meuchelmörder umbringen lassen und jetzt selbst — durch wen, weiß ich nicht — den verdienten Lohn gefunden. Ich bin an diesem Vorfall völlig unschuldig, denn es ist sündhaft, das Blut seiner Verwandten zu vergießen. Da sich nun aber die Sache nicht mehr ändern läßt, so schlage ich Euch vor, Euch zu mir zu wenden und Euch in meinen Schutz zu begeben.“ Jauchzend hob das ganze Volk Chlodwig auf den Schild und rief ihn zum König aus.

Ein anderer Frankenfürst, Chararich in Belgien, mußte dafür büßen, daß er dem Chlodwig bei seinem Zuge gegen Syagrius nicht geholfen hatte. Er ward nebst seinem Sohne mit List ergriffen, geschoren und zum Geistlichen gemacht. Als aber der Sohn tröstend zum Vater sprach: „Das Laub ist abgestreift, aber das Holz noch grün und es kann zum Verderben jenes wieder Blätter treiben,“ ließ Chlodwig sie beide hinrichten und vereinigte ihr Land mit dem Frankenreiche.

Jetzt kam die Reihe an Ragnachar in Cambray, der sich durch seine Schwelgerei den Haß seiner Unterthanen zugezogen hatte. Chlodwig gewann Einige seines Gefolges durch eherne Waffenringe und Wehrgehenke, die er für goldene ausgab, und nun verließen sie treulos ihren rechtmäßigen Herrn, den Chlodwig in einer Schlacht besiegte, und führten ihn mit seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger. „Ha!“ rief ihm dieser mit geheucheltem Zorn entgegen, „wie hast Du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, Dich binden

zu lassen? besser der Tod!" und mit geschwungener Streitaxt spaltete er ihm den Kopf. Dann wandte er sich gegen Richar mit den Worten: „Du aber, Elender, hättest Du Deinem Bruder Hülfe geleistet, so wäre er nicht gebunden worden," und hieb auch diesen zu Boden. Denen aber, die er mit den unechten Geschenken betrogen hatte, erwiderte er auf ihre Beschwerde: „Für falsche Thaten gebührt Euch falsches Gold! Freuet Euch, ihr Schurken, daß ich Euch für Eueren Verrath nicht unter Martern hinrichten lasse, wie Ihr es verdient habt."

So räumte Chlodwig in ähnlicher Weise alle Frankenfürsten, seine Verwandten, aus dem Wege. Ja, um zu erforschen, ob noch Jemand übrig sei, den er etwa umzubringen vergessen hätte, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe. „Wehe mir," sagte er, „daß ich dastehe, ein Fremdling unter Fremden, und keinen theueren Verwandten mehr habe, der mir im Unglück Beistand leisten könnte!" — So hatte er sich denn durch eine Kette blutiger Gräuel den Weg zur Alleinherrschaft über alle Franken gebahnt; ihm selbst aber war es nicht beschieden, die Früchte seiner Frevelthaten zu genießen. Er starb schon im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens (511) zu Paris und hinterließ das Reich seinen vier Söhnen.

---

## XI.

## Justinian, griechischer Kaiser.

(527—565.)

Während das weströmische Reich längst untergegangen war, und germanische Völker neue Staaten gebildet hatten, bestand das oströmische Reich oder griechische Kaiserthum noch viele Jahrhunderte hindurch. Doch diese längere Dauer beruhte nicht auf eigentlicher Kraft des Reichs, denn oft genug war es den verheerenden Einfällen der Barbaren ausgesetzt und im Innern wurde es von religiösen Streitigkeiten und

Parteiungen zerrüttet, an denen das Volk von Konstantinopel und selbst die Kaiser theilnahmen. Der berühmteste dieser Kaiser ist Justinian I., unter dessen Regierung das Reich zu einem gewissen Glanze und zu einer Art von Blüthe gelangte.

Justinian war der Sohn eines Landmannes und Neffe des Kaisers Justin, der ihn zum Mitregenten annahm, bis er nach dessen Tode selbst den Thron bestieg (527). Ohne hohe Geistesgaben und Stärke des Charakters zu besitzen, erhob er doch seine Regierung zu der glänzendsten und machte es sich zur Aufgabe, die alte römische Kaisermacht wieder herzustellen. Was ihm an großen Eigenschaften abging, das ersetzte seine geistvolle und entschlossene Gemahlin Theodora. Diese, von der Insel Cypern gebürtig, war die Tochter eines Bärenwärters am kaiserlichen Hofe. Frühe widmete sie sich dem Theater und führte als Schauspielerin einen sittenlosen Wandel. Von ihren Kunstreisen nach Konstantinopel zurückgekehrt, gab sie plötzlich ihr lasterhaftes Leben auf und befleißigte sich der Frömmigkeit und Sittsamkeit. So lernte Justinian sie kennen, und entzückt von ihrer Schönheit und ihrem Geiste, überhäufte er sie mit Reichthümern und erhob sie endlich zu seiner Gemahlin. Bei seiner Krönung wurde auch sie mit der Krone geschmückt und dadurch als Mitregentin anerkannt. Wie dem Kaiser leistete das Volk auch ihr den Eid der Treue, und ihr Name stand neben dem des Kaisers auf allen Gesetzen, Verordnungen und öffentlichen Denkmälern.

Im Innern des Reiches machte sich Justinian besonders dadurch verdient, daß er eine Sammlung von Gesetzen veranstalten ließ, nach der im ganzen Reich Recht gesprochen werden sollte. Durch dieses allgemein gültige Gesetzbuch war der im Rechtswesen herrschenden Unordnung und manchen Mißbräuchen abgeholfen. Aber auch in Werken der Baukunst suchte der Kaiser seinen Ruhm. Die unter ihm gebauten Wasserleitungen, Brücken, Krankenhäuser, Kirchen und Festungen sind nicht zu zählen. In Konstantinopel selbst ließ er fünfundzwanzig neue Kirchen bauen, unter diesen die berühmte Sophienkirche. Schon zweimal war dieses Gebäude abgebrannt, als sie Justinian mit einer so außerordentlichen Prach

wieder aufbauen ließ, daß er bei ihrer Einweihung selbst von dem großartigen Eindrucke überrascht wurde und voll Begeisterung ausrief: „Gelobt sei Gott, ich habe dich überwunden, Salomo!“ Zehntausend Menschen arbeiteten sechs Jahre lang an dieser Kirche, und die Kosten beliefen sich auf sieben Millionen Thaler nach unserem Gelde. Ungeheuere Kosten verursachten auch die Bauten zum Schutze der Grenzen. Ein Gürtel von mehr als achtzig Festungen und Castellen zog sich längs der Donau von Belgrad bis zum schwarzen Meere hin. Alle diese Bauten erhöhten den Glanz von Justinians Regierung, vermehrten aber auch die Abgaben, die ohnehin im griechischen Reiche hoch genug gestiegen waren.

Auch Handel und Gewerbe suchte Justinian zu heben. Das Letztere geschah namentlich durch Einführung des Seidenbaues. Das Vaterland des Seidenbaues war das östliche Asien, vorzüglich China, das lange Zeit im ausschließlichen Besitz dieser reichen Erwerbsquelle blieb. Von China aus kam die Seide durch persische Karawanen in das griechische Reich, wo besonders in Konstantinopel die seidenen Stoffe sehr gesucht waren und unmäßige Summen dafür aus dem Lande gingen. Justinian aber führte mit den Persern unaufhörlich Krieg, und die persischen Karawanen blieben aus. Da kamen zwei Mönche, die, um Heiden zu bekehren, Persien und Indien durchwandert waren, zum Kaiser Justinian nach Konstantinopel und machten den Kaiser mit dem Geheimniß des Seidenbaues bekannt. Auf des Kaisers Befehl und von ihm reichlich unterstützt, unternahmen die Mönche eine zweite Reise nach Indien, und brachten in hohlen Wanderstäben eine Menge Saameneier mit. Diese wurden im nächsten Frühjahr in Mist ausgebrütet, die jungen Raupen mit Maulbeerblättern gefüttert und glücklich Cocons*) gewonnen. Auf diese Art kam der Seidenbau ins Abendland und wurde sogleich in Griechenland mit dem besten Erfolge betrieben, von wo er sich dann später nach Sicilien und Italien verbreitete.

---

*) Cocon nennt man die Puppe der Seidenraupe oder das aus einem einzigen, gegen 1000 Fuß langen Faden bestehende Gehäuse, mit welchem sich die Seidenraupe umspinnt und in welchem sie sich zur Puppe umwandelt.

Die religiösen Streitigkeiten ruhten auch unter Justinian nicht, vielmehr erreichten sie eine solche Höhe, daß sie den furchtbaren Aufstand der Nika herbeiführten, welcher von dem Loosungswort der Empörer „Nika!“ (Sieg!) den Namen hat. Mit den Religionsstreitigkeiten verbanden sich noch die Parteien der Rennbahn. Bei den Griechen war nämlich die Sucht, die großen Wettrennen im Circus mitzumachen oder ihnen wenigstens zuzusehen, bis zur höchsten Leidenschaft gestiegen. Die Wettrenner, darunter viele aus den reichsten Familien, stritten mit Erbitterung um den Sieg und theilten sich förmlich in Parteien, die als Abzeichen besondere Farben trugen, und zwar auch außerhalb der Spiele. Zu Justinians Zeit waren die Parteien der Blauen und Grünen, so genannt von den blauen und grünen Binden, besonders mächtig. Sie waren auch in ihren religiösen Meinungen gespalten und verfolgten sich, wo Gelegenheit war, mit Haß und Wuth, so daß es nicht selten zu Mordthaten kam. Justinian unterstützte die Blauen, und als die Grünen im Jahre 532, wo der Kaiser das Fest seiner Thronbesteigung feierte, ihn um Schutz baten, hieß er sie schweigen und nannte sie Lügner, Ketzer, Samariter. Erbittert darüber, schalten sie ihn einen Tyrannen, Meineidigen und Esel. Nun fielen die Blauen über die Grünen her, und es entstand ein furchtbares Blutbad. Justinian ließ die Anführer beider Parteien strafen, aber nun wandte sich auch der Unwille der Blauen gegen ihn. Beide Parteien verbanden sich gegen die Regierung, und es brach der erwähnte Nikaaufstand aus. Fünf Tage lang dauerte das Morden in den Straßen der Hauptstadt, von der ein Theil in Flammen aufging. Schon war Justinian im Begriff, heimlich zu fliehen, als es der Geistesgegenwart seiner Gemahlin gelang, die Blauen wieder für die Regierung zu gewinnen. Nun fiel Belisar mit 3000 Soldaten über die Grünen her, von denen 30,000 niedergemacht wurden.

---

Dieser Belisar war unstreitig der ausgezeichnetste Mann seiner Zeit, dem die Regierung Justinians einen großen Theil ihres Glanzes verdankt. Anfangs hatte er unter den Haus-

truppen des Königs gedient, dann im Kriege gegen die Perser im Osten des Reiches rühmlich gefochten. Von Stufe zu Stufe stieg er in der Gunst des Kaisers, um so mehr, da seine Gemahlin Antonia eine Freundin der Kaiserin Theodora war. Sein Feldherrntalent war so bedeutend, daß er den ausgezeichnetsten Feldherren des alten Roms würdig zur Seite steht. Aus seinem edlen, schönen Gesichte leuchtete Milde und Redlichkeit, aus seiner hohen kräftigen Gestalt Tapferkeit und Muth hervor. Vor allen aber schmückten ihn zwei christliche Tugenden: unerschütterliche Treue gegen seinen Herrn in einer schlechten Zeit und bei schlechter Behandlung, und demuthsvolle Ergebung in unvermeidliche Prüfungen.

Nachdem Justinian mit den Persern, gegen die er vom Anfange seiner Regierung an Krieg geführt, Friede geschlossen hatte (533), wandte er seinen Blick auf das Reich der Vandalen in Nordafrika, das bereits in tiefen Verfall gerathen war. Der König der Vandalen, Hilderich, war von seinem Vetter Gelimer vom Throne gestoßen und ins Gefängniß geworfen worden. Justinian ermahnte den Gelimer, den rechtmäßigen König wieder einzusetzen. Da seine Vorstellungen nichts fruchteten, beschloß er den Krieg gegen die Vandalen und übertrug dem Belisar die Anführung des Heeres.

Mit 10,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern segelte Belisar ab; die Flotte landete glücklich an der afrikanischen Küste (533). Auf seinem Zuge nach Karthago gewann er die Landeseinwohner überall durch die Erklärung, daß er nicht als ihr Feind, sondern als ihr Befreier komme. Gelimer, der zur Unterwerfung aufgefordert wurde, tödtete den gefangenen Hilderich und rückte zur Schlacht aus; aber seine Vandalen hielten nicht Stand; er wurde geschlagen und floh in die numidische Wüste. Karthago öffnete dem Sieger Hafen und Thore; ohne Plünderung und in voller Ordnung zog er in die Stadt ein, wo er seinen Hauptleuten in Gelimers Palast ein fröhliches Gastmahl gab. Dieser sammelte indessen neue Streitkräfte, ward aber auch in einer zweiten Schlacht besiegt, und schon nach drei Monaten konnte Belisar seinem kaiserlichen Gebieter die Eroberung des Vandalenreichs berichten. Nach und nach unterwarfen sich auch die entfern-

teren Theile des Landes, zu welchem auch Sardinien, Corsica und die Balearen gehörten. Gelimer, der sich in einem Bergschlosse des Atlas behauptet hatte, ward endlich durch Hunger gezwungen, sich zu ergeben. *) Nachdem Belisar das Reich in eine Statthalterschaft verwandelt und griechische Verwaltung eingeführt hatte, kehrte er im Herbst 534 als dritter Ueberwinder Karthago's mit den vandalischen Schätzen und Gefangenen nach Konstantinopel zurück. Der Kaiser bewilligte ihm einen Triumph, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. In feierlichem Zuge, jedoch zu Fuß, begab sich Belisar von seinem Hause nach der Rennbahn, von den vornehmsten der gefangenen Vandalen und den reichsten zur Schau getragenen Beutestücken umgeben. Dort warf er sich dem Kaiser zu Füßen. Dasselbe that Gelimer, der in königlichem Purpur hinter ihm herging. Er erhielt von Justinian ansehnliche Güter in Galatien, wohin er sich mit den Seinen zurückzog. Das Volk der Vandalen aber verlor sich auf immer unter die Einwohner Afrika's.

---

Die leichte Eroberung des Vandalenreiches reizte Justinian, auch das Ostgothenreich in Italien anzugreifen, wozu

* Belisar hatte einen Vermittler an ihn geschickt und ließ ihm gute Bedingungen antragen. „Ich bin nicht unempfindlich," schrieb Gelimer an den Vermittler, der sein Freund war, „gegen so billige Vorschläge; ich kann mich aber nicht überwinden, der Sclave eines so ungerechten Feindes zu werden, der meinen Haß verdient. Ich habe ihn nie beleidigt; er aber sendet da einen Mann gegen mich, der mich vom Thron in den Abgrund des Verderbens gestürzt hat. Justinian ist ja ein Fürst und ein Mensch; fürchtet er denn nicht einen ähnlichen Glückswechsel? Ich kann nicht mehr schreiben; der Schmerz überwältigt mich. Sende mir, theurer Freund, eine Harfe, einen Schwamm und ein Brod." Die Harfe sollte seinen Gram verscheuchen, der Schwamm seine von Thränen wunden Augen kühlen und das Brod, das er lange nicht genossen, seinen Hunger stillen. Er mußte es einst sehen, wie einer seiner Prinzen mit einem Mohren oder Mauren um ein noch heißes, schlecht gebackenes und mit Asche bedecktes Brod stritt. — Er erhielt, worum er bat, und mit bitterem Lachen überlieferte er sich bald darnach dem Belisar.

ihm die Ermordung Amalasuntha's (vergl. IX.) einen günstigen Vorwand darbot. Im Jahre 535 ward Belisar mit 7000 Mann abgesandt. Zuerst eroberte er Sicilien und setzte dann nach Italien über, wo ihm die Städte willig die Thore öffneten, da die Ostgothen als Ketzer verhaßt waren. Diese, mit ihrem König Theodat unzufrieden, entsetzten ihn seiner Würde, hoben den tapferen Vitiges auf den Schild und begrüßten ihn als König. Belisar war bis Rom vorgedrungen, das Vitiges mit einer Besatzung von 4000 Mann versehen hatte. Dennoch nahm es der griechische Feldherr im Einverständniß mit den katholischen Einwohnern, die den Ostgothen gram waren. Da aber rückte ihm Vitiges mit einem Heere von 150,000 Mann entgegen und belagerte ihn in Rom. Belisar hatte nur 6000 Mann; dennoch vertheidigte er sich ein ganzes Jahr (537), und diese Vertheidigung ist eine seiner glänzendsten Waffenthaten. Da es an Lebensmitteln fehlte, ließ er einen Theil der Bewohner nach Sicilien und Calabrien bringen. Er hatte so wenig Leute, daß er manche Wachen mit Hunden besetzen mußte; gleichwohl machte er unaufhörlich Ausfälle und die Gothen verloren viele tausend Menschen. Als der Feind durch Zerstörung der Wasserleitungen die Mühlen in der Stadt unbrauchbar gemacht hatte, erfand Belisar die sogenannten Schiffsmühlen, die er auf der Tiber anlegte. Endlich erschien Hülfe unter dem Feldhern Narses, der mit 7000 Mann herankam. Nun mußten die Gothen die Belagerung aufheben: da aber Narses selbstständig befehligte, so lähmte die Uneinigkeit beider Feldherren den Erfolg ihrer kriegerischen Thätigkeit. Das Verderbliche dieses doppelten Heerbefehles sollte am meisten die Stadt Mailand empfinden, die (539) von den Burgundern, welche den Gothen zu Hülfe gekommen waren, eingenommen und verwüstet ward. Die Barbaren hieben die ganze männliche Bevölkerung der Stadt, etliche Hunderttausende an der Zahl, nieder, und schleppten die weibliche in die Sclaverei. Die Stadt sollen sie bis auf den Grund geschleift haben. Auf diese Kunde rief Justinian den Narses ab und übertrug dem Belisar den allgemeinen Oberbefehl.

Im folgenden Jahre (540) verfielen die Gothen, an Rettung verzweifelnd, auf den Gedanken, dem Belisar heim-

lich die Herrschaft und Krone Italiens anzutragen, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Selbst Vitiges gab zu diesem Plane seine Zustimmung. Scheinbar ging Belisar auf den Antrag ein, und ward ohne Schwertstreich in die ausgehungerte Stadt Ravenna eingelassen. Ueber diesen Einzug berichtet ein griechischer Geschichtsschreiber folgendermaßen: „Als ich das römische Heer in die Stadt einziehen sah, dachte ich lebhaft bei mir, daß nicht Kraft, nicht Menschenmenge über die Begebenheiten entscheide, sondern ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen; auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, um ihnen dadurch anzuzeigen, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten."

Nachdem sich Belisar der Stadt bemächtigt hatte, schlug er die Königswürde aus und blieb seinem Kaiser treu, und als ihn dieser aus Mißtrauen abrief, schiffte er sich mit dem gefangenen Vitiges und den vornehmsten Gothen nach Konstantinopel ein. Hier legte er den Schatz Theodorichs des Großen zu den Füßen seines kaiserlichen Gebieters nieder. Justinian gönnte ihm diesmal keinen Triumph, dafür erntete er im reichsten Maaße die Bewunderung des Volkes, das ihn, so oft er erschien, in freiwilligem Geleite umgab.

Nach seiner Entfernung erhoben sich die Gothen, durch den Druck griechischer Statthalter erbittert, von neuem, und wählten den jungen Totilas zu ihrem König, der den Süden von Italien wieder eroberte. Da ward Belisar zum zweiten Mal geschickt; aber der Kaiser ließ es ihm aus Eifersucht und Mißtrauen an den nöthigen Hülfsmitteln, an Geld und guten Truppen fehlen. So konnte Belisar in fünf Feldzügen wenig ausrichten und bat den Kaiser selbst um seine Zurückberufung, die er auch erhielt (549).

An seine Stelle ward Narses geschickt mit einem großen und gut ausgerüsteten Heer. Er brach (552) in Oberitalien ein, und Totilas fiel in einer Schlacht, wie ein zweiter Leonidas, mit allen seinen Gothen. Die übrigen wählten den Tejas zu ihrem König. Er suchte einer Schlacht auszuweichen, aber Hunger und Mangel nöthigten ihn zum Kampf. Tejas trat mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen

und focht wie ein Homerischer Held, von Allen gesehen in der Vorderreihe, die feindlichen Geschosse mit dem Schild auffangend und Viele erlegend. Endlich fiel er, von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechselte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen. Die Feinde trugen seinen abgehauenen Kopf als Siegeszeichen umher. Aber die Gothen dadurch nur mehr erbittert, wehrten sich löwenmuthig den ganzen Tag, blieben auch die Nacht in den Waffen und erneuerten am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich, am dritten Tage, von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe, doch seien sie eher bereit zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abzuziehen, wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italiens suchen. Narses bewilligte ihnen freien Abzug. Mit ihnen ging das Volk der Ostgothen nach langem Kampfe (von 535 - 554) unter. Die sich noch in einzelnen festen Plätzen hielten, mußten sich ergeben. Italien ward eine Provinz des griechischen Kaisers, aber Städte und Dörfer lagen in Asche und Schutt, alles Geld war aus dem Lande fortgeführt, Gewerbe und Handel waren vernichtet. Der Ackerbau lag ganz darnieder, Millionen von Menschen hatten Schwert, Hunger und Pest weggerafft.

---

Die letzte Zeit von Justinians Regierung erscheint nicht in dem Glanze, den günstige Umstände und das Talent ausgezeichneter Männer ihr früher verliehen hatten. Das Reich war im Norden den Einfällen der Bulgaren, im Osten denen der Neuperser ausgesetzt. Da es Justinian vorzog, die äußeren Feinde durch Geld abzukaufen, statt mit den Waffen zurückzuweisen, so verschwand der letzte Schein von Würde und Ruhm, den die Kaiserin Theodora, welche schon 549 gestorben war, zu behaupten gewußt hatte. Die Unzufriedenheit des Volkes brach endlich sogar in einer Verschwörung gegen den Kaiser aus (564). Einer der Verschworenen nannte auf der Folter auch den edlen, bereits hochbejahrten Belisar. Der tief gekränkte Mann ward zur Untersuchung gezogen, hielt es

aber unter seiner Würde, sich zu vertheidigen. Da ließ ihn der Kaiser in seiner Wohnung gefangen halten. Nach einem halben Jahre ward er wieder zu Gnaden angenommen und in alle seine Ehren eingesetzt. Doch schon 565 starb der vielgeprüfte Dulder, und sein Vermögen fiel dem königlichen Schatze anheim. Daß dem Belisar die Augen ausgestochen worden und der alte blinde Mann von einem Knaben geleitet als Bettler umhergewandert sei, ist ein ganz ungegründetes Märchen. Acht Monate nach dem Tode Belisars folgte der 83jährige Kaiser dem von ihm mißhandelten Manne im Tode nach.

---

## XII.

## Alboin und Autharis, Könige der Longobarden.

Ueber das eroberte Italien, das als griechische Provinz den Namen Exarchat erhielt, ward Narses als Statthalter gesetzt, der über dreizehn Jahre die Verwaltung des Landes führte, bis er von der Kaiserin Sophia, der Gemahlin Justin's II., abberufen ward. Man erzählt, die Kaiserin habe dem Narses einen Spinnrocken und einen Weiberanzug geschickt, mit der Weisung, in das Frauenhaus nach Konstantinopel zurückzukehren. Darauf habe Narses geantwortet, er wolle ihr einen Faden spinnen, dessen Ende ihre Finger nicht finden würden. Nun habe er Boten an Alboin, König der Longobarden, geschickt und diesen eingeladen, Italien in Besitz zu nehmen.

Die Longobarden wohnten damals in Pannonien und waren die Nachbarn der Gepiden, die in Dacien (d. h. in Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei) saßen. Mit den Gepiden lebten die Longobarden in beständigen, blutigen Kämpfen, und die Feindschaft zwischen beiden Völkern stieg bis zum Todhaß.

Einst hatte Alboin, Audoin's Sohn, den Sohn des Gepidenkönigs Turisend im Zweikampf erlegt und über die da-

durch entmuthigten Feinde einen vollständigen Sieg erfochten. Als nun die Longobarden ihren König baten, daß er die Tapferkeit seines Sohnes durch die Ehre, an einer Tafel mit dem Vater speisen zu dürfen, belohnen möge, erwiderte Audoin: „Das kann ich nicht; denn es ist bei unserm Volke Sitte, daß des Königs Sohn nicht eher seines Vaters Tischgenosse werden darf, als bis er von einem auswärtigen Könige wehrhaft gemacht worden ist.“ Sogleich begab sich Alboin mit vierzig Waffengefährten an Turisend's Hof und bat um die Ehrenwaffnung. Der König nahm ihn freundlich auf, veranstaltete ihm zu Ehren ein Festmahl und ließ seinen Gast zu seiner Rechten sitzen. Plötzlich aber überwältigte ihn der Schmerz über den Tod seines Sohnes so sehr, daß er ausrief: „Wie glücklich war ich, als noch mein Sohn auf dem Platze saß, der jetzt von seinem Mörder besetzt ist!“ Diese Worte reizten den Bruder des Erschlagenen zur Bitterkeit gegen Alboin; zornige Worte wurden gewechselt, Longobarden und Gepiden erhoben sich, Schwerter blitzten — als der edle König vermittelnd dazwischentrat, an die Heiligkeit des Gastrechts erinnerte und so noch zur rechten Zeit ein blutiges Ende des Streites abwendete. Nach der Tafel wurde Alboin von dem Könige mit der Rüstung des erschlagenen Sohnes geschmückt und kehrte mit seinen Gefährten ungekränkt in die Heimath zurück. Freudig erwies nun Audoin seinem Sohne die erbetene Ehre, und von allen Longobarden wurde des Gepidenkönigs Edelmuth und Alboins Kühnheit gepriesen.

Als Alboin zum König erhoben worden war (561), griff er Turisend's Nachfolger, Kunimund, an, der den zwischen beiden Völkern bestehenden Frieden gebrochen hatte. In einer Feldschlacht erschlug er Kunimund und vernichtete dessen Reich und Volk vollständig. Die Tochter des erschlagenen Königs, die schöne Rosamunde, zwang er, seine Gemahlin zu werden, und aus dem Schädel ihres Vaters ließ er sich eine Trinkschale bereiten, um daraus bei Festmahlen sich und die Seinen zu neuen Heldenthaten zu begeistern.

Weit und breit berühmt und mächtig durch diesen Sieg (566), wandte Alboin seine Blicke nach Italien, wohin schon längst der Sinn der Longobarden stand. Im Jahre 568 brachen sie mit Weibern und Kindern und aller Habe nach

Italien auf, dessen fruchtbare Gefilde Alboin von einer Anhöhe aus mit Verwunderung vor sich ausgebreitet sah. Die Städte Oberitaliens eroberte er ohne Mühe, nur Pavia widerstand drei Jahre. Da sich die Belagerung der Stadt in die Länge zog, schwur Alboin den Einwohnern den Tod zu und wollte weder Geschlecht noch Alter verschonen. Als nun endlich die Stadt dem Hunger erlag und Alboin einzog, bäumte sich unter dem Thore sein Streitroß und wollte nicht von der Stelle. Da rieth Einer aus seinem Gefolge dem König sein grausames Gelübde zu brechen: er würde dann einen leichteren Eingang finden, denn die Einwohner der Stadt seien christliche Leute. Der König versprach es und ruhig trug ihn das Roß vor den Palast des Königs Theodorich, wo ihm die Einwohner huldigten. Pavia war die Hauptstadt des neuen Longobardenreiches, von dem noch jetzt Oberitalien den Namen Lombardei führt. Das Land ward in Herzogthümer getheilt, die Alboin seinen Tapfersten zu Lehen gab. Erst mit diesem Zuge der Longobarden ist die große Völkerwanderung, welche sich fast über zwei Jahrhunderte erstreckte, abgeschlossen.

Den Alboin riß ein gewaltsamer Tod frühe aus seiner Heldenlaufbahn hinweg. Einst hatte er bei einem Siegesmahle zu Verona in trunkenem Uebermuthe seine Gemahlin Rosamunde aufgefordert, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, indem er höhnisch zu ihr sagte: „Trink einmal mit Deinem Vater!“ Dafür gelobte sie im Herzen Blutrache. Sie gewann zwei Longobarden, den Schildträger Helmichis und den riesenstarken Peredeo. Als nun Alboin einst nach dem Mahle der Ruhe pflegte, entfernte Rosamunde alle Waffen und band des Helden Schwert an das Bettgestell fest. Helmichis, der als Milchbruder Alboin's die That nicht selbst ausführen mochte, ließ den Peredeo in das Gemach ein. Der König erwacht, greift zum Schwert, und als er es nicht losreißen kann, wehrt er sich wüthend mit dem Fußschemel, bis er Peredeo's Streichen erliegt (573). Unter der Treppe des Palastes ward er begraben.

Aber die Königin und Helmichis, ihr neuer Gemahl, genossen die Früchte ihrer Frevelthat nicht. Sie mußten vor der Erbitterung des Volkes nach Ravenna flüchten, wohin sie Alboin's Schatz mitnahmen. Dort trug der Statthalter

Longinus Rosamunden seine Hand an, wenn erst Helmichis aus dem Wege geräumt wäre. Um wieder zu einer Herrschaft zu gelangen, reichte das verbrecherische Weib ihrem Gemahl den Giftbecher. Helmichis trank und fühlte den nahenden Tod; da zwang er Rosamunden, indem er das Schwert gegen ihre Brust zückte, den Rest zu trinken. So empfingen beide den verdienten Sündenlohn. Peredeo ward gefangen nach Konstantinopel geschickt, wo ihm zuletzt die Augen ausgestochen wurden.

Da Alboin's Nachfolger, Kleph, nach einer Regierung von achtzehn Monaten ermordet wurde, so lebten die Longobarden zehn Jahre lang ohne Könige, blos unter Herzogen. Die Unordnung im Reiche nahm indessen so überhand, daß die Longobarden den Autharis, den Sohn des Kleph, zum König erhoben (584). Er warb um die Hand der baierischen Königstochter Theodelinde, und war selbst verkleidet an der Spitze der Gesandtschaft. Auf seinen Wunsch reichte ihm Theodelinde selbst den Willkommsbecher; beim Zurückgeben desselben drückte er mit dem Finger die Hand der Braut und strich ihr mit der Hand die Wange, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Auf der Rückkehr gaben ihm die Baiern das Ehrengeleite bis an die Grenze seines Landes. Da schwang er seine Streitaxt und warf sie in einen fernen Baum mit solcher Kraft, daß Alle sahen und erkannten, so werfe nur Autharis, König der Longobarden.

Autharis starb jedoch schon frühe (590) und das Reich lief Gefahr, wieder in Unordnung zu verfallen. Aber Theodelinde, die schöne und christlich-fromme Königswittwe, besaß die Gunst der Longobarden in dem Grade, daß sie erklärten, sie wollten denjenigen als König annehmen, den sie wieder zu ihrem Gemahl wählen würde. Da gab sie ihre Hand dem Agilulf, Herzog von Turin.

Um diese Zeit saß auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom Gregor I. der Große (590—604). Mit ihm unterhielt Theodelinde, die als baierische Prinzessin*) katholischen Glaubens war, während die Longobarden Arianer waren, einen innigen geistlichen Verkehr. Gregor wußte in Theodelinden

*) Nach neueren Untersuchungen eine fränkische, aber in Baiern erzogene Prinzessin.

einen so frommen Eifer zu entzünden, daß sie nicht eher ruhte, als bis ihr Gemahl Agilulf und mit ihm viele Lombarden den katholischen Glauben annahmen. So verschwand allmählich der arianische Glaube im Reiche der Longobarden, und der katholische gelangte zur allgemeinen Geltung.

Dieses Reich bestand unter einer Reihe von Königen, welche das Exarchat und das Gebiet von Ravenna oft bedrängten, bis zum Jahre 774, wo ihm Karl der Große ein Ende machte. (Vgl. XVII.)

---

## XIII.

## Die Araber. Mahommed, Stifter des Islam.

Die Halbinsel Arabien, viermal so groß als Deutschland, wird im Westen vom arabischen Meerbusen oder dem rothen Meere, im Süden und Osten vom indischen Meere und dem persischen Meerbusen umgeben, im Norden durch Sandwüsten von Palästina und Syrien geschieden. Durch seine Lage ist das Land für Eroberer stets unzugänglich gewesen, und selbst Macedonier und Römer sind nur an seinem Rande vorübergegangen. Das Land wird von brennenden Sandwüsten, steilen Gebirgen und wasserlosen Steppen durchzogen. Die Alten theilten es in das steinige, wüste und glückliche Arabien. Den Namen des glücklichen Arabiens hatte der südwestliche Küstenstrich oder die Landschaft Jemen mit ihrem heiteren Himmel und fruchtbaren Boden. Die Erzeugnisse dieser Landschaft sind Aloë, Myrrhe, Weihrauch, Kaffee, Zucker, Reis und Baumwolle. Aus dem Thierreich sind besonders zu nennen das Kameel, das Schiff der Wüste, und die edelsten Rosse; dann Schafe, Esel, Büffel und Strauße. — Mekka und Medina waren die heiligen Städte des Landes.

Die Bewohner, die Araber, bildeten keinen einzigen Staat, sondern lebten in viele Stämme und Geschlechter getheilt. Die in den Städten wohnten, trieben Handel und förderten die persischen und indischen Waaren in zahlreichen Karawanen nach den westlichen Provinzen Asiens oder nach den Seehäfen hin. Den递 Haupttheil des Volkes aber bilden die

Beduinen oder Söhne der Wüste, welche ein wanderndes Hirtenleben führen. Sie halten den Ismael, den Sohn Abrahams von der Hagar, für ihren Stammvater und betrachten sich allein als die echten Araber; die Städtebewohner verachten sie als einen später angesiedelten Stamm. Ihr Körperbau ist stark und geschmeidig, der Kampf mit den Gefahren des Landes härtet und stählt ihn und verleiht den Bewohnern einen hohen Grad von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Auf dem weiten Meere der Wüsten und Steppen unter Sonnengluth und Windwirbeln, von feindlichen Stämmen umdrängt, vertraut der Araber auf seinen Fahrten wie in seinem Lager seinem Muthe und seiner Entschlossenheit, der Schärfe seiner Sinne und der Stärke seines Armes; er verläßt sich auf Lanze und Schwert und die Flüchtigkeit seines Rosses. Die Araber sind treu in der Freundschaft und gastlich gegen den Fremden; nur halten sie Straßenraub für erlaubt und die Sitte der Blutrache erbt bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht und wird mit unauslöschlichem Hasse und wilder Grausamkeit ausgeführt. Begabt mit einer glühenden Phantasie, besitzen die Araber eine große Neigung zur Dichtkunst. Unter dem reinen Sternenhimmel in kühler Nacht, vor ihren Zelten gelagert, singen sie von der Liebe und vom Ruhm, von den Thaten der Väter, von dem Edelmuth, der sich dem Freunde geopfert, und vom grimmen Haß, der den feindlichen Stamm vernichtet.

Die herrschende Religion der Araber war der Sterndienst (Sabäismus), womit sich der Aberglaube verband, gewissen vom Himmel gefallenen Steinen abgöttische Verehrung zu widmen. Besonders wurde seit uralter Zeit zu Mekka ein schwarzer viereckiger Stein, genannt Kaaba, in einem Tempel, der denselben Namen führte, aufbewahrt und so heilig gehalten, daß von jeher alle Araber zu ihm wallfahrten, um ihn zu sehen und sich durch Berührung desselben von Sünden oder Krankheiten zu reinigen. Jetzt soll der Stein im Laufe der Jahrhunderte durch die Küsse und Berührungen vieler Millionen Pilger bedeutend von seinem früheren Umfang verloren haben. Neben dem Sterndienste fand später auch die Religion der alten Perser, dann das Judenthum und zuletzt das Christenthum in Arabien Eingang.

Unter diesem Volke, das Jahrhunderte hindurch in seinem Leben und Treiben sich gleich geblieben und nicht über die Grenzen seines Landes hinausschritt, erstand Mahommed, der falsche Prophet.

Mahommed (Muhammed) war aus dem edlen Stamme der Koreïschiten, welche in der Stadt Mekka die Regierung führten, entsprossen (571), und zwar aus dem Zweige der Haschemiten; den andern Zweig dieses Stammes bildeten die Omijaden. Sein Vater Abdalla starb früh und hinterließ der Mutter nur fünf Kameele und einen Sclaven. In seinem achten Jahre verlor Mahommed auch seine Mutter. Da nahm ihn ein Oheim, Abu Taleb, der geistliche und weltliche Fürst von Mekka, zu sich, erzog ihn früh zu Handelsgeschäften und sandte ihn mit seinen Karawanen weithin nach Syrien, Mesopotamien und Palästina. Mahommed hatte von seiner Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredtsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blickte und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that, eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesichte eine edle Milde gaben; zarte Augenbrauen, eine Adlernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen, ein nerviger Bau, — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. Sein kühner Geist strebte nach einer glänzenden Gewalt, und zu diesem Zwecke vermählte er sich mit einer edlen, reichen Wittwe Chadidscha, gleichfalls aus dem Stamme Koreïsch, deren große Handelsgeschäfte er schon früher geführt hatte. Anfangs machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmählich in ein beschauliches Leben zurück, und sein feierliches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen.

Hier sann er nach über den großen Entwurf, Stifter einer neuen Religion zu werden, welche die Einfalt der Vorwelt unter seine Volksgenossen zurückführen, sie den Glauben an Einen Gott, an eine Fortdauer nach dem Tode lehren, und ihnen Lebensvorschriften ertheilen sollte, die den

Bedürfnissen der Morgenländer angemessen wären. Das Judenthum schien ihm zu abschränkend, die ewige Wahrheit des Evangeliums von Christo blieb ihm verschlossen. Er kannte das Christenthum nur höchst oberflächlich, und da es in dem, allem lebendigen Glauben abgestorbenen griechischen Reiche nur Streit und Blutvergießen hervorzubringen schien, ward es von den Morgenländern als die Quelle alles Bösen gehaßt. Bei seiner lebhaften Einbildungskraft ward er hingerissen von dem Gedanken, als Schöpfer einer neuen Religion aufzutreten, so daß er sich von der Gottheit selbst dazu berufen fühlte und allenthalben von Wundern und himmlischen Erscheinungen umgeben glaubte. So ward ihm denn angeblich in der „Nacht des göttlichen Rathschlusses" vom Engel Gabriel seine Berufung zum Propheten Gottes verkündet. Der Engel erschien ihm, berichtet die Sage, in einer Höhle bei Mekka und sagte ihm: „Gott hat dich zu seinem Propheten erkoren, siehe hier diese Schrift!" Er aber habe geantwortet, er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel ergriffen und dreimal zur Erde geworfen und danach habe er lesen können. Nun trat Mahommed mit seinen Offenbarungen hervor, aus welchen sich der Islam (d. h. Ergebung in den Willen Gottes), ein Gemisch aus anderen Religionen, bildete. Diese Offenbarungen wurden später in eine Sammlung gebracht, welche man den Koran nennt. Der Koran zerfällt in 114 Suren oder Kapitel und enthält die Glaubens- und Sittenlehre, die religiösen Gebräuche und das bürgerliche Recht der Moslemin, welches Wort Gottergebene oder Gläubige bedeutet. Er ist daher nicht allein Religionsbuch, sondern auch Gesetzsammlung.

---

Der erste Satz des neuen Glaubens ist: Es giebt keinen Gott als Allah, und Mahommed ist Allah's Prophet. Zwar erkennt Mahommed auch Adam, Noah, Abraham, Moses und Jesus als Propheten und Religionsstifter an, aber er selbst ist der letzte, größte und geliebteste Prophet Gottes. Aber der Gott, den er lehrt, ist nicht der gerechte und heilige Gott, welcher die Sünde haßt; er ist nicht die Liebe, welche sich des Sünders erbarmt, ihn zu sich zieht und erlöst: es ist ein Gott,

der seinen Anhängern gestattet, den Lüsten des natürlichen Menschen zu fröhnen, wenn sie nur die äußerlichen Gesetze und Gebräuche beobachten. So sind denn auch die Vorstellungen, die der Prophet von der Seligkeit nach dem Tode gibt, höchst sinnlich. Der Himmel hat sieben Stufen, über dem siebenten liegt das Paradies, ausgestattet mit aller sinnlichen Pracht und Lust, in das der fromme Muselmann aufgenommen wird. Da sind Gärten voll schattenreicher Bäume, welche die köstlichsten Früchte tragen, von anmuthigen Bächen durchströmt und von erfrischenden Winden gekühlt; da warten des Gläubigen unermeßliche Schätze, prächtige Kleider und Pferde, ausgesuchte Speisen und Getränke; da wird er von 80,000 Knechten und von 72 der schönsten Jungfrauen, den schwarzäugigen Houris, bedient. Als höchste Belohnung wird dann der Umgang mit den Weisen der Vorzeit und das Anschauen Gottes gepriesen. Wie der Himmel, so hat auch die Hölle sieben Stufen, und so sinnlich und lockend die Freuden des Himmels, so abschreckend und gräßlich sind die Qualen der Hölle geschildert. In der untersten Hölle haben die Heuchler, in der zweiten die groben Götzendiener, in der dritten die Magier, in der vierten die Sternanbeter, in der fünften die Juden, in der sechsten die Christen als ewig Verdammte ihren Sitz. Im siebenten Himmel endlich sitzen die gottlosen Mahommedaner 900—9000 Jahre lang bis zu ihrer völligen Reinigung.

Die Schicksale der Menschen sind durch einen ewigen Rathschluß, den nichts zu ändern vermag, vorherbestimmt, und besonders dieser Lehre, der zufolge Keiner dem bestimmten Tode entgehen kann, ist die Tapferkeit und Todesverachtung zuzuschreiben, mit der sich die Araber in die Schlachten stürzten und durch die glänzendsten Siege ihrer Lehre die außerordentlichsten Fortschritte errangen. Zum Krieg für die Ausbreitung des Islams wird durch überschwengliche Belohnungen angefeuert; da heißt es im Koran: „Krieg für das Vaterland ist mehr als das fünfmalige Beten." — „Er ist nach dem Glauben die verdienstlichste Handlung, mehr als das Aufrufen zum Gebet, mehr als Wasser zu reichen dem Pilgrim, im Auge des Höchsten der Handlungen angenehmste, schönste, des Islams oberste Höhe, zugänglich nur den Vortreff-

lichsten." — „Dem Krieger ist Verdienst, sobald einmal sein Pferd auf der Wiese sich dreht." — „Besser zu führen den heiligen Krieg, als daß ihr siebzig Jahre betet im Hause. Was wollt ihr? Vergebung und Paradies. Das ist der Weg. Wer auch nur so lange kämpft, als das säugende Kameel aussetzt, um Athem zu schöpfen, dem ist das Paradies erworben." — „Der Herr zürnt den Kriegern nur, wenn er dem Propheten zürnt und seinen Gesandten, er höret sie, wie er das Flehen des Propheten und seiner Gesandten vernimmt." — „Dessen Füße bestäubt werden in den Schlachten des Herrn, wird am Tage des großen Gerichts weiter sein von den Orten der Qual, als der Weg, welchen der schnellste Reiter in tausend Jahren zurücklegen könnte." — „Der Staub der Wege Gottes ist am Tage des großen Gerichts die glanzvollste Schminke des Antlitzes."

Die Sittenlehre des Koran hebt unbedingtes Vertrauen und Dank gegen Gott hervor; von den Pflichten gegen die Menschen schärft sie Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit und besonders Wohlthätigkeit ein. Da sie aber die Demuth nicht kennt, so bleibt Stolz und Eigendünkel die Triebfeder aller Handlungen.

Als äußere Gebräuche wird Beten, Fasten und Wohlthun empfohlen. „Beten," sagt der Koran, „führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang des Himmels, und Almosen eröffnen die Pforte." Täglich sind fünf Gebete angeordnet, deren jedem eine Reinigung vorangehen muß, und die der Moslem sprechen soll, das Antlitz nach der Himmelsgegend, wo Mekka liegt, gerichtet. Die Zeiten des Gebets verkündet der Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen (Tempel), in welchen an jedem Freitage, dem heiligen Tage der Mahommedaner, ein gemeinschaftlicher Gottesdienst Statt findet. Außerdem ist es Pflicht jedes Moslem, einmal in seinem Leben nach Mekka, der Geburtsstadt des Propheten, und zur Kaaba zu wallfahrten, insofern er dazu vermögend ist, und sich des Weines zu enthalten. Die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches sind aus dem Judenthume herübergenommene Satzungen. Vielweiberei ist nicht verboten, aber auf die Erlaubniß, vier Weiber zu haben, beschränkt.

Diese Lehren theilte Mahommed zuerst seiner Frau Chadidscha, dann seinem Vetter Ali und seinem Schwiegervater Abu-Bekr mit, welche sie gläubig aufnahmen. Als er aber zuerst öffentlich auftrat, ward er verlacht. Da jedoch seine Verwandten, besonders der einflußreiche Abu-Bekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, so mehrte sich nach und nach die Zahl seiner Gläubigen. Zugleich aber stieg auch die Zahl seiner Gegner und ihr Haß gegen den Propheten. Er mußte aus Mekka weichen, aber sein Anhang vergrößerte sich immer mehr. Bald stand er an der Spitze einer kleinen Kriegerschaar, als die Koreïschiten, seine Stammesgenossen, sich verschworen, ihn zu ermorden. Aus jeder Familie dieses Stammes sollte Einer in einer bestimmten Nacht sein Schwert in Mahommed's Brust stoßen. Schon umringten die Mörder sein Haus, aber der Prophet entkam sicher nach Medina, dessen Einwohner mit Mekka in Feindschaft lebten und ihn schon deshalb freundlich aufnahmen. Dies ist die berühmte Flucht, Hedschra, von Mekka nach Medina im Jahre 622, den Mahommedanern so wichtig, daß sie von dem Jahre der Flucht eine neue Zeitrechnung beginnen. Sie ist übrigens mit mancherlei Märchen ausgeschmückt. Der Engel Gabriel soll ihm die Verschwörung offenbart haben; der Prophet sei seinen Mördern begegnet, habe aber eine Hand voll Staub über ihre Köpfe gestreut, daß sie plötzlich alle mit Blindheit geschlagen worden. Darauf habe er sich in einer Höhle versteckt. Seine Verfolger hätten die Höhle von einer Spinne zugewebt und im Eingange ein Taubennest mit zwei Eiern gefunden. Da hätten sie gedacht, hier kann Niemand eingegangen sein, und wären wieder umgekehrt. Daher habe Mahommed befohlen, die Tauben als heilig zu verehren und keine Spinne zu tödten.

Von Medina aus zog Mahommed, nun schon an der Spitze eines Heeres, seinen Feinden entgegen; ein arabischer Stamm nach dem anderen stieß zu ihm. Er übte Gerechtigkeit und Ordnung, theilte redlich Eigenthum und Beute, und begeisterte seine Anhänger zu löwenmuthiger Tapferkeit. Mekka fiel, die Bezwungenen folgten ihm, und schon im neunten Jahre nach der Flucht rückte er an die Grenzen des griechischen Reiches. Er starb im Jahre 632, in der Meinung, von

einer Jüdin Gift erhalten zu haben. Als er den Tod nahen fühlte, ließ er sich in eine Moschee bringen und sprach zum versammelten Volke: „Ihr Männer, habe ich Jemand mit Härte gestraft, so lasset mich eben die Streiche empfinden, die er empfunden hat; habe ich Jemandes guten Namen beleidigt, so thut meinem Namen ein Gleiches; habe ich von Jemand ungerechter Weise Geld genommen, so bin ich bereit, solches wieder zu erstatten. Niemand fürchte sich, von mir zu fordern, was ihm gebührt; ich werde ihm nicht zürnen." — Alles schwieg; nur ein gemeiner Mahommedaner trat zu ihm und sagte, Mahommed sei ihm drei Dirhems (eine kleine Scheidemünze) schuldig. Und Mahommed ließ sie sogleich auszahlen. Sein Sarg wird noch in der Moschee von Medina gezeigt, und es gehört zu den Pflichten des rechtgläubigen Mahommedaners, wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten angestellt zu haben.

---

## XIV.

## Die Chalifen.

Mahommed hinterließ keinen Sohn; auch hatte er keinen Nachfolger ernannt. Die nächsten Ansprüche auf die Nachfolge hatte Ali, der Gemahl seiner geliebtesten Tochter Fatime. Aber gleich nach dem Tode des Propheten entbrannte der alte Haß zwischen den beiden Zweigen des Stammes Koreïsch, den Haschemiten und Omijaden, von Neuem. So ward denn Ali übergangen und Mahommed's Schwiegervater, Abu-Bekr, der erste Chalif, d. h. Nachfolger des Propheten. Unter ihm begannen die Eroberungen sich über Arabien auszudehnen; er griff Syrien an, aber schon zwei Jahre nach dem Antritt seiner Herrschaft starb er. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich besonders mit der Aufzeichnung der Sprüche des Korans.

Der zweite Chalif war Omar, der sich zuerst den Titel Emir al Mumenin, Fürst der Gläubigen, beilegte. Unter

ihm fielen Antiochia und Jerusalem, mit deren Fall die Eroberung von Syrien und Palästina vollendet war. Nun kam die Reihe an Aegypten. Da hier die Eingeborenen als Ketzer von der griechischen Regierung hart gedrückt wurden, so nahmen sie die Moslemin als Befreier von diesem Joche gern auf. Sie behielten ihren Glauben und zahlten eine Kopfsteuer (641). Man erzählt, daß Omar's Feldherr, Amru, bei diesem angefragt habe, was er mit der großen Büchersammlung von Alexandria anfangen sollte, und der Chalif habe befohlen, sie zu vertilgen, denn entweder stehe in diesen Schriften das, was im Koran enthalten sei, und dann seien sie überflüssig, oder etwas Anderes, und dann seien sie gottlos. So habe man denn mehrere Wochen lang mit den Werken des Alterthums die öffentlichen Bäder geheizt. Doch ist die Wahrheit dieser Geschichte sehr zu bezweifeln. Da wo Amru sein Standlager hatte, entstand eine Stadt, die später den Namen Kahira (d. h. die Siegreiche) erhielt und das jetzige Kairo in der Nähe des alten Memphis ist.

Auf dem Throne von Persien saß damals Jezdedgerd III., aus dem Geschlechte der Sassaniden. Auch dieses Reich erlag dem gewaltigen Stoß der Moslemin: im Jahre 642 wurde die letzte entscheidende Schlacht gekämpft, welche die Herrschaft der Sassaniden stürzte, deren Geschlecht mit Jezdedgerd erlosch.

Kaum aber war Omar am Ziele seiner persischen Unternehmung, als er von einem gemeinen Perser, der sich zum Rächer seines Volkes berufen glaubte, in Medina beim Eintritt in die Moschee mit dem Dolche niedergestoßen wurde und zwei Tage nachher starb (644). Er ist als der eigentliche Gründer des neuen Reiches anzusehen, und der erste, der in Arabien selbst eine geordnete Verwaltung einrichtete. In Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, in Verachtung des Reichthums und der Pracht, in Freigebigkeit und Mildthätigkeit leuchtete er allen Muselmännern als Muster voran und trug viel zur Ausbreitung des Islams bei. Diese Tugenden, verbunden mit der glühendsten Begeisterung und Todesverachtung, waren es, welche damals die Heere der Araber unwiderstehlich machten, so daß sie sich wie ein reißender Strom nach Osten und Westen stürzten.

Nach Omar's Tode ward Ali abermals übergangen, und der alte Osmann (Othmann) zum Chalifen erhoben. Sein stolzes und gebieterisches Wesen reizte zu vielen Widersetzlichkeiten, und endlich stieg die Unzufriedenheit mit ihm zu dem Grade, daß seine Feinde ihn in der Moschee zu Medina mit Steinwürfen überfielen. Der 82jährige Chalif ward halbtodt in sein Haus getragen, das die Empörer einige Wochen lang belagerten, dann anzündeten und ihn erschlugen (655).

Jetzt erst wurde die Würde des Chalifen dem Ali übertragen, der wegen seiner Gerechtigkeit und Milde eben so wie wegen seiner geistigen Gaben allgemein verehrt ward. Unter ihm brachen schon innere Spaltungen und Verwirrungen im Chalifenreiche aus. Moawijah, Statthalter von Syrien, aus der schon dem Propheten feindseligen Familie der Omijaden, empörte sich gegen Ali, und sein Anhang wurde der stärkere. Nach einer fünfjährigen unruhigen Regierung fiel Ali unter dem Dolche eines Schwärmers beim Eintritt in die Moschee und starb zwei Tage darauf (661). Noch sterbend bewies er seine Milde dadurch, daß er bat, man möge den Mörder bei der Hinrichtung mit Qualen verschonen.

Nach seinem Tode blieb das Chalifat bei Moawijah, und von da an behaupteten die Omijaden bis zum Jahre 750 den angemaßten Thron. Moawijah verlegte den Sitz der Chalifen von Medina nach Damaskus. Er nahm den Krieg gegen das griechische Reich wieder auf und bedrängte dessen Hauptstadt Konstantinopel sieben Jahre lang (659—665) durch alljährliche Angriffe zu Wasser und zu Lande. Um für den Seekrieg, an den die Araber nicht gewöhnt waren, zu begeistern, wurden die Verdienste desselben noch weit über den Landkrieg erhoben: „Wer zur See nur den Kopf umdreht," heißt es, „hat so viel Verdienst, als wer zu Lande sich in seinem Blute wälzt." „Eine jede Seeschlacht ist gleich zehn Siegen zu Lande." — Aber ein griechischer Mönch, Kallinikus, erfand das sogenannte griechische Feuer (vielleicht eine Mischung von Salpeter, Schwefel, Naphta und Harz), das sogar unter dem Wasser fortbrannte und die Flotten der Muselmänner zerstörte. Da schloß Moawijah Frieden, indem er die entrissenen Länder, nämlich den Nordwesten von Kleinasien, Cypern und die Inseln des griechischen Archipelagus

behielt, aber sich zu einem jährlichen Tribut von 300 Pfund Goldes verpflichtete.

Unter der Herrschaft der Omijaden verbreiteten sich die Araber in raschem Siegeslauf über die ganze Nordküste von Afrika, die im Anfang des achten Jahrhunderts bis zur Meerenge unterworfen war, welche Afrika von Spanien trennt. In Spanien bestand noch das Reich der Westgothen, das sich jedoch im tiefsten Verfalle befand und seiner gänzlichen Auflösung nahe war. König Roderich hatte eben den Thron bestiegen, aber eine mächtige Partei war gegen ihn und rief den arabischen Statthalter von Afrika, Musa, ins Land. Er sandte seinen Feldherrn Tarek, der über die Meerenge ging, die von ihm den Namen Gibraltar (Gebel al Tarek, d. h. Fels des Tarek) hat. Er siegte in der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera; Roderich fiel, und Spanien gehorchte den Arabern (711), die hier, weil sie im alten Mauritanien (Marokko) saßen, Mauren genannt wurden. Ein Rest der Westgothen zog sich in die nordwestlichen Gebirgsstriche zurück, von denen später die Bildung neuer christlicher Reiche ausging.

Die Araber begnügten sich nicht mit dem Besitze Spaniens; sie trugen ihre Waffen über die Pyrenäen ins Frankenreich, das sie mit ihren Einfällen heimsuchten. Sie kamen bis in die Nähe der Stadt Tours, wo ihnen der fränkische Hausmeier Karl Martell bei Poitiers (732) eine solche Niederlage beibrachte, daß sie über die Pyrenäen zurückkehrten. (Vgl. XV.)

Bei der großen Ausdehnung des Chalifenreiches nahm dessen innere Kraft immer mehr ab. Es entstanden Unruhen im Innern; die Statthalter empörten sich, die Herrschaft der Chalifen artete in Grausamkeit und Tyrannei aus, und die frühere Einfachheit und Mäßigkeit war der Pracht, Verschwendung und Weichlichkeit gewichen. Dazu kam noch, daß die Omijaden von einer mächtigen Partei nicht anerkannt wurden. Zu letzterer gehörte das Geschlecht der Abbassiden, die zu dem Zweige der Haschemiten gerechnet werden. Da erschien denn endlich die Stunde der Rache, welche das Geschlecht der Omijaden von dem angemaßten Throne stürzte. Die Abbassiden besiegten den Omijadischen Chalifen im Jahre

750, und fielen erbarmungslos über das ganze Geschlecht her, so daß nicht einmal der Säuglinge geschont ward. Der Erschlagenen waren neunzig, und über ihren zuckenden Gliedern ließ der erste Abbassidische Chalif ein Mahl bereiten und unter dem Röcheln der Sterbenden sich's wohl schmecken.

Nur ein einziger Omijade, Abderrahman, entkam diesem Blutbad. Glücklich gelangte er nach Spanien, wo ihm eine Anzahl von Häuptlingen, welche die Abbassiden haßten, die Herrschaft antrugen. Er nahm sie an und gründete (755) ein eigenes Chalifat, dessen Sitz Cordova war, und das niemals wieder mit dem Hauptreich vereinigt ward. Dies war die erste Provinz, welche sich vom großen Chalifenreich losriß, was in der Folge noch öfters geschah.

---

## XV.

## Die Hausmeier im Frankenreiche. Pipin der Kleine, König der Franken.

Nach Chlodwig's Tode (vgl. X.) wurde das Frankenreich unter seine vier Söhne getheilt. Die östliche Hälfte des Ganzen erhielt den Namen Austrien, die westliche hieß Neustrien. Die Brüder suchten das Reich nach außen immer mehr auszudehnen. Sie unterwarfen (530) einen Theil des Landes der Thüringer, die sich vom Harz bis zur Unstrut ausbreiteten, und kurze Zeit darauf (534) das Reich der Burgunden, zu dessen Eroberung sie durch ihre Mutter Chlotilde, welche noch immer die alten Rachegedanken gegen Gundobald's Geschlecht hegte, angetrieben wurden. Die unterworfenen Völker behielten jedoch ihre Freiheiten und Gesetze.

Im Innern der Merovingischen Königsfamilie wütheten indeß Mord und Gräuel jeglicher Art; blutdürstige Grausamkeit und unversöhnliche Rachgier erzeugten die verruchtesten Frevelthaten, und auch unter den Fränkischen Großen sind Hinterlist, Meineid, Mord alltägliche Dinge. Den höchsten Grad erreichten die Schandthaten im Merovingischen Geschlecht

durch die beiden Königinnen Fredegunde und Brunhilde, deren Unthaten alle früheren an Verruchtheit übertrafen. Erst mit dem Jahre 613, wo Brunhilde eines martervollen Todes starb, endigte die lange Kette ununterbrochener Gräuel, und als dann endlich der Blutdurst des Geschlechts gesättigt ist, überlassen sich die Merovingischen Könige der Trägheit und dem sinnlichen Genuß, und sinken immer tiefer zu völliger Unbedeutendheit hinab. Wie das Ansehen der Könige sank, so stieg dagegen die Bedeutung und Macht der sogenannten Hausmeier (majores domus). Diese waren königliche Beamten, welche ursprünglich nur die Aufsicht über den Haushalt und die Güter des Königs führten. Allmählich aber wuchs ihr Ansehen und ihre Macht, so daß sie endlich die Regierung in Händen hatten, während den Königen nur der leere Name blieb. Einer dieser Hausmeier, der von seiner Burg an der Maas, unweit Lüttich, Pipin von Herstall hieß, wurde (687) Hausmeier im gesammten Frankenreiche und schrieb sich seitdem Herzog und Fürst der Franken (dux et princeps Francorum). Noch mächtiger waltete als Hausmeier sein Sohn Karl, der von der Kraft seines Armes, mit der er seine Feinde zermalmte den Ehrennamen Martell d. h. Hammer, erhalten hat. Unter seiner Verwaltung brachen die Saracenen über die Pyrenäen in Frankreich ein und eroberten einen großen Theil des Landes. Da zog Karl mit seinen Franken gegen sie und lagerte sich zwischen Tours und Poitiers dem furchtbaren Feinde gegenüber. Es erfolgte eine blutige Schlacht (732); der arabische Statthalter Abderrahman blieb mit vielen Tausenden auf der Wahlstatt, und das geschlagene Herr zog sich, Alles auf der Flucht verheerend nach Spanien zurück. Karl ward durch diesen herrlichen Sieg der Retter der Christenheit; ohne ihn wäre es den Arabern gelungen, von Westen her Europa zu unterjochen und statt des Kreuzes den Halbmond aufzupflanzen. Auch bei einem späteren Einfalle mußten die Araber die zerschmetternde Kraft von Karl Martell's Heldenarm fühlen.

Karl hatte sein Ansehen so befestigt, das er drei Jahre lang den Thron unbesetzt lassen konnte und selbstständig regierte. Er starb 741 und hinterließ die Würde eines Hausmeiers seinen beiden Söhnen Karlmann und Pipin. Karlmann,

des unruhigen Treibens und steten Kriegsgetümmels müde, ging schon nach einigen Jahren ins Kloster, und so stand Pipin allein an der Spitze des Frankenreiches.

Pipin hat den Beinamen „der Kleine" erhalten. Aber trotz seines kleinen Wuchses besaß er eine ungemeine Körperstärke. Einst schlug er bei einer Thierhetze einem Löwen, der einem Büffel auf dem Nacken saß, mit einem einzigen Hiebe den Kopf ab, so daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr.

Nachdem er seine Macht gegen aufrührerische Große gesichert hatte, dachte er daran, die königliche Würde, welche er der That nach behauptete, auch dem Namen und dem Rechte nach sich anzueignen. Dazu bedurfte er der höheren Weihe der Kirche. Er sandte daher zum Papste Zacharias in Rom und ließ ihn fragen, „wer des königlichen Namens und Thrones würdiger sei, der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich habe?" Der Papst bedurfte der weltlichen Macht Pipins gegen die drohenden Longobarden eben so sehr, als Pipin das geistliche Ansehen des Papstes nöthig hatte. Zacharias antwortete also, es sei besser, daß derjenige König heiße, auf welchem die Last der Regierung beruhe. Durch diesen Ausspruch des ersten Bischofs der Christenheit wurden auch die fränkischen Geistlichen und weltlichen Großen günstig für Pipin gestimmt. Der letzte Schattenkönig aus dem Geschlechte der Merovinger, Childerich III., ward daher abgesetzt, und als Mönch in ein Kloster geschickt, wo er nach wenigen Jahren starb; Pipin aber wurde zum König erhoben und empfing die Weihe der Kirche, in der die Franken eine ihrem Herrscher verliehene höhere, göttliche Berechtigung erkannten.

Dafür konnte nun auch der Papst einen Gegendienst von Pipin erwarten. Der Longobardenkönig Aistulph hatte Ravenna und das griechische Exarchat erobert und bedrohte Rom, den Sitz des Papstes. Da dessen Vorstellungen bei dem König der Longobarden kein Gehör fanden, so wandte sich Stephan II., der nach dem Tode des Zacharias den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, an den mächtigen Frankenkönig um Hülfe. Ja er reiste sogar selbst zu ihm, erhielt

das Versprechen der Hülfe, und salbte Pipin und dessen Söhne mit eigenen Händen.

Im Jahre 754 rückte ein gewaltiges Frankenheer über die Alpen. Aistulph mußte versprechen, das Exarchat herauszugeben und Rom nicht weiter zu beunruhigen. Aber schon im folgenden Jahre (755) griff er Rom von neuem an; der bedrängte Papst suchte abermals Hülfe. Pipin kam zum zweiten Mal, befreite Rom und nöthigte den König der Longobarden, das Exarchat abzutreten. Dies verlieh nun Pipin durch eine schriftliche Schenkung dem Papst, der dadurch in den Besitz von Ravenna und mehr als zwanzig Städten kam. So war denn der Papst nicht mehr blos geistlicher Herrscher, sondern auch weltlicher Fürst, und damit war der Grund zum Kirchenstaate gelegt. Sich selbst betrachtete Pipin von da an als Schirmherrn von Rom.

Noch dreizehn Jahre führte Pipin unter steten Kriegen die Regierung mit Kraft und Einsicht. Er starb 768 und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann.

---

## XVI.

## Das Mönchswesen.

Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten entwickelte sich in Vielen die Neigung, von den Stürmen und geräuschvollen Händeln der Welt getrennt, ihr Leben in stiller Einsamkeit Gott zu weihen. Solche Menschen hießen Einsiedler (Eremiten, Anachoreten). Durch Ertödtung der sinnlichen Natur, durch Fasten, Beten und Kasteiungen suchten sie eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erreichen. Aus diesem Streben entstand das Mönchs- und Klosterleben. Am meisten Nahrung fand dasselbe in Aegypten, einem Lande, dessen Klima und Naturbeschaffenheit von jeher bei seinen Bewohnern einen düsteren, dem Leben abgestorbenen Sinn hervorgebracht hat. Als der eigentliche Stifter des Mönchslebens ist der Aegypter Antonius zu betrachten. Er vertheilte sein ganzes Vermögen unter die Armen, zog sich dann ganz von der Welt zurück und begab sich im Jahre 285 in eine Wüste. Hier strebte er die körperlichen Bedürfnisse so viel als möglich zu beschränken.

Er gelangte bald in den Ruf eines Heiligen, und sein Leben wurde in der Folgezeit mit Märchen und Wundergeschichten ausgeschmückt. Sein Beispiel und seine Ermahnungen veranlaßten Viele zu gleicher Lebensweise, so daß in dieser Gegend viele Hütten entstanden, in denen sich die Menschen einem einsamen Leben hingaben. Sie wurden mit einem griechischen Ausdruck Mönche, d. h. Alleinlebende, genannt. Die Aufsicht über diese Mönche, unter denen er Verbindungen stiftete, führte Antonius. Außer den Andachtsübungen, dem Beten und Fasten machte er ihnen Handarbeiten zur Pflicht, da er ein ganz müßiges Leben für verderblich hielt. Er starb in einem Alter von fast hundert und fünf Jahren (356).

Einen weitern Schritt that diese Richtung unter dem Schüler des Antonius, Pachomius, welcher die Einsiedler zum Zusammenleben in gemeinschaftlichen Gebäuden aufforderte, die von der Einschließung im Lateinischen claustra hießen, woraus Kloster entstand. Der Vorsteher eines Klosters hieß „Vater" (abbas, daher Abt). Bei seinem Tode (348) hinterließ Pachomius schon einige Tausend Mönche, von denen Verbindungen zu demselben Zweck gegründet wurden. Die Begeisterung für diese Lebensart griff so mächtig um sich, daß sich unter den Frauen ähnliche Verbindungen bildeten. Auch die Nonnenklöster gingen von Aegypten aus. Man gründete die Klöster nun nicht mehr in Einöden, sondern auch in Städten, und ihre Zahl nahm immer mehr zu.

Aus dem Oriente verbreitete sich das Mönchswesen nach dem Abendlande, gewann aber hier eine ganz neue Gestaltung, die es zu einer höchst eigenthümlichen Erscheinung des Mittelalters machte. Während sich die Mönche in Aegypten einem unfruchtbaren, beschaulichen Leben hingaben, nahmen sie im Abendlande eine mehr auf das Leben einwirkende Richtung. Diese gab ihnen Benedict von Nursia, der von 480 bis 543 lebte und als Abt von Monte Cassino und zwölf anderen Klöstern in Unteritalien eine schriftliche Regel aufstellte, welche nicht allein für die Mönche seiner Klöster, sondern auch für viele andere als Richtschnur galt. Jeder Aufgenommene mußte sich zu dieser Regel und zu unbedingtem Gehorsam gegen die Oberen durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten, das ihn für immer von der Welt schied. Bene=

dict machte den Mönchen, die sich nach ihm Benedictiner nannten, und zu denen fast alle Klöster des Abendlandes gehörten, außer Fasten und Beten noch Handarbeiten und Jugendunterricht zur Pflicht, und gerade dadurch wurden die Benedictinermönche in der Zeit der Blüthe der Klöster zu Wohlthätern des Abendlandes. Aus ihren stillen Klausen gingen die aller Aufopferung fähigen Glaubensboten hervor, welche unter steten Gefahren und Beschwerden den Heiden das Evangelium brachten, wüste Gegenden in urbares Land umschaffen lehrten und durch Fleiß und Ordnung ein segensreiches Beispiel gaben. Die Klöster gewährten in jenen von rohem Kriegsgetümmel heimgesuchten Zeiten den Bedrängten eine sichere Zufluchtsstätte, und was von den Schriftstellern der Griechen und Römer gerettet ist, das verdanken wir dem sorgsamen Fleiße der Mönche, welche in damaliger Zeit die einzigen Träger der Gelehrsamkeit und Bildung waren.

Auf dem Grundsatz beruhend, daß der, welcher sich dem Kloster weihete, allem Irdischen entsagen müsse, bildete sich das Klosterwesen in den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters immer mehr aus, bis es endlich in den Zustand des Verfalles gerieth, und die Klöster aus Stätten christlicher Zucht und Bildung zu Wohnsitzen der Trägheit und Ueppigkeit wurden.

---

## XVII.

## Der heilige Bonifacius, Apostel der Deutschen.

Unter dem steten Geräusche der Waffen und den vielfachen Verwirrungen im Frankenreiche war die dortige Geistlichkeit entartet und verwildert, und die Kirche in tiefen Verfall gerathen. Von ihr konnte keine Bekehrung der deutschen Völker ausgehen, welche noch in der Finsterniß des Heidenthums lebten. Zwei wenig beachtete Inseln, Irland und England, waren es, von denen zuerst Sendboten ausgingen, um das Wort vom Kreuze auch in den Wäldern Germaniens zu verkünden.

In Britannien war durch die fromme Sorge Gregor's I., welcher Geistliche ausgesandt, Klöster, Kirchen und Schulen gegründet hatte, ein neues christliches Leben erwacht. Aus dieser Stiftung Gregor's gingen die Männer hervor, welche

aus Liebe zu dem, der sie selbst aus heidnischer Finsterniß zu göttlichem Lichte berufen hatte, zu den deutschen Stämmen wanderten, um auch ihnen die Segnungen des Christenthums zu bringen. Die ersten Bekehrer aus Irland waren Columban, Gallus, Kilian, Emmeran, die in verschiedenen Gegenden Deutschlands das Evangelium predigten und unter Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren Klöster und Kirchen, die Stätten christlicher Bildung, gründeten. Auf diese irischen Bekehrer folgte der Angelsachse Wilibrord, der den Friesen das Christenthum verkündigte und das Erzbisthum Utrecht stiftete. Vor allen aber ragte Winfried mit seinem geistlichen Namen Bonifacius hervor, der als der eigentliche Apostel der Deutschen und als ihr größter Wohlthäter zu betrachten ist.

Bonifacius, aus Wessex in England gebürtig, fühlte schon früh den innern Drang, den Heiden das Evangelium zu predigen und begab sich deshalb (715) an die Küste von Friesland, wo Herzog Ratbod herrschte. Dieser Fürst war schon einmal im Begriff gewesen, sich taufen zu lassen. Als er schon den einen Fuß im Wasser hatte, fiel es ihm ein, den Geistlichen zu fragen, ob seine Vorfahren im Himmel wären; der Geistliche verneinte es, weil sie ja Heiden gewesen wären. Da zog Ratbod den Fuß mit den Worten zurück: „Nun so will ich auch nicht in den Himmel, sondern dahin kommen, wo meine Vorfahren sind." Auch Bonifacius konnte, da die Friesen dem Christenthum allzufeindselig waren, noch nichts ausrichten und kehrte nach England zurück.

Mit einem Empfehlungsschreiben des englischen Bischofs reiste er (718) nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. zu seinem Berufe bevollmächtigte. Drei Jahre lang arbeitete darauf Bonifacius als Gehülfe Wilibrord's in Friesland am Werke der Heidenbekehrung; dann ging er nach Thüringen und Hessen, und gründete im letzteren Lande das Kloster Amanaburg (Amöneburg). Auch genoß er hier die Freude, mehrere Tausende von Heiden zu taufen. Im Jahr 723 unternahm er die zweite Reise nach Rom. Der Papst, der in ihm ein treffliches Rüstzeug zur Ausbreitung des Christenthums erkannte, ließ ihn am Grabe des Apostels Petrus schwören, der römischen Kirche auf immer treu zu bleiben. Dann gab er ihm ein Empfehlungsschreiben an Karl Martell mit, und der Schutz

dieses mächtigen Hausmeiers förderte ihn ungemein in seinem Bekehrungswerke. Zunächst gelang seiner kraftvollen Predigt und seinem entschiedenen Kampf gegen das Heidenthum die Bekehrung der Hessen und Thüringer. In Hessen gründete er das Bisthum Büraburg bei Fritzlar, und später (744) das Kloster Fulda, diese eigentliche Pflanzstätte christlich-deutscher Bildung, über welche er seinen Lieblingsschüler Sturm, einen Baiern, zum Abte setzte. In früherer Zeit war es, wo er bei dem Dorfe Geismar in der Nähe von Fritzlar die alte dem Wodan geheiligte Eiche fällte. Erwartungsvoll stand das Volk da, in dem Wahn, daß der Frevler, der sie fälle, sofort durch den Zorn des rächenden Gottes seinen Untergang finden würde. Aber Bonifacius ergriff selbst die Axt und that die ersten Schläge, und als die Rache des Gottes ausblieb und die Eiche gefällt am Boden lag, da ließ das Volk seinen Aberglauben fahren und nahm willig die Taufe an. So zerstörte Bonifacius auch anderwärts mehrere Götzenbilder. Oft mußte er noch sehen, wie die Getauften noch an heidnischen Gebräuchen festhielten, und wie die bekehrten Franken den heidnischen Sachsen, welche ihren Göttern Menschen opferten, ihre Sclaven zu diesem Zwecke verkauften. Doch vor seinem heiligen Eifer fiel ein heidnischer Gebrauch nach dem anderen, und zugleich ward ihm die freudige Befriedigung zu Theil, auch Andere, Männer, Frauen und Jungfrauen, zum frommen Werke der Bekehrung anzufeuern.

Gregor III., der dem Gregor II. auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt war, ernannte den Bonifacius als Erzbischof von Germanien, und die Bischöfe von Alemannien und Baiern wurden ermahnt, ihn als Statthalter des Papstes zu verehren und seinen Anordnungen pünktlichen Gehorsam zu leisten. Durch Bonifacius erhielten die deutschen Kirchen einen innern Zusammenhang und traten in eine innige Verbindung mit dem Papste und der römischen Kirche. Auch in der durch die Stürme des Krieges zerrütteten fränkischen Kirche suchte Bonifacius die Ordnung wieder herzustellen.

Im Jahre 745 wurde er zum Erzbischof von Mainz gewählt und vom Papste bestätigt. Das hohe Ansehen und die Bedeutung des Bonifacius als Erzbischof von ganz Germanien hatte zur Folge, daß das Erzbisthum Mainz eine

höhere Stellung als die übrigen erhielt und viele Erzbisthümer und Bisthümer ihm untergeordnet wurden.

Schon stand er im hohen Alter, als ihn von neuem die Sehnsucht nach der Thätigkeit seiner Jugend, nach der Bekehrung der Heiden ergriff Er legte sein Erzbisthum nieder und wanderte zu den Friesen, um ihrer Bekehrung seine letzten Kräfte zu widmen. Hier wirkte der ehrwürdige, siebzigjährige Greis noch zwei Jahre lang. Eines Tages aber stürzte eine bewaffnete Rotte heidnischer Friesen herbei, um ihre beleidigten Götter zu rächen. Seine Begleiter, 52 an der Zahl, wollten zu den Waffen greifen; Bonifacius wehrte es ihnen und bot sich ihren Streichen dar, unter denen er mit seinem ganzen Gefolge blieb (755).

Sein Leichnam wurde von seinen Anhängern erst nach Utrecht, dann nach Fulda gebracht, das er sich selbst zur letzten Ruhestätte auserkoren hatte.

---

# XVIII.

## Karl der Große.

(768—814).

### 1. Karl's Kriege. Wiederherstellung der römischen Kaiserwürde.

Karl der Große, Sohn Pipin's (vgl. XV.), wurde 742, wahrscheinlich zu Aachen, geboren. Von seinem Vater früh im Waffenhandwerk geübt, von seiner Mutter zu häuslichen Tugenden angehalten, genoß er in seiner Jugend keinen höheren Unterricht. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater in der Volksversammlung zum König der Franken erhoben ward, und zwölf Jahre alt wurde er selbst mit seinem Bruder Karlmann vom Papst Stephan II. zum künftigen Nachfolger seines Vaters gekrönt. Von seinen früheren Jahren haben wir keine bestimmte Kunde, und aus einer sagenhaften Jugend tritt Karl, im Alter von sechs und zwanzig Jahren, sofort als Held der Geschichte hervor. Groß war Karl als Krieger, als Beherrscher und Bildner seines Reiches, groß

als Christ und Mensch. An allen Grenzen des fränkischen Reiches siegten seine Waffen; sein Ansehen hielt die unterworfenen Völker im Gehorsam und durch die Vereinigung aller erhob er das Frankenreich zum mächtigsten in Europa. Anfangs regierte er mit seinem Bruder Karlmann gemeinschaftlich; nach dessen Tode (772) ward er auf einer Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen zum alleinigen König des gesammten Frankenreiches erhoben, ohne daß die Söhne des verstorbenen Karlmann weiter berücksichtigt wurden.

Karls erster Krieg war gegen die Sachsen gerichtet. Dieses Volk wohnte im nördlichen Deutschland, von den Grenzen des Frankenreiches in der Nähe des Rheins bis zur Elbe und Nordsee hin. Die Sachsen zerfielen in drei Hauptstämme, die Westfalen, Engern und Ostfalen. Sie waren tapfer und hielten treu und fest an ihrem heidnischen Götzendienst, wie an den Sitten der Väter. Dem Christenthum waren sie feindselig und erschlugen die Glaubensboten, die sie bekehren wollten, da sie durch die Annahme des Christenthums ihre alte Freiheit zu verlieren fürchteten. Mit ihrer Feindschaft gegen den christlichen Glauben verband sich ein alter Stammeshaß gegen die Franken, und fortwährend machten sie Einfälle ins fränkische Gebiet. Karl hielt es zur Sicherung seines Reiches für nöthig, diese unruhigen Nachbarn zu unterwerfen und seine Grenzen bis an die Elbe auszudehnen. Da aber das feindselige Verhältniß zwischen Franken und Sachsen seinen Grund darin hatte, daß jene Christen, diese noch Heiden waren, so war ein dauernder Friede nur dann zu hoffen, wenn die Sachsen zum Christenthum bekehrt wurden. So hielt sich denn Karl für verpflichtet, den Sachsen die Wohlthat des Evangeliums auch mit Gewalt aufzunöthigen. Und in der That waren in späteren Zeiten die Sachsen gerade das deutsche Volk, dessen innerstes Leben am meisten vom Christenthum durchdrungen ward. Der Krieg gegen sie dauerte, jedoch nicht ohne Unterbrechung, von 772 bis 803.

Im Jahre 772 brach Karl mit einem Heere in das Land der Sachsen ein. Sie wurden geschlagen, ihre Feste Eresburg (jetzt Stadtberg an der Diemel) im Paderbornschen

erobert, und das heilige Götzenbild der Sachsen, die sogenannte Irmensäule, zerstört. Karl drang bis an die Weser vor und ließ die Sachsen zum Unterpfand der Treue Geißeln stellen.

Im folgenden Jahre 773 wandte er seine Waffen gegen das Reich der Longobarden, deren König Desiderius das römische Gebiet angegriffen hatte und sogar Rom selbst bedrohte. In seiner Bedrängniß rief Papst Hadrian I. den König der Franken zu Hülfe. Karl säumte nicht. Den Weg über den Mont Cenis soll ihm ein lombardischer Spielmann gezeigt und vom König so viel Land bekommen haben, als man rings im Umkreis das Blasen seines Hornes hörte. Desiderius, heißt es, sah von einem Thurme herab die große Macht der Franken heranziehen und darunter König Karl, ganz mit Eisen überpanzert auf einem Streitroß, das selbst eisern von Muth und Farbe schien. Bei diesem Anblick habe er ausgerufen: „Lasset uns hinabsteigen und uns in die Erde bergen vor dem Zornantlitze dieses gewaltigen Feindes!“ Seine trübe Ahnung ging in Erfüllung. Karl nahm Pavia, das sich nach sieben Monaten ergab, und entthronte den Desiderius, der nach Corvei ins Kloster geschickt ward. Darauf setzte er die eiserne*) Krone der Lombarden sich selbst auf das Haupt und nannte sich von nun an König der Franken und Lombarden (774). Das Osterfest feierte er zu Rom, wo er dem Papste den Besitz der Städte bestätigte, die ihm Pipin geschenkt hatte, und dann zum Schirmherrn der römischen Kirche erhoben ward.

In seiner Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingefallen, hatten Alles mit Feuer und Schwert verwüstet und die Eresburg wieder erobert. Schon 775 stand daher Karl wieder an der Weser, schlug die Sachsen bis an die Ocker zurück und nöthigte sie zum Frieden und zur Stellung von Geißeln. Kurze Zeit darauf (776) rief ihn ein Aufstand der Lombarden nach Italien. Schnell dämpfte Karl die Empörung, und noch in demselben Jahre lagerte er abermals im Lande der Sachsen, die sich von neuem erhoben hatten.

---

*) Sie war von Gold und enthielt einen eisernen Reif, der angeblich aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet war.

Mit großer Heeresmacht drang er durch die Gauen der Sachsen bis an die Weser, stellte die Eresburg nochmals her und gründete eine neue Feste an der Quelle der Lippe. Die Sachsen stellten wieder Geißeln und ließen sich taufen. Karl hielt sich nun so sicher, daß er (777) einen Reichstag in Paderborn (im Lande der Engern) hielt, wobei sich die Sachsen in großer Anzahl zur Unterwerfung einstellten. Aber Wittekind, der tapfere Herzog der Westfalen, hatte sich nicht eingefunden. Er war zu seinem Schwager, dem Dänenkönig geflohen, und sein Ausbleiben deutete auf keinen dauernden Frieden.

Während sich Karl zu Paderborn aufhielt, erschien eine seltene Gesandtschaft. Abgeordnete des Arabischen Statthalters von Saragossa, der vom Chalifen von Cordova vertrieben war, kamen zum mächtigen Frankenkönig und baten um Hülfe gegen Abderrahman. Das Glänzende der Unternehmung reizte den christlichen Helden; er sagte Hülfe zu. Im Jahre 778 ging er über die Pyrenäen, erstürmte Saragossa und eroberte das Land bis an den Ebro. Dann setzte er den vertriebenen Statthalter wieder ein und ließ ihn den Eid der Treue schwören. Die neue Eroberung schlug er zum Frankenreiche und nannte sie spanische Mark. Auf dem Rückzuge erlitt Karl einen schweren Verlust. In den engen Wegen durch die waldbewachsenen Höhen der Pyrenäen ward seine Nachhut von den baskischen Gebirgsvölkern, deren Hauptstadt die Franken zerstört hatten, in den Thälern von Roncesvalles überfallen und niedergemacht. Unter den gefallenen Führern befand sich auch der tapfere sagenberühmte Held Roland (Rutland)*).

---

*) Die Sage hat ihn zu einem der zwölf Paladine Karl's und zu einem Helden von riesiger Größe gemacht. Sein Schwert Duranda durchhieb einen Marmorstein, ohne schartig zu werden. Als er bei dem Ueberfall in Roncesvalles zum Tode verwundet war, blies er so gewaltig in sein Horn Olivant, daß es acht Meilen weit bei dem Hauptheere von Karl gehört wurde, aber von der Anstrengung die Halsadern des Helden zersprangen. Noch heute findet man in vielen Städten, z. B. Hamburg, Bremen, Halle, Magdeburg, sogenannte Rolandssäulen, steinerne, größtentheils roh geformte Bildsäulen, die einen gewappneten Mann mit einem Schwerte in der Hand vor-

Der heiligsten Eidschwüre ungeachtet waren indessen die Sachsen auf's Neue in das fränkische Gebiet eingefallen. Wittekind war zurückgekehrt und hatte eine große Waffeneinigung zu Stande gebracht. Unter Plündern und Morden drangen sie vor, und rauchende Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster bezeichneten ihren verheerenden Zug. Selbst die Mönche von Fulda verließen ihren stillen Sitz und flüchteten mit den Gebeinen des heiligen Bonifacius. Karl drang 779 und 780 vom Rhein her tief in Sachsen bis zur Elbe vor, nahm wiederum Geißeln, ließ Festungen bauen und brachte viele zur Taufe. Er rechnete nun so sicher auf die Unterwürfigkeit der Sachsen, daß er (781) eine Reise nach Rom machte, wo der Papst seinen Sohn Pipin zum König der Lombarden, seinen Sohn Ludwig zum König von Aquitanien salbte.

Bereits zwei Jahre hatten die Sachsen Ruhe gehalten, aber Zehnten und Frohnden erinnerten die früher freien Männer fortwährend an den Verlust ihrer Selbstständigkeit. Als ein fränkisches Heer wider die Sorben, ein slavisches Volk, zog, fielen die Sachsen, von Wittekind auf's Neue zum Aufstande gereizt, mit ihren langen Messern über die Franken her, die am Berge Süntel, zwischen Minden und Rinteln, an der Weser, sorglos dahinzogen. Eine ganze Abtheilung des Heeres mit vielen Edlen ward niedergemacht (782). Dann wurden die Kirchen zerstört, die Geistlichen getödtet oder vertrieben. Jetzt hatte Karls Geduld ein Ende; er behandelte die Sachsen als eidbrüchige Empörer und saß bei Verden an der Aller über sie zu Gericht. Wittekind war wieder entflohen, aber 4500 seiner Anhänger wurden von

---

stellen und dem Helden Roland ihren Namen verdanken sollen. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß die Deutschen, besonders die Sachsen, einem Feldherrn ihres Drängers, Karls des Großen, Denksäulen errichtet hätten, der außerdem seine Thaten in Frankreich und Spanien verrichtete. Wahrscheinlicher ist, daß diese Bildsäulen, deren Entstehung auch späteren Ursprungs ist, mit den Weihbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Grenzmarken verschiedener Städte findet, und welche bedeuten, daß die Stadt ihre eigene Gerichtsbarkeit habe. Der Name Rolands- oder Rutlandssäulen rührt von dem Worte, Ruge, Rüge her, welches ehedem soviel als Gericht bedeutete.

den sächsischen Edlen selbst ausgeliefert. Karl ließ sie zum Tode verurtheilen und an demselben Tage enthaupten. Aber dieser blutige Tag bei Verden reizte die Sachsen zum furchtbarsten Grimm; Rache schnaubend erhoben sich jetzt alle ihre Stämme, und auch die bis dahin lau im Kriege gewesenen, blieben nicht zurück. Wittekind trat wieder an ihre Spitze, um für die alten Götter und die alte Freiheit die letzten Anstrengungen zu machen. Die große Schlacht beim heutigen Detmold (783) blieb unentschieden und war sogar nachtheilig für Karl; erst eine zweite Hauptschlacht an der Hase im Osnabrück'schen brach die Macht der Sachsen völlig. Da erkannten auch Wittekind und Albion, die Herzoge von Sachsen, daß der alte Glaube mit der alten Freiheit nicht länger zu halten sei. Sie machten sich auf nach Attigny (in der Champagne) zu König Karl, der sie mit Achtung empfing, und ließen sich taufen (785). Von da an hielten beide unverbrüchliche Treue und Glauben. Tausende von Edlen und Gemeinfreien folgten ihrem Beispiele und empfingen die Taufe.

Doch auch in den folgenden Jahren fehlte es nicht an einzelnen Aufständen der Sachsen. Noch acht Feldzüge (von 794—803) führte Karl gegen das freiheitliebende Volk. Zuletzt griff er zu dem Mittel, Tausende von sächsischen Familien gewaltsam in's fränkische Gebiet zu verpflanzen. Endlich erkannte nun auch Karl, daß mit Waffengewalt allein nichts zu erzwingen sei, und machte den Sachsen Vorschläge zu einem Vergleich. Sie sandten Abgeordnete, und so kam denn zu Selz (dem jetzigen Königshofen an der fränkischen Saale) im Jahre 803 eine Uebereinkunft zu Stande, ohne daß ein förmlicher Friede abgeschlossen worden ist. Die Sachsen erkannten Karl als ihr rechtmäßiges Oberhaupt an und wurden als Christen den Franken ganz gleich gestellt. Sie versprachen den Bischöfen und Grafen Gehorsam zu leisten und die Zehnten zu entrichten, die auch bei den Franken gegeben wurden. Dagegen blieben sie von allen andern Abgaben frei und behielten ihre eigenen Rechte. In ihrem Lande wurden acht Bischofssitze gegründet, aus denen nachher bedeutende Städte entstanden sind: Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildes-

heim. Fromme Geistliche erweckten und nährten allmählich in dem starren Volke den christlichen Sinn, und gewannen es auch innerlich für den Christusglauben, nachdem es durch das Schwert äußerlich unterworfen worden war.

Als Karl im Jahre 787 von einem Zuge aus Italien zurückgekehrt war, wo er einen Aufstand zur Wiederherstellung des Longobardenreichs unterdrückt hatte, ward auf dem Reichstage zu Worms der Baiernherzog Thassilo angeklagt, daß er die Treue und den Gehorsam gegen den König verletzt habe. Thassilo hatte eine Tochter des entthronten Longobardenkönigs Desiderius zur Gemahlin, die ihn aus Haß gegen Karl zum Streben nach Unabhängigkeit antrieb. Aber der fränkische Herrscher drang mit drei Heeren in Baiern ein und nöthigte den Herzog zur Unterwerfung. Doch Thassilo machte sich von neuem des Ungehorsams schuldig und verband sich sogar mit den Avaren. Da ließ ihn Karl auf dem Reichstag zu Ingelheim wegen Hochverraths zum Tode verurtheilen; doch vollzog er das Urtheil nicht, sondern verwies ihn mit seiner Familie in das Kloster zu St. Goar (788). Die Herzogswürde in Baiern schaffte er ab, und theilte das Land in Gaue, über welche er Grafen setzte.

Die schlimmsten Feinde an den Grenzen des Frankenreichs waren die Avaren, welche in den Gegenden zwischen der Ems und Sau wohnten. Ihr Land war durch Pfahlgräben, die sie Ringe nannten, geschützt. Solcher Ringe waren neun, innerhalb deren das Volk so angesiedelt war, daß ein Trompetenschall bald durch alle Ringe weiter gegeben und verbreitet werden konnte, um alle Waffenfähigen zur Vertheidigung aufzubieten. In diesen Ringen waren auch die unermeßlichen Schätze aufgehäuft, welche die Avaren seit langer Zeit zusammengeraubt hatten. Da sie die fränkischen Ostgrenzen unaufhörlich beunruhigten, so beschloß Karl einen Vertilgungskrieg gegen sie. In sieben Feldzügen wurden sie vernichtet (791 bis 799). Das Land zwischen der Donau, Drau und Sau überließ Karl deutschen Pflanzern zum Anbau und errichtete die sogenannte Markgrafschaft Osterland (Oestreich).

Karl's letzte Feldzüge waren gegen die Slaven und Dänen gerichtet. Der Krieg gegen die Dänen endete (810)

mit einem Frieden, in welchem die Eider als Grenzfluß zwischen Franken und Dänen anerkannt wurde. So erstreckte sich denn das Reich Karl's des Großen vom Ebro im Westen bis zur Raab im Osten, von der Eider im Norden bis nach Benevent (in Italien) im Süden.

Nach dem Tode des Papstes Hadrian I. hatte Leo III. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Dieser ward einst bei einem feierlichen Umzuge von den Anhängern einer ihm feindlichen Partei überfallen, mit Stößen und Schlägen mißhandelt und gefangen in ein nahes Kloster geschleppt. Ein getreuer Kämmerling rettete ihn noch in derselben Nacht nach Spoleto, und der gekränkte Papst sandte Boten an Karl mit der Bitte um Hülfe. Karl sagte sie zu, entbot aber zuvor den Papst zu sich ins Sachsenland. Leo begab sich (799) über die Alpen nach Paderborn, wo der König gerade Reichstag hielt. Karl versprach ihm nochmals Genugthuung und entsandte ihn unter ehrenvoller Begleitung nach Rom, wo er ihn in sein Amt einsetzen und durch Militärmacht beschützen ließ. Im folgenden Jahre (800) ging er selbst mit einem Heere über die Alpen. Nach seinem Einzug in die Hauptstadt der Christenheit hielt er zu Rom ein feierliches Gericht über die Aufrührer und stellte die Ruhe wieder her.

Am Weihnachtstage wohnte Karl dem Gottesdienst in der Kirche des heiligen Petrus bei. Die Messe war zu Ende, und Karl kniete im Festgewande eines römischen Patricius am Altar zum Gebet nieder. Da trat plötzlich der Papst vor und setzte dem König eine goldene Kaiserkrone auf, wobei das versammelte Volk in den Jubelruf ausbrach: „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Dreimal erscholl dieser Zuruf; dann berührte Leo mit der einen Hand den Mund, mit der andern die Hand des Gekrönten, salbte ihn zum Kaiser und verbeugte sich gegen ihn.

Karl soll zwar geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage nicht in die Kirche gegangen. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß der ganze Vorgang zwischen ihm und dem Papste verabredet war. Als römischer Kaiser gewann Karl nichts an äußerer Machtfülle, und dennoch wurde durch diese Krönung seine Stellung in den Augen der

Welt erhöht. Denn in dem Andenken der Menschen hatte sich eine dunkle Kunde erhalten von der Macht und dem Glanz der alten römischen Imperatoren, welche den Erdkreis beherrscht hatten, und je unklarer diese Kunde war, desto geheimnißvoller erschien die Bedeutung der neuen Würde, welche auf Karl übertragen war. Jetzt stand er da als oberster Schirmherr der Kirche, als Vorsteher des Rechts und des Friedens von Europa: das abendländische Kaiserthum war in der Person Karl's erneuert (800).

---

## 2. Karl als Regent und Bildner seiner Völker.

Karl hatte die herzogliche Würde in seinen Landen abgeschafft, dagegen das ganze Reich in kleinere Bezirke oder Gaue eingetheilt, über welche er Grafen setzte, die unmittelbar unter dem König standen. Wie aus allen Theilen seines weitläufigen Reiches Berichte an ihn einliefen, so sandte auch er nach allen Seiten hin seine Befehle, denen er Nachdruck zu geben wußte. Sein Petschaft war in seinen Degenknopf eingegraben. Hatte er einen Befehl an einen halsstarrigen Vasallen untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: Hier ist mein Befehl, und hier — indem er das Schwert schüttelte — der, der ihm Gehorsam schaffen soll." Die Grafen in den einzelnen Gauen wurden durch sogenannte Sendgrafen (Sendboten) beaufsichtigt. Es bereisten nämlich zwei Beamte, ein geistlicher und ein weltlicher, jährlich viermal den ihnen angewiesenen Bezirk, der aus mehreren Gauen bestand, um die Amtsthätigkeit der Grafen zu überwachen. Sie hatten Rechtssachen zu entscheiden, Beschwerden zu untersuchen und die Ordnung des Heerbanns zu beaufsichtigen. Auf den Reichsversammlungen statteten sie darüber ihre Berichte ab. Solcher Versammlungen wurden jährlich zwei gehalten, eine große auf dem sogenannten Maifeld, und eine kleinere im Herbste, an welcher nur die Räthe und Vornehmsten des Reiches Theil nahmen. Die Beschlüsse der Reichsversammlung bedurften der Bestätigung des Königs und wurden, wenn diese ertheilt war, zu Gesetzen erhoben und ausgefertigt. Sie hießen von ihrer Eintheilung in Capitel C a p i t u l a r i e n. Unter den höchsten Beamten nahmen die

Markgrafen eine einflußreiche Stelle ein. Ihnen war die Beschützung der Grenzen oder Marken anvertraut. Noch höher stand der Pfalzgraf. Er vertrat die Stelle des Königs im höchsten Gericht, wenn dieser abwesend oder verhindert war, oder minder wichtige Dinge zur Sprache kamen.

Karls immerwährende Kriege forderten bedeutende Streitkräfte. Da die Zahl der Vasallen, die unter ihrem Lehnsherrn ins Feld zogen, nicht ausreichte, so mußte auch jeder Gemeinfreie erscheinen, sobald das Aufgebot zum Heerbann erging, und eine schwere Strafe traf den, welcher ausblieb. Jeder mußte sich Lanze und Schild oder einen Bogen mit zwölf Pfeilen stellen; Reichere mußten mit einem Harnisch versehen sein. Aermere, welche die Kosten der Ausrüstung nicht tragen konnten, mußten zusammentreten, um gemeinschaftlich einen Krieger auszurüsten. Jeder war verpflichtet, Lebensmittel auf drei Monate mit sich zu führen. Jedoch wurden nicht immer Alle, welche zum Heerbann des Reiches gehörten, aufgeboten, sondern nur gewöhnlich die Männer der Provinzen, welche dem Schauplatz des Krieges zunächst lagen. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß bei den steten Kriegen Karls die Zahl der freien Männer immer mehr abnahm.

Die Religion war Karl dem Großen wahre Herzenssache; seine Ehrfurcht vor der christlichen Kirche erstreckte sich auch auf deren Diener. Damals waren die Geistlichen allein im Besitz der Wissenschaft, und wie der Kaiser die hohe Bedeutung derselben für die Bildung seiner Völker erkannte, so verlangte er auch von ihnen einen sittenreinen, geistlichen Wandel und unterwarf sie einer strengen Beaufsichtigung. Die Jagd, das Tragen von Waffen, der Besuch von Schauspielen, Wirthshäusern und Gastmählern war ihnen verboten. Die Bischöfe hatten Antheil an den Staatsgeschäften und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Den Zehnten ließ er mit solcher Strenge an die Kirche entrichten, daß er nicht einmal seine eigenen Güter davon ausschloß. Besondere Sorgfalt widmete er der Verbesserung des Kirchengesanges. Zu diesem Zwecke legte er zu Metz und Soissons Singschulen an, und ließ nicht nur Orgeln aus Italien kommen, sondern brachte auch zwei Gesanglehrer von dort mit. Aber die rauhen Kehlen der Franken gewöhnten sich nur schwer an den kirchlichen Gesang, so daß

die Italiener ihn mit dem Geheul wilder Thiere oder dem Rumpeln eines Lastwagens über einen Knüttelдamm verglichen und Alcuin über die entsetzliche Tölpelhaftigkeit klagte, mit der er bei den Franken zu kämpfen hatte. Nicht minder sorgte Karl für besseres Verständniß der heiligen Schrift, indem er einzelne Theile derselben in die Muttersprache übersetzen ließ. Um den öffentlichen Gottesdienst zu heben, trug er dem gelehrten Longobarden Paul Warnefried auf, eine Sammlung von Predigten und Betrachtungen aus den Kirchenvätern zu veranstalten, welche den Namen Postille*) erhalten hat.

Um die geistige Bildung seiner Völker zu fördern, legte Karl Schulen an, die mit den Kirchen und Klöstern verbunden waren, und in denen Lesen, Schreiben und die christliche Lehre die Hauptgegenstände des Unterrichts ausmachten. Zu Lehrern bestellte er geschickte Männer aus Italien und Griechenland, und gründete auch an seinem Hofe eine Schule, in welche alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Zeit lang zu und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der Schüler zeigen. Die Geschickten mußten alle auf seine rechte, die Ungeschickten auf seine linke Seite treten, und hier fand es sich, daß die Letzteren meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Er wandte sich zu den fleißigen aber armen Kindern und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr gut einschlagt; bleibt dabei und werdet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber, — und hier wandte er sich zornig zur Linken, — ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, dir ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen unnützen Buben, ich sage euch bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr euere Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!"

Um für die Bildung seines Volkes zu sorgen, widmete

*) Die Betrachtung schloß sich an die Worte des Textes an und begann deshalb mit: post illa (nämlich verba textus): nach jenen Worten des Textes. Daher der Name Postille.

er der Vervollkommnung der Muttersprache alle Sorgfalt. Er befahl den höheren Geistlichen, dafür zu sorgen, daß das Volk das Vaterunser und das christliche Glaubensbekenntniß in der Muttersprache auswendig lernte und daß nur in dieser gepredigt würde; er ließ ferner die altdeutschen Volks- und Heldenlieder sammeln, welche jedoch später wieder verloren gingen. Er machte selbst den Entwurf zu einer deutschen Sprachlehre und führte für die Benennung der Monate deutsche Namen ein, welche nachher von den lateinischen wieder verdrängt wurden.

Auch für Handel und Verkehr, für Anlegung prächtiger Bauten, für Ackerbau und Landwirthschaft war der Kaiser ungemein thätig. Um Handel und Verkehr zu erleichtern, hatte er den Plan, durch einen Kanal die Altmühl und die Rednitz und dadurch den Main mit dem Rhein, somit die Nordsee mit dem schwarzen Meer zu verbinden. Allein die Unkunde der Arbeiter, die Unvollkommenheit der Werkzeuge und andauernde Regengüsse vereitelten das großartige Unternehmen.*) Unter den Bauten, die er aufführen ließ, zeichnen sich, außer den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden seiner Güter, besonders seine von italienischen Baumeistern aufgeführten Paläste (Pfalzen) zu Aachen, Ingelheim und Nymwegen aus; ferner jener der heiligen Jungfrau geweihte Dom zu Aachen mit seinen aus Rom und Ravenna herbeigeschafften Gemälden und Marmorsäulen, der als Muster bewundernswürdiger Schönheit gerühmt wird; weiter der Leuchtthurm zu Boulogne, die 500 Schritte lange hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, an welcher zehn Jahre hindurch gearbeitet wurde, die aber leider schon ein Jahr vor Karls Tode abbrannte. Endlich verdient auch die Badeanstalt zu Aachen Erwähnung, die er so einrichten ließ, daß in dem warmen Wasserbehälter über hundert Personen, darunter seine Söhne, Freunde, andere Große, ja sogar Leibwächter, mit ihnen herumschwimmen konnten.

Um Ackerbau und Landwirthschaft zu fördern, ließ er Dörfer anlegen, Wälder ausrotten, Sümpfe austrocknen und

*) Erst über 1000 Jahre nachher war es dem König Ludwig I. von Baiern vorbehalten, den kühnen Gedanken wieder aufzunehmen und zu vollenden.

Einöden in fruchtbare Gefilde verwandeln. Er selbst ging in der Pflege der Landwirthschaft mit dem besten Beispiel voran, indem er auf seinen Krongütern Musterwirthschaften anlegte. Auf seinen Gütern herrschte im Kleinen dieselbe Ordnung, welche man im Großen in allen Zweigen der Reichsverwaltung bewunderte; der Acker- und Gartenbau wurde dort nach seinen eigenen Anordnungen wahrhaft musterhaft betrieben; denn er selbst war ein sehr kundiger Landwirth, und wir besitzen eine von ihm mit ausgezeichneter Sachkenntniß verfaßte Anweisung, in welcher er in 70 Capiteln die genauesten Vorschriften ertheilt über die Zucht der Hausthiere und Bienen, die Bereitung des Weines und Bieres, des Honigs und Wachses, so wie über den Ackerbau, den Obstbau, die Gärtnerei und die Fischerei. Er zog auf seinen Gütern 74 Arten von Kräutern und Gesträuchen, welche er in jener Anweisung namentlich aufführt; man fand dort neben den gewöhnlichen Obstarten, als Kirschen, Aepfel, Birnen, Pflaumen, auch die feineren, als Pfirsiche, Feigen, Mandeln und Kastanien. Ausgezeichnet war der Viehstand, insbesondere die Rind- und Pferdezucht; es wimmelte dort von Schafen, Ziegen, Schweinen, Gänsen, Hühnern und Tauben, auch hielt man als Ziervögel Pfauen, Enten und Turteltauben. Die Aufsichtsbeamten mußten zu Weihnachten ein genaues Verzeichniß von dem ganzen Bestande an Vieh, Getreide, Wein, Honig, Eiern, Wolle 2c. einreichen, am Palmsonntag den Geldertrag abliefern und Rechnung ablegen. Wenn Karl seine Güter bereiste, was sehr oft geschah, so war er ganz Landwirth und vergaß den König und Staatsmann; er nahm Alles selbst in Augenschein, ordnete Verbesserungen an, prüfte die Bauanschläge und sah die Rechnungen nach, in welche Alles bis aufs Kleinste, selbst jedes verkaufte Ei, eingetragen sein mußte.

---

### 3. Karls letzte Lebensjahre und Tod.

Karl hatte die Absicht, sein Reich unter seine drei Söhne zu vertheilen. Auf einer Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen zu Dietenhofen (jetzt Thionville in Lothringen) ward bestimmt, daß sein ältester Sohn, der kräftige und dem

Vater ähnliche Karl, das Ost- und Westfrankenreich, Pipin Italien, Ludwig, der jüngste Sohn, Aquitanien erhalten sollte. Aber der Tod raffte die beiden älteren Söhne noch vor dem Vater hinweg. So blieb denn nur Ludwig, der untüchtigste der Brüder, als schwacher Träger der väterlichen Hoffnungen übrig. Als daher der von Alter, Krankheit und den Schlägen des Schicksals gebeugte Greis sein Ende nahen fühlte, — auch die warmen Quellen von Aachen wollten nicht mehr helfen, — so machte er in Gegenwart geistlicher und weltlicher Großen sein Testament. In diesem waren besonders die Armen reichlich bedacht: zu ihrem Besten sollte sogar die so mühsam gesammelte Bibliothek verkauft werden. Von den drei prachtvollen silbernen Tischen, welche er besaß, vermachte er den ersten, auf welchem Konstantinopel abgebildet war, der Peterskirche zu Rom; den zweiten, der eine Abbildung Rom's enthielt, der erzbischöflichen Kirche zu Ravenna; den dritten aber, ein wahres Wunderwerk an Kunst und Schönheit, auf welchem die ganze Erde und der Himmel mit allen seinen Sternen in erhabener Arbeit abgebildet war, erhielt Ludwig. Den Geistlichen in den 21 Metropolitanstädten seines Reiches vermachte Karl zwei Drittel seines Privatvermögens an Geld, Hausrath und Kostbarkeiten. Nachdem Karl sein Testament gemacht, setzte er trotz der Beschwerden des Alters seine Regierungsthätigkeit noch fort. Im Sommer 813 hielt er eine Jagd in den Ardennen, empfand aber dabei eine große Schwäche in den Füßen, welche er als Vorboten des nahen Todes betrachtete. Er berief daher noch im Herbste desselben Jahres seinen Sohn Ludwig mit allen Vasallen aus Aquitanien nach Aachen, wo sich auf seinen Befehl die angesehensten Großen des Reiches, geistlichen und weltlichen Standes, versammelt hatten. Hier stellte er ihnen seinen Sohn Ludwig als Mitregenten und Nachfolger in der Kaiserwürde vor und bestimmte zugleich, daß sein Enkel Bernhard (der Sohn des verstorbenen Pipin) Italien, jedoch unter Ludwig's Oberhoheit regieren sollte. Nachdem die ganze Versammlung diese Anordnung, als göttliche Eingebung, mit einstimmigem Zuruf gebilligt hatte, begab sich Karl, in vollem Kaiserornate, die Krone auf dem Haupte, in die Marienkirche, wohin ihm Ludwig und die ganze Versammlung folgte, und kniete hier mit seinem

Sohne vor dem Hauptaltare, auf welchem eine goldene Krone lag, in stillem, inbrünstigem Gebete. Hierauf erhob sich Karl, legte in einer rührenden Rede seinem Sohne die heiligen Pflichten eines Regenten an's Herz und ermahnte ihn insbesondere, Gott zu fürchten, seine Schwestern und übrigen Verwandten zu lieben, die Armen zu unterstützen und seinem Volke stets mit dem Beispiele eines tugendhaften Wandels vorzuleuchten. „Willst Du, mein Sohn," fragte er dann, „alle diese Pflichten treu und gewissenhaft erfüllen?" „Ja! mit Gottes Hülfe!" antwortete Ludwig. „Wohlan denn," fuhr Karl fort, „nimm die Krone, setze sie Dir selbst auf's Haupt und stets möge sie dich an deine Versprechungen erinnern!" Am Schluß der feierlichen Handlung befahl er allen Anwesenden, seinen Sohn künftig Kaiser und Augustus zu nennen, und Ludwig kehrte bald darauf nach Aquitanien zurück. Der Vater sah ihn nicht wieder.

Nicht lange nachher warf ein heftiges, mit Seitenstechen verbundenes Fieber den 72jährigen Kaiser auf's Krankenlager; sein gewöhnliches Heilmittel, das Fasten, war bei seiner erschöpften Natur ohne Wirkung. Eifrig beschäftigte er sich nun mit dem Heile seiner Seele; am fünften Tage seiner Krankheit empfing er das heilige Abendmahl, und am siebenten war seine Kraft völlig verschwunden. Mit sterbender Hand machte er auf Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände über der Brust, schloß die Augen, sang mit leiser Stimme: „Vater! in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" — und war aus dem irdischen Leben geschieden. Noch an demselben Tage wurde der Leichnam gesalbt und geschmückt, und unter lautem Wehklagen des Volkes in einer Gruft der Marienkirche beigesetzt. Hier saß er auf einem goldenen Throne, in vollem Kaiserschmucke, auf dem Haupte die Krone und ein Stück des heiligen Kreuzes, in der Hand einen Kelch, an der Seite das Schwert, um die Hüfte die goldene Pilgertasche, zu den Füßen Scepter und Schild, auf den Knien ein goldenes Evangelienbuch. Die Gruft wurde mit vielen Schätzen, mit Weihrauch, Balsam und köstlichen Specereien gefüllt, dann versiegelt und verschlossen. Ueber derselben errichtete man einen goldenen Bogen mit der Inschrift: „Unter diesem Steine ruhet der Körper Karl's, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der

das Reich der Franken ruhmvoll erweitert und 47 Jahre glücklich regiert hat. Er starb, ein 70jähriger Greis, im Jahre der Geburt unseres Herrn 814 am 28. Januar." — Jetzt bezeichnet die Grabstätte eine einfache Marmorplatte, welche die kurze Inschrift trägt: Carolus Magnus.

---

### 4. Kaiser Karl's Persönlichkeit und Privatleben.

Es gewährt einen eigenen Reiz, von einem so ausgezeichneten Manne, wie Karl der Große war, auch die äußere Gestalt, so wie sein häusliches Leben näher kennen zu lernen. Seine äußere Erscheinung verkündete den geborenen Herrscher. Seine Leibesgröße betrug sieben seiner Füße oder 6 Fuß 3 Zoll rhein., nach dem Maß einer Eisenlanze, die sich noch erhalten hat und genau seine Länge anzeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirne, große lebhafte Augen, eine etwas große gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche heitere Gesichtszüge: die ganze Gestalt, sitzend und stehend, war voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diese Fehler. Der Gang war fest, die grade Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewohl der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den vier letzten Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eigenen Einfällen mancherlei, doch nichts auf den Rath der Aerzte, versuchte. Denn diese haßte er, weil sie ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise verboten. Karl's Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen Anderen zuvorthat. Vorzüglich wegen der Nähe der Bäder baute er den Palast zu Aachen, und lud jedermann zum Baden ein, daher man oft mehr als hundert Badende beisammen sah. Er bediente sich stets der fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd, von seinen Töchtern gesponnen und gewebt, darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Ueberwurf von Otterfell. Sein

Oberkleid war ein kurzer venetischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bei feierlichen Gelegenheiten auch wohl, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Ausländische Kleidung war ihm verhaßt und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange römische Tracht angelegt. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast in nichts von den Gemeinen unterschieden. Speise und Trank genoß er mäßig, und Trunkenheit war ihm ein Abscheu. Gastereien fanden selten Statt, und nur an festlichen Tagen, dann aber liebte er, recht viele Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer dem Braten, welchen die Jäger an den Spießen herbeibringen mußten. Während der Mahlzeit ward irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders die vom Gottesstaate. Nach Tische ruhte er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier- bis fünfmal, nicht bloß durch Erwachen sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wohl Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern und wußte sich über Alles höchst klar und fließend auszudrücken.

Die Religion ehrte Karl tief im Herzen; die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von nothleidenden Christen hörte; und vorzüglich deshalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit diese Wohlthaten den armen Gläubigen in ihren Staaten desto sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte zu seinen liebsten Beschäftigungen, sein verehrtes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und empor zu heben. Von seinem Testamente ist bereits die Rede gewesen. Der Ruhm seines

Namens war schon unter seinen Zeitgenossen so ausgebreitet, daß selbst die Araber aus Asien, Afrika und Spanien Gesandtschaften an ihn schickten, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der berühmte Chalif Harun al Raschid, aus dem Geschlechte der Abassiden, ließ ihm zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen und sandte zugleich einen Elephanten, der nicht geringes Staunen erregte; außerdem machte er ihm Geschenke mit den kostbarsten indischen Gewürzen und mit morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Uhr merkwürdig ist, als ein Beweis der großen mechanischen Fertigkeit der Araber. Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte, und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an selbst aufspringenden Thüren zeigten, kund that. Karl's Gaben bestanden in Pferden, trefflichen Jagdhunden, feiner Leinewand und anderen Webearbeiten, worin die fränkischen und friesischen Frauen sehr geschickt waren. Zu seinem Gesandten nach Bagdad brauchte er einen Juden, Namens Isaak.

Wie Karl für die geistige Bildung seiner Völker sorgte, so versäumte er auch nicht, seinen eigenen Geist auszubilden, um so mehr, da er in seiner Jugend nur einen dürftigen Unterricht genossen hatte. Er las sehr fleißig, und da er als Knabe nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er sich als Mann noch hin um die Buchstaben nachmachen zu lernen; aber die des Schwertes gewohnte Hand gelangte darin nie zu großer Fertigkeit. Latein sprach er mit großer Geläufigkeit, im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Besonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredten Ausdruck er nicht genug bewundern konnte. „Ha!" rief er einst voll edlen Eifers aus, „wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!" worauf Alcuin erwiderte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, und Du verlangst ihrer zwölf!"

Diesen Alcuin, einen englischen Mönch, hatte Karl in Italien kennen gelernt. Er war in allen damals bekannten Wissenschaften wohl bewandert, und zeichnete sich besonders

durch die Gabe aus, seine vielfachen Kenntnisse auf eine die Zuhörer anziehende und befriedigende Weise mitzutheilen. Dadurch gefiel er dem Könige so sehr, daß er ihn nach Deutschland berief zum Lehrer seiner Söhne und Töchter. Bald darauf kam ihm ein munterer, wißbegieriger Knabe, Namens Einhard (Eginhard), aus dem Odenwalde gebürtig, vor Augen, den er seinen Söhnen, als einen Sporn zur Nacheiferung, zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohlthäters Leben in gutem Latein beschrieben hat. Nach einer wenig verbürgten Sage ward Einhard sogar Gemahl von Karl's Tochter Emma. Einhard und Emma, so wird erzählt, liebten sich; aber ohne Hoffnung, daß der Kaiser die ungleiche Verbindung billigen werde. Daher sahen und sprachen sie sich nur Abends, wenn sie glaubten, daß Alle schon schliefen. Einst als spät Abends Einhard aus der Kaiserburg nach Hause gehen wollte, war frischer Schnee gefallen. Beide fürchteten verrathen zu werden, wenn man am Morgen die Fußtritte eines Mannes aus Emma's Thüre fände, und Emma kam auf den Einfall, den Geliebten auf ihre Schultern zu nehmen und ihn über den Schloßhof zu tragen. Sie that es. Allein ihr alter Vater, der Kaiser, der Nachts oft aufwachte, auch wohl um die Sterne zu beobachten, aufstand, war wach und stand am Fenster. Als Emma zurückkam, sah sie ihn und erschrak. Doch Karl ließ sie gehen und schwieg mehrere Tage lang. Da wagte es Einhard, der das Schlimmste fürchtete, um seine Entlassung zu bitten. „Komm morgen auf den Gerichtstag!" antwortete der Kaiser. Er kam, ward aber nicht eher vorgelassen, als bis Karl seinen Räthen den ganzen Vorfall erzählt hatte. Einige drangen auf harte Bestrafung, Andere auf gelinde. Doch Karl schüttelte den Kopf und rief: „Laßt ihn hereinkommen!" — „Einhard!" redete er ihn an. „Du hast mir treu gedient und willst jetzt Deine Entlassung. Ich wünsche Dich zu belohnen für Deinen treuen Dienst und gebe Dir daher meine Tochter Emma und ein Heirathsgut, womit ihr zufrieden sein sollt." — Eine andere Tochter, Bertha, soll der Kaiser dem schönen und geistvollen Angilbert, der Capellan an seinem Hofe war, zur Gemahlin gegeben und

seine geistliche Stelle in ein weltliches Ehrenamt verwandelt haben. Doch sind diese Erzählungen sehr zu bezweifeln, denn Einhard selbst berichtet im Leben Karls, daß der Kaiser keine seiner Töchter verheirathet habe.

Aus den genannten und anderen ausgezeichneten Männern, welche am Hofe lebten, bildete Karl eine gelehrte Gesellschaft, in der er ganz den Kaiser verleugnete. Er nannte sich darin David, dessen Psalmen er hoch schätzte, so wie sich Alcuin den Namen Flaccus, Angilbert den Namen Homer beilegten. In diesem gelehrten Vereine wurden altdeutsche Heldenlieder gesammelt und Versuche zur Ausbildung und Verbesserung der Muttersprache gemacht.

---

Durch seine Eroberungen, welche das Frankenreich zum mächtigsten der Erde erhoben, durch die Gesetzgebung und geistige Bildung, welche Karl diesem Reiche ertheilte, erwarb er sich den Beinamen des Großen, der bald nach seinem Tode so allgemein ward, daß man ihn fast nie ohne diesen Zusatz nannte. Die spätere Sage hat sein Leben und seine Thaten mit wunderbaren Dichtungen ausgeschmückt und die Kirche versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen.

---

## XIX.

## Ludwig der Fromme und seine Söhne.

(814—840; 840—843.)

Ludwig, Karls des Großen Erbe, führte den Beinamen des Frommen. Er war ein gottesfürchtiger, wohlwollender und gelehrter Mann, aber ein schwacher König. Da es ihm an Kraft und Einsicht fehlte, ein so großes Reich zu beherrschen, so erhoben die von seinem Vater unterdrückten Großen wieder ihr Haupt, um nach eigener Macht und Selbstständigkeit zu streben. Das meiste Unheil rief aber Ludwig durch die unaufhörlichen Streitigkeiten hervor, welche in der königlichen Familie selbst herrschten. Von seiner ersten Gemahlin Irmin-

gard hatte der König drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig. Schon im Jahre 817 traf er auf Andringen seiner Räthe Bestimmungen, wie es mit der Theilung des Reichs unter seine Söhne nach seinem Tode gehalten werden sollte. Pipin erhielt Aquitanien, Ludwig Baiern, jedoch unter der Oberherrschaft des Vaters; der älteste, Lothar, wurde für jetzt zum Mitkaiser erhoben und sollte nach des Vaters Tode Oberhaupt des ganzen Reiches werden. Diese Theilung ward auf einem Reichstage zu Aachen feierlichst beschworen.

Zunächst fühlte sich durch diese Verfügung des Kaisers sein Neffe Bernhard, König von Italien, beeinträchtigt. Er machte Anspruch auf die Kaiserwürde und sann auf Empörung. Die Reichsversammlung verurtheilte ihn mit dreien seiner Anhänger zum Tode, obgleich es nicht bis zum Kampf gekommen war. Ludwig schenkte ihm zwar das Leben, ließ ihn aber blenden, was mit solcher Grausamkeit geschah, daß er am dritten Tage darauf starb (818).

Der gräßliche Tod Bernhards rief indessen im Herzen des Kaisers die größte und peinlichste Unruhe hervor, und vergebens brachte er zur Besänftigung seines Gewissens ganze Tage lang im Gebete zu. In dieser Seelenstimmung faßte er sogar den Entschluß, der weltlichen Herrschaft ganz zu entsagen und sich in die Einsamkeit des Klosters zurückzuziehen. Von diesem Vorhaben brachten ihn zwar die Großen seines Hofes, die durch ihn am leichtesten herrschen zu können glaubten, ab, dennoch beruhigte sich der Kaiser nicht eher, bis er auf dem Reichstage zu Attigny (822) öffentlich bekannt hatte, daß er gegen Bernhard grausam, gegen seine Brüder mit unbrüderlicher Härte gehandelt habe. Zugleich forderte er die versammelten Bischöfe auf, ihm eine Kirchenbuße zu bestimmen. Nur so hielt er sich gereinigt vor Gott und vor den Menschen.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hatte sich der Kaiser mit Judith, der schönen und geistvollen, aber ehrgeizigen und ränkesüchtigen Tochter des Baierischen Grafen Welf vermählt. Diese gebar ihm einen Sohn, Namens Karl (späterhin der Kahle zubenannt), welcher die Ursache der traurigsten Verwirrungen wurde. Judith suchte den Kaiser dahin zu bringen, auch diesem Sohne einen Thron zu verschaffen, und da die Großen am Hofe dieser Absicht der Kaiserin wider-

strebten, gelang es ihr die alten Räthe Ludwigs zu verdrängen. An ihrer Stelle ward Bernhard, Markgraf von Barcelona und Herzog von Septimanien, der ihr vollkommen ergeben war, an den Hof berufen und an die Spitze der Verwaltung gestellt. Nun ernannte Ludwig seinen sechsjährigen Sohn Karl zum König von Alemannien, wodurch die erste fest beschworene Theilung des Reiches verletzt wurde.

Die Begünstigung Karls erregte bei den älteren Söhnen des Kaisers, besonders bei Lothar, der sich dabei am meisten verletzt fühlte, das höchste Mißtrauen. Die alten abgesetzten Räthe wußten diese üble Stimmung zu benutzen, und streuten auch im Volke ungünstige Gerüchte über die Kaiserin und Herzog Bernhard aus. Als daher der Kaiser im Frühjahr 830 den Heerbann aufbot, um die unruhige Provinz Bretagne zu bezwingen, so wußten jene den Pipin Glauben zu machen, der Zug gelte ihm, die böse Siefmutter wolle ihn seines Erbes berauben. Pipin eilte mit seinen Getreuen nach Paris, wo er des Kaisers Kriegsvolk gewann. Bernhard floh, Judith suchte Zuflucht in einem Kloster. Der Kaiser mußte die alten Räthe wieder aufnehmen, und diese sorgten sogleich dafür ihn mit eifrigen Mönchen zu umgeben, welche ihn zur freiwilligen Abdankung und zum Mönchsleben bewegen sollten. Ludwig schien auch nicht abgeneigt; doch traf er in der Stille seine Anstalten. Lothar war inzwischen aus Italien herbeigekommen, und auf dem großen Reichstage im Herbste zu Nimwegen sollte Alles festgesetzt werden. Aber hier erschienen die deutschen Herren auf des Kaisers Anordnung mit zahlreicher Begleitung, vor allem die treuen Sachsen, deren Druck der Kaiser vormals gemildert, und Ludwig der Jüngere, entschlossen, den Vater zu schirmen. Lothar und die Seinigen sahen sich getäuscht und wagten nichts zu unternehmen, denn die Uebermacht war entschieden auf des Kaisers Seite. Die Versammlung erklärte Alles für ungültig, was geschehen war. Mit Freuden empfing Ludwig seine Gemahlin wieder, und auch Bernhard von Septimanien erschien von neuem am Hofe.

Der Kaiser war aber durch die gemachten Erfahrungen nicht weiser geworden, und nahm jetzt seinem Sohne Pipin wirklich Aquitanien, um es seinem Lieblingssohne Karl zu geben. Auch Ludwig der Jüngere, der beste von den Söhnen

des Kaisers, fühlte sich zurückgesetzt. So entstand ein Bund der drei Brüder, um die Stiefmutter und ihren Anhang zu entfernen. Die feindlichen Heere begegneten sich bei Colmar auf einer Ebene, welche das Rothfeld hieß, aber von dem Verrathe, der hier am alten Kaiser verübt ward, für alle Zeit den Namen Lügenfeld erhalten hat (833). Mit Lothar war auch der Papst aus Italien gekommen, um die Sache der Söhne gegen den Vater zu unterstützen. Als die Heere gerüstet und schlagfertig gegenüber standen, erschien plötzlich der Papst. Der Kaiser hielt unbeweglich an der Spitze seiner Krieger; Niemand kam, den heiligen Vater zu begrüßen, und kalt ward sein Segen empfangen. Da er aber erklärte, daß er gekommen sei, um Frieden und Eintracht zu stiften, und dem Kaiser zu bedenken gab, daß sich im Weigerungsfalle der Friede Christi von ihm und dem Reiche wenden würde, so ließ sich der Kaiser zu seinem Verderben in Unterhandlungen mit dem Papste ein. Die gewandten Vorstellungen desselben machten auf die Umgebung und das Heer des Kaisers, das zugleich von den Söhnen bearbeitet wurde, einen solchen Eindruck, daß die meisten von Ludwig's Anhängern in einer Nacht zu seinen Söhnen übergingen. Dieser sah daher an dem Morgen, welcher die Entscheidung der Waffen bringen sollte, nur ein kleines Häuflein um sich. „Gehet auch ihr zu meinen Söhnen," sprach er, „ich will nicht, daß um meinetwillen einer das Leben verliere!" So ritt der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohne in's Lager der älteren feindlichen Söhne hinüber. Diese kamen ihm entgegen, stiegen von den Pferden und empfingen ihn ehrerbietig. Die Kaiserin ward nach Italien verwiesen, und der Vater versprach, sich auf immer von ihr zu trennen. Der junge Karl kam ins Kloster nach Prüm. Pipin und Ludwig gingen darauf ruhig in ihre Reiche, aber Lothar verfolgte höhere Pläne, führte den Kaiser mit sich nach Soissons und sperrte ihn in das Kloster St. Medardus. Hier versammelten sich mehrere Bischöfe und forderten den Kaiser auf, Buße zu thun für seine Sünden. Nach einigem Zögern ließ er sich in die Kirche führen, die mit Zuschauern angefüllt war. Vor dem Altare lag ein härenes Bußgewand, auf diesem mußte er niederknieen, und so las er in dieser Stellung weinend eine Schrift vor, welche ein langes Verzeichniß seiner

Uebelthaten enthielt. Da stand er auf, gürtete sein Wehrgehenk ab und legte es auf den Altar, worauf ihm die Priester das Büßerkleid anzogen und ihn in das Kloster zurückführten. Die Absicht dieser unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volkes herabzusetzen, denn einem alten Gesetze zufolge war Einer, der eine solche Kirchenbuße gethan, unfähig zur Waffenführung, also auch unfähig zur Königs- und Kaiserwürde.

Aber dieser Zweck ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volkes erwachte wieder, und Lothar's Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder, deren Plan es gar nicht gewesen war, den Kaiser abzusetzen. Sie zogen nun gegen Lothar zu Felde; er fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frei und bat um Gnade. Er erhielt sie unter dem Versprechen, Italien ohne des Vaters Erlaubniß nie wieder zu verlassen.

Kaum sah sich Ludwig indessen wieder im Besitz der Macht und Judith an seiner Seite, als er eifrig das alte Streben fortsetzte, für seinen Lieblingssohn Karl durch neue Reichstheilungen zu sorgen. Damals starb Pipin, und der Kaiser ging auf Anstiften seiner Gemahlin mit dem Plane um, Pipin's Söhne ganz auszuschließen, Ludwig auf Baiern zu beschränken und das ganze Reich zwischen dem herrschsüchtigen Lothar und dem jungen Karl zu theilen. Darüber erhob sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treuesten gemeint, am schlechtesten belohnt werden sollte. Schon zogen Vater und Sohn mit ihren Heeren heran, und es wäre zwischen beiden zum blutigen Kampfe gekommen, wenn nicht der Tod den alten tiefgebeugten Vater abgerufen hätte. Er starb (840) auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber, in einem Zelte, das man in der Eile aufgeschlagen hatte. Bei seinem Sterben ermahnte ihn sein Halbbruder Drogo, den er einst ins Kloster geschickt hatte, nicht mit Zorn gegen seinen Sohn im Herzen von hinnen zu scheiden. Nach einiger Weigerung sagte der Sterbende: „Wohlan, da Ludwig nicht zu mir kommen kann, will ich das Meinige thun, und rufe Gott und Euch zu Zeugen an, daß ich ihm Alles, was er gegen mich gesündigt, vergebe; an Euch aber wird es sein, ihn zu errinnern, daß er meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht habe."

Die Söhne, welche die Waffen gegen ihren Vater erhoben

hatten, wandten diese nach des Vaters Tode gegen sich selbst. Lothar war nicht zufrieden mit seinem Theile und wollte als Kaiser die Oberherrschaft über die anderen führen. Da verbanden sich diese gegen ihn, und es kam zu einem blutigen Bruderkriege, welcher von 840—843 dauerte und durch den berühmten Vertrag von Verdun (843) beendigt wurde. Durch diesen Vertrag wurde die große fränkische Monarchie folgendermaßen getheilt: Das Land östlich vom Rhein bekam Ludwig, und jenseits des Rheins noch die Städte Mainz, Speier und Worms wegen des Weinbaues. Lothar erhielt Italien mit der Kaiserwürde, dazu noch das Ländergebiet, welches östlich durch den Rhein, westlich durch die Rhone, Saone, Maas und Schelde begrenzt wird. Karl der Kahle erhielt das westliche Frankenreich, das in der Folge den Namen Frankreich ausschließlich behielt, während für das östliche Frankenreich, das Ludwig zufiel, der Name Deutschland immer mehr herrschend ward.

Diese Theilung konnte jedoch keinen dauernden Bestand haben, da sie die Grenzen der Sprache und Nationalitäten nicht gehörig berücksichtigte. Die erste Veränderung trat ein, als Lothar I., der sich, von Gewissensbissen beunruhigt, in ein Kloster zurückzog, seinem ältesten Sohne Ludwig II. Italien mit der Kaiserkrone, Karl die Provence und die burgundischen Lande, Lothar II. den nördlichen Theil seines Reiches zutheilte, der von jetzt an den Namen Lotharingen (Lothringen) d. h. Reich des Lothar erhielt. Als nach dem Tode Lothar II. Karl der Kahle dessen ganzes Land an sich reißen wollte, trat ihm Ludwig der Deutsche mit einem starken Heere entgegen und nöthigte ihn zu dem Vertrage von Mersen (870), in Folge dessen die Länder zwischen Rhein, Vogesen und Ardennen an Ludwig, die übrigen an Karl fielen, so daß die Grenzen der Sprachen und Nationalitäten zugleich zur Grenze der beiden Reiche wurde.

# XX.

## Die deutschen Karolinger.

Die Nachkommen Karls des Großen werden in der Geschichte die Karolinger genannt. Sie beherrschten nach dem Vertrage von Verdun Italien, Frankreich und Deutschland. Letzteres war, wie eben bemerkt, dem Ludwig zu Theil geworden, welcher den Beinamen des Deutschen führte und zuerst über Deutschland als selbstständiges Reich regierte (843 bis 876). Während der ganzen Dauer seiner Regierung hatte er mit den Normannen und Slaven zu kämpfen. Unter den Normannen versteht man die Bewohner der Skandinavischen Länder, deren Völker, den Germanen an Sprache und Sitte verbrüdert, von Thatendurst getrieben, auszogen, um Abenteuer aufzusuchen, Beute zu holen und sich, wo möglich, ein Reich zu erkämpfen. Das Meer war ihr Element. Auf ihren kleinen Schiffen fuhren diese kühnen Seehelden in die Mündungen der Flüsse ein, schleppten Menschen und Schätze fort und verheerten Städte und Länder mit Feuer und Schwert. Die Küsten der fränkischen Reiche waren in damaliger Zeit stets von ihnen bedroht, und die Furcht vor diesen Seeräubern war so groß, daß man in den Kirchen betete: „Befreie uns, Herr, von der Wuth der Normannen.“ Ludwigs Aufgabe war es, diese Raubschwärme, welche fünf Einfälle in Deutschland machten, abzuwehren, wobei er jedoch nicht immer glücklich war. Außer den Normannen suchten die Slaven die deutschen Grenzen heim, und verheerten fast jedes Jahr die sächsischen, thüringischen und baierischen Lande. Sie wurden von Ludwig und seinen drei Söhnen bekämpft, welche ihnen, wenn auch nicht immer siegreich, empfindliche Niederlagen beibrachten. Die stete Unsicherheit der Grenzländer war Ursache, daß Ludwig, um sie kräftiger zu schützen, die Herzogswürde, welche Karl der Große abgeschafft hatte, wieder einführte. Im Innern des Reiches war er eifrig bemüht, Ruhe und Ordnung zu erhalten und wo sie gestört war, wieder herzustellen. Wie er sich einst gegen seinen Vater erhoben hatte, so erhoben sich nun auch seine Söhne, die mit der Reichstheilung unzufrieden waren, gegen ihn. Es gelang ihm jedoch, sie zum

Gehorsam und zu dauernder Aussöhnung zurückzuführen. Als im Jahre 875 der letzte Nachkomme Lothars starb, machte Ludwig mit Recht Anspruch auf die Kaiserwürde; aber der schlaue Karl der Kahle war ihm zuvorgekommen. Schon war Ludwig, der dies nicht dulden wollte, im Begriff, gegen ihn zu ziehen, als ihn (876) der Tod überraschte. Er hinterließ den Ruhm eines tapferen, echt deutschen Mannes.

Seine drei Söhne theilten sich in das Reich, aber der Tod raffte die Nachkommen Karls des Großen fast alle in der Blüthe ihres Lebens dahin, so daß es Karl dem Dicken, dem unfähigsten von Ludwigs Söhnen, gelang, das ganze deutsche Reich mit Italien und der Kaiserwürde zu vereinen (882). Aber diese Vereinigung war ein Unglück für das Reich. Die Schwäche und Ohnmacht Karls des Dicken offenbarte sich auf die schimpflichste Weise im Kriege gegen die Normannen. Statt diese räuberischen Horden mit dem Schwerte zu vernichten, zog er es vor, sie mit Gold und Abtretung von Land abzukaufen, wodurch er im deutschen Heere großen Unwillen erregte. Trotz dieser Unfähigkeit erhob das Glück den schwachen Karl noch höher. Im Jahre 884 starb der französische König, und die Großen von Frankreich trugen Karl dem Dicken das Reich an. So vereinigte dieser nochmals fast das gesammte Reich Karls des Großen (884). Aber seine Ohnmacht trat immer mehr an den Tag, und als er abermals den Normannen den Frieden für Geld und Land abkaufte, verlor er gar alle Achtung. Die deutschen Großen erklärten ihn auf einem Reichstage zu Tribur (887) für abgesetzt, und wählten Arnulf von Kärnten, der aus einer Nebenlinie der Karolinger entsprossen war. Karl starb (888) in Verachtung und Dürftigkeit.

Unter Arnulfs tapferer Anführung wurden zuerst die gefürchteten, bisher für unbesiegbar gehaltenen Normannen an der Dyle, nicht weit von Löwen, gänzlich aufs Haupt geschlagen (891). Dieser herrliche Sieg erfüllte jedes deutsche Herz mit Ehrfurcht und Liebe für den Retter der allgemeinen Sicherheit und den Rächer deutscher Ehre. Ueber Mähren herrschte damals König Zwentibold, dessen Macht Arnulf durch Böhmen vergrößert hatte. Dennoch verweigerte Zwentibold den Gehorsam. Um ihn von zwei Seiten bekämpfen

zu können, rief Arnulf die Ungarn zu Hülfe, deren Wildheit und Raubsucht an die Hunnen erinnerte. So wurde denn allerdings der stolze Zwentibold unterworfen, aber Deutschland hatte an den Ungarn in der Folge die schlimmsten Feinde. Auch nach Italien unternahm Arnulf zwei Züge, ließ sich die Kaiserkrone aufsetzen und vom römischen Volk den Eid der Treue leisten. Nach seiner Heimkehr aus Italien starb er (899), nachdem er von 887 an regiert hatte.

Es folgte ihm sein sechsjähriger Sohn Ludwig, das Kind genannt, (899—911). Wegen der Minderjährigkeit des jungen Königs ward der Erzbischof von Mainz zum Reichsverweser ernannt. Der Zustand des Reichs unter dieser Regierung konnte nicht trauriger sein. Das königliche Ansehen war gesunken, die Großen schalteten eigenmächtig in ihren Ländern, blutige Fehden der mächtigen Geschlechter zerrütteten alle Ruhe und Ordnung. Dazu kamen noch die furchtbaren Einfälle der Ungarn, die das Land verheerten, Klöster und Dörfer verbrannten, und Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft schleppten. Der Jammer war so groß, daß man den Spruch Salomo's auf Deutschland anwandte: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist." Ludwig, vom tiefsten Mißmuth über das Elend seines Landes erfüllt, das er nicht zu ändern vermochte, starb schon im achtzehnten Jahre seines Lebens (911). Mit ihm erlosch das Geschlecht der deutschen Karolinger.

---

## XXI.

## Alfred der Große.

(871—901.)

Nachdem Egbert (vergl. VI. am Schluß) die sieben angelsächsischen Reiche zu einem Ganzen vereinigt hatte, folgten für dasselbe Zeiten der schwersten Bedrängniß. Wie im neunten Jahrhundert alle Küstenländer Europa's den verheerenden Einfällen der räuberischen Normannen preisgegeben waren, so stand auch England den Angriffen dieser Abenteurer offen, die man hier Dänen nannte. Unter Egberts kräftiger Regierung



Bayerische
Staatsbibliothek
München

fanden sie noch tapferen Widerstand; aber unter seinem schwachen Sohne Ethelwolf machten sie häufige Angriffe, plünderten die Küsten und kehrten mit Beute beladen heim. Nach Ethelwolf's Tode folgten in der Regierung seine drei älteren Söhne der Reihe nach, welche fortwährend mit den räuberischen Dänen zu kämpfen hatten. Als der dritte der Brüder in einem Kampfe gegen die Feinde des Landes gefallen war, bestieg endlich Ethelwolf's jüngster Sohn, der zweiundzwanzigjährige Alfred, den englischen Thron (871).

Schon als Knabe von sechs Jahren hatte Alfred seinen Vater auf einer Pilgerfahrt nach Rom begleitet und war dort vom Papst Leo IV. im Voraus zum König gesalbt worden. Schönheit und Gewandtheit des Körpers zeichneten ihn aus, dabei war er geübt in allen ritterlichen Künsten; seinen kräftigen Geist und festen Willen hatten die Sagen und Lieder seines Volkes für Großthaten empfänglich gemacht, und schon frühe hatte er im Kampfe gegen die Dänen Proben seiner Tapferkeit abgelegt. Durch geschickte Lehrer war dafür gesorgt worden, daß Alfred auch der höheren Bildung nicht fremd blieb. Zu der Zeit, als Alfred den Thron bestieg, überschwemmten die Dänen mehr als jemals den größeren Theil des Landes. Der junge König beschloß seine ganze Kraft daran zu setzen, sein Reich von diesen gefährlichen Feinden zu befreien, und Ruhe, Sicherheit und Ordnung zurückzuführen.

Obschon Alfred die Dänen in Einem Jahre in acht großen Treffen und vielen kleineren Gefechten schlug, so wurden doch die gefallenen Feinde von neuen Schaaren ersetzt, und in doppelter Menge kehrten sie zurück. Alfred nöthigte sie zu einem Vertrag, worin sie wenigstens Wessex zu schonen versprachen. Dennoch fielen sie treulos sogar in diesen Landestheil ein. Viele Einwohner flohen über das Meer nach Frankreich, andere unterwarfen sich. Schon war Alfred von den Seinen verlassen, und von den Dänen bedrängt, im Begriff, sich unter die Feinde zu stürzen und den Tod zu suchen: als ihn einige Freunde ermahnten, sich für bessere Zeiten aufzubewahren. So siegte in ihm die Hoffnung zum Leben; er floh und verbarg sich den Winter hindurch unerkannt in der Hütte eines Hirten. Eine alte Sage erzählt, daß die Frau des Hirten, die ihn nicht kannte, einst, als er am Herde

sitzend Bogen und Pfeile schnitzte, die Aufsicht über die Brode im Ofen übertragen habe. Als sie bei ihrer Rückkehr diese dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter Schelten vor, daß er besser Brod zu essen als zu backen verstehe.

Im nächsten Frühjahr verschanzte er sich mit den Gefährten, die sich um ihn gesammelt hatten, in einer waldigen und sumpfigen Gegend und machte von da aus Streifereien gegen die Dänen. Als einst einer seiner Getreuen, der Graf Oddune, in seiner Burg von den Dänen belagert wurde, gelang es ihm bei einem Ausfalle die Wunderfahne des dänischen Häuptlings zu erobern. Sie war unter Zaubersprüchen von den Schwestern des Anführers verfertigt, welche das Bild eines Raben eingewebt hatten, der beim Beginn eines Treffens Sieg oder Niederlage vorher verkündigte, indem er die Flügel muthig schlug oder traurig senkte. Nach diesem glücklichen Ereignisse schlich sich Alfred als Harfner verkleidet in das dänische Lager, und während er hier seine Lieder sang, forschte er die Schwächen des Lagers aus und belauschte die Gespräche der Feinde. Dann kehrte er glücklich zu den Seinen zurück, und erließ ein Aufgebot an alle streitbaren Engländer der nächsten Grafschaften. Erstaunt und erfreut, daß er noch lebe, kamen sie voll Muth und Streitlust, und nun überfiel er das dänische Lager und erfocht (880) einen vollständigen Sieg. Es kam zu einem Vertrage, in welchem die Dänen alle Eroberungen bis auf Ostangeln, Northumberland und einen Theil von Mercia herausgeben mußten. Ja, ihr König Guthrun ließ sich sogar zur Taufe bewegen, wobei Alfred selbst Zeuge war. Er erhielt den Namen Athelstan, regierte von nun an als abhängiger Lehnsfürst in den ihm gebliebenen Staaten und gewöhnte seine Dänen an mildere Sitten.

Die Zeit des Friedens verwandte Alfred zum Wiederaufbau der zerstörten Städte und zur Errichtung einer Flotte, um die Küsten gegen Seeräuber zu schützen. Bei der Einrichtung der Schiffe gab ihm sein Scharfsinn zweckmäßige Verbesserungen an die Hand. Seine neuen Fahrzeuge hatten sechzig Ruder und darüber, waren noch einmal so groß, schneller und schwankten weniger als die früheren. Hundertzwanzig derselben lagen stets gerüstet in den Häfen des Reichs zur Wehr und Wacht, und waren so verständig vertheilt, daß es den herumschweifen-

den Geschwadern der Dänen schwer ward, sich dem Gestade ungestraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlassen. An den geeignetsten Plätzen der Küste wurden Festungen aufgeführt, um die Landungen der Dänen zu verhindern, und gegen das Ende von Alfred's Regierung belief sich die Zahl solcher festen Schlösser auf fünfzig. Um durch den Kriegsdienst dem Ackerbau nicht so viele Hände zu entziehen, wurde die waffenfähige Bevölkerung in zwei Klassen getheilt, welche sich im Kriegsdienst ablösten.

Aber noch eine schwere Gefahr hatte Alfred's Reich zu bestehen. Ein gewaltiges Heer von Normannen, die bisher Frankreich verwüstet hatten, setzte unter seinem Anführer Hastings auf 330 Schiffen nach Britannien über und landete an der Küste von Kent (893). Da empörten sich auch die schon beruhigten Dänen in Ostangeln und Northumberland von neuem. Aber nach einem dreijährigen blutigen Kampfe waren auch diese Feinde überwunden, und Alfred wies den Normannen, welche nicht nach Frankreich zurückkehrten, Wohnsitze bei ihren Landsleuten in Ostangeln und Northumberland an.

Endlich, nachdem Alfred in sechsundfünfzig Treffen persönlich mitgefochten, erfreute sich das Reich unter seiner Regierung eines dauernden Friedens, und der König konnte sich der Sorge für die inneren Angelegenheiten seines Reiches widmen. Ordnung und Gerechtigkeit waren unter den verheerenden Stürmen der Dänenkriege untergegangen. Alfred's Anordnungen zur Wiederherstellung der Rechtspflege waren eben so zweckmäßig als wirksam. Er erneuerte die alte Angelsächsische Verfassung, wählte aus den Gesetzen früherer Könige das Beste aus, und verband es zu einem Ganzen. Wichtige Rechtsfälle untersuchte er selbst, und bald lernte man seine Gerechtigkeitsliebe kennen und fürchten. Der bestochene oder böswillige Richter mußte dieselbe Strafe leiden, die er ungerechter Weise ausgesprochen hatte; weder Geburt noch Ansehen, noch Freunde vermochten ihn zu retten. Diese Strenge hatte die wohlthätigsten Folgen für die Sicherheit der Person wie des Eigenthums. Man pflegte zu sagen, daß, wer einen vollen Geldbeutel auf dem Wege verloren hätte, ihn nach einem Monat unberührt auf derselben Stelle

gefunden haben würde. Man erzählt sogar, der König habe goldene Armbänder an den Landstraßen aufhängen lassen, ohne daß Jemand gewagt, sie anzurühren.

Auch für die Verbreitung höherer Bildung war Alfred rastlos bemüht. Die hohe Blüthe, welche die Wissenschaften im achten Jahrhundert in England erreicht hatten, war unter den Bedrängnissen der folgenden Zeiten gänzlich untergegangen. Alfred ermunterte auch hierin seine Unterthanen durch sein eigenes Beispiel; noch im sechsunddreißigsten Jahre fing er an, die lateinische Sprache zu erlernen. Um seine Zeit gleichmäßig zu verwenden, bediente er sich brennender Wachskerzen von bestimmter Größe, welche ihm den Verlauf der Zeit ankündigten; acht Stunden des Tages und der Nacht bestimmte er dem Essen, dem Schlafe und der Pflege des Körpers, acht den Regierungsgeschäften und eben so viele den wissenschaftlichen Arbeiten und dem Gebete. Um sein Volk zu bilden, sammelte er, bei dem Mangel aller Hülfsmittel, die altsächsischen Volkslieder, und dichtete Erzählungen in ähnlicher Weise; auch übersetzte er Bücher wissenschaftlichen Inhalts ins Angelsächsische. Die von den Dänen zerstörten Klöster baute er wieder auf und legte zahlreiche Schulen an. Er wollte, daß die Kinder eines jeden freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, und daß die, welche einst eine höhere Stelle im Staate bekleiden würden, auch in der lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten. Ausgezeichnete Gelehrte aus anderen Ländern berief er an seinen Hof und unterstützte sie mit großer Freigebigkeit. Um Künste und Handwerke zu heben, nahm er Künstler, Handwerker und Kaufleute in sein Land auf, und fleißige Landbauer übernahmen die Pflege der durch den Krieg verödeten Ländereien. Städte und Dörfer stiegen aus ihren Trümmern empor, und London, die bedeutendste Stadt des Landes, ward zur Hauptstadt des Reiches erhoben. Da Alfred den sechsten Theil aller Einkünfte auf neue Bauten verwandte, so fand die arbeitende Klasse der Bevölkerung stets Beschäftigung. Allenthalben verbreitete sich Wohlstand, und selbst die feineren Erzeugnisse des Südens blieben den Engländern nicht fremd. So war Alfred in jeder Beziehung der Retter, Wohlthäter und Bildner seines Reiches, und steht seinem

berühmten Zeitgenossen, Karl dem Großen, würdig zur Seite, wie er denn auch selbst den Ehrennamen des Großen trägt. Er starb in einem Alter von noch nicht zweiundfünfzig Jahren, nachdem er den größten Theil seines Lebens an einer höchst schmerzhaften Krankheit gelitten hatte, gegen welche die Kunst der damaligen Aerzte kein Mittel aufzufinden wußte.

---

## XXII.

### Konrad I., der Franke.

(911—918.)

Bei dem Erlöschen des Karolingischen Geschlechts bestand das deutsche Reich aus den fünf Völkerstämmen der Franken, Sachsen, Lothringer, Schwaben und Baiern. Da diese fünf Herzogthümer in keinem festen Zusammenhang mit einander standen, so lag die Gefahr nahe, daß die einzelnen Fürsten nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit streben und somit die Macht des gesammten Reiches schwächen würden. Zum Glück waren die fränkischen und sächsischen Großen mit einander einig, daß man wieder einen König wählen müsse. Man trug daher Otto dem Erlauchten, dem mächtigen Herzog von Sachsen und Thüringen, die Königswürde an, der sie jedoch wegen hohen Alters nicht annahm, sondern den frankischen Grafen Konrad vorschlug.

Konrad I. war als ein tapferer, edelmüthiger und verständiger Mann allgemein geliebt und geachtet. Er wandte seine vorzügliche Sorge darauf, das gesunkene königliche Ansehen wieder zu heben; aber bei der bedeutenden Macht der unruhigen Großen des Reiches konnte er seine Aufgabe nur ungenügend lösen. Vergebens suchte er die Lothringer, welche sich dem Könige von Frankreich, Karl dem Einfältigen, unterwarfen, zum Reiche zurückzuführen. Eben so erfolglos war sein Kampf gegen Heinrich, Herzog von Sachsen.

Als nämlich der oben genannte Otto der Erlauchte gestorben war, wollte Konrad dessen Sohn Heinrich nicht die ganze Nachfolge in Sachsen und Thüringen gestatten (912). Er war jedoch im Kriege gegen Heinrich, dem er einen Theil seiner Besitzungen zu entreißen suchte, nicht glücklich, denn der junge Sachsenherzog, von seinen Völkern geliebt, leistete den tapfersten Widerstand. Einst belagerte der König den Herzog in seiner Burg Grona, und die Noth des letzteren stieg so hoch, daß er bereits mit Konrad's Gesandten über seine Unterwerfung unterhandelte. Da erschien plötzlich ein sächsischer Graf und fragte den Herzog Heinrich in Gegenwart der königlichen Gesandten: „Wo sollen sich die dreißig Legionen Hülfsvölker lagern, die ich Dir eben zuführe?“ Als die Abgeordneten dies hörten, kehrten sie zu Konrad zurück, der nun die Belagerung aufhob. Erst nachher erfuhr er, daß der sächsische Graf nur fünf Mann bei sich gehabt und ihn durch eine List getäuscht habe. Nach vergeblichem Kriege mußte Konrad seinen Gegner im Besitze aller seiner Länder belassen.

Auch mit schwäbischen Großen und dem Herzog Arnulf von Baiern hatte Konrad manchen Kampf zu bestehen. Dazu kam, daß die Ungarn in Deutschland einfielen und verheerend bis nach Elsaß und Lothringen eindrangen (917). Konrad war selbst mit dem geringen Erfolge seiner Anstrengungen und Sorgen unzufrieden; Gram und Mißmuth nagten an seiner Seele, und eben als er Anstalten traf den eingedrungenen Ungarn zu begegnen, verfiel er in eine tödtliche Krankheit (918). Noch vor seinem Tode offenbarte Konrad seine innige Liebe zum deutschen Vaterlande durch einen Zug hohen Edelsinnes und aufopfernder Uneigennützigkeit. Er besorgte, daß sein Bruder Eberhard nach der Krone streben, aber eben so wenig, als er selbst, im Stande sein werde, das königliche Ansehen zu heben und das Reich gegen äußere Feinde zu schützen. Die Erreichung dieses Zieles hoffte er mit Zuversicht von Heinrich, dem mächtigen Sachsenherzog, der ihm selbst früher so tapfern Widerstand geleistet hatte. Er ließ daher seinen Bruder zu sich kommen und sprach zu ihm in Gegenwart vieler Großen des Reiches also: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich bald

sterben werde. Darum laß Dir Deine eigene Wohlfahrt und das Beste aller Franken empfohlen sein. Wir sind mächtig an Land und Leuten, können Heere in's Feld stellen, haben Städte, Waffenvorräthe und Alles, was zum Königlichen Glanze gehört; aber es fehlt uns das Glück und die edlen Sitten der Väter. Gerade dies besitzt in vollem Maße Heinrich; auf ihm, auf dem Volke der Sachsen beruht jetzt das Wohl des deutschen Vaterlandes. Höre also meinen Rath! Nimm diese Kleinodien: die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige; bringe sie dem Herzoge und mache ihn Dir zum Freunde. Sage ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe, ihn, der am tüchtigsten und würdigsten ist über alle deutschen Völker zu herrschen.“ Alle Anwesenden waren gerührt über die uneigennützige Anerkennung, welche der sterbende Konrad den Verdiensten seines Gegners zollte, und versprachen, seinen Willen zu erfüllen. Als nun der edle König das Zeitliche gesegnet hatte (918), begab sich sein Bruder Eberhard mit den Reichskleinodien an den Harz, um sie dem Herzog Heinrich, der sich dort auf seinen Gütern aufhielt, zugleich mit seiner Huldigung zu überbringen. Also ging das Königthum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

## XXIII.

## Heinrich I.

(919—936.)

Die Sage berichtet, Eberhard habe den Sachsenherzog auf der Jagd gefunden, als er gerade mit Vogelfang beschäftigt war, und davon haben ihm die Geschichtsschreiber jener Zeit den unpassenden Namen des Vogelstellers oder Finklers gegeben. Mit größerem Rechte hätte ihm die Geschichte den Ehrennamen des Großen verleihen können,

denn er war es, der mit klarer Einsicht, rüstiger Kraft und ausdauernder Thätigkeit das deutsche Reich vom Verfalle rettete, gegen drohende Feinde siegreich vertheidigte und seine künftige Größe vorbereitete. Heinrich's ganze äußere Erscheinung verkündete den König und Herrscher. Er war ein Bild männlicher Schönheit: Muth und Entschlossenheit waren in ihm mit Milde der Sitten und Großmuth gepaart. Der kirchlichfromme Sinn seiner Zeit beseelte ihn im hohen Grade, wie er denn in früheren Jahren zur Büßung seiner Sünden eine Pilgerfahrt nach Rom unternommen hatte, und zwar mehr zu Fuß als zu Pferde. Unermüdliche Thätigkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit bezeichnen selbst seine kleinsten Handlungen. Jagte er, so ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären oder anderes Wild erlegt hatte. War er in den Waffen, so legte er die Lanze nicht eher nieder, als bis kein Feind mehr zu besiegen war, und kein Krieg endigte ohne Eroberung feindlichen Gebietes. Sein edler Sinn wollte immer nur das Gute, und von Ungerechtigkeit und Härte findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur. Eine glücklichere Wahl hätte man nicht treffen können.

Eberhard berief die fränkischen Großen nach Fritzlar (919), wo sich auch Heinrich in Begleitung der sächsischen Großen einfand. Er erinnerte die Versammelten an Konrad's letzten Willen, und freudig ward Heinrich von Allen als König begrüßt. Da trat der Erzbischof von Mainz hinzu, den neuen König zu salben; aber Heinrich sagte: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß.“

Noch aber war der neue König erst von Franken und Sachsen anerkannt; bald jedoch wußte er auch die Herzoge von Schwaben und Baiern zur Unterwerfung zu nöthigen und ihre Freundschaft zu gewinnen, ja es gelang ihm sogar, Lothringen wieder zum deutschen Reiche zurückzubringen (922).

Jetzt galt es die alten Feinde des Reichs, die Ungarn zu bekämpfen, welche im Jahre 924 einen ihrer gewöhnlichen Einfälle in Deutschland machten, und bis nach Thüringen

hinein raubten und mordeten. Heinrich, zum offenen Kampfe zu schwach, schloß sich in die Stadt Werla im Hildesheimischen ein und lieferte ihnen kleine Gefechte. Einst gelang es einem sächsischen Heerhaufen, einen Fürsten der Ungarn gefangen zu nehmen und gefesselt vor den König zu führen. Die Ungarn boten für ihren Häuptling ein hohes Lösegeld, und ließen sich endlich zu einem neunjährigen Waffenstillstand bewegen, bei welchem sich freilich Heinrich zu einem jährlichen Tribut verstehen mußte. So ungern der König dies that, so sah er doch ein, daß es erst noch langer Vorbereitungen und Anstrengungen bedürfe, ehe er im Stande sei, das deutsche Land vollständig von jenen barbarischen Horden zu befreien.

Die Ruhe des Waffenstillstandes benutzte Heinrich auf das Trefflichste. Deutschland hatte damals noch wenige feste Plätze. Daher kam es, daß die Schwärme der Ungarn bei ihren Einfällen das schutzlose Land weit und breit überschwemmten und Menschen und Beute davon schleppten. Heinrich sorgte dafür, daß die vorhandenen festen Plätze durch stärkere Mauern in besseren Stand gesetzt, und ihre Zahl durch neue vermehrt wurde. Solche feste Plätze hießen Burgen. Jeder neunte Mann der Bevölkerung vom Lande wurde als Dienstmann in diese Burgen gelegt, während die acht übrigen mit dem Landbau beschäftigt waren und ein Drittel alles Ertrages der Felder in die Burgen abliefern mußten. Hinter die Mauern dieser mit Wall und Graben versehenen Burgen, auf deren Belagerung sich die Ungarn nicht einließen, konnte nun bei erneuter Kriegsgefahr der Landmann sich mit all seiner Habe zurückziehen. Indem Heinrich seine Deutschen, welche einen gründlichen Widerwillen gegen das Leben hinter engen Mauern hegten, an diese neuen Aufenthaltsörter immer mehr gewöhnte, ward er der Gründer des Bürgerstandes. Von der Anlage fester Plätze, aus denen nachmals Städte entstanden, führt er den Beinamen des Städtebauers.

Demnächst widmete der König seine Sorgfalt der Ausbildung und Verbesserung des Heerwesens. Damit seine Schaaren, die meist aus schwerem, mit Streithämmern bewaffnetem Fußvolk bestanden, den Kampf mit den leicht be-

waffneten, berittenen Feinden besser bestehen könnten, lehrte er sie den Pfeilregen mit den Schildern aufzufangen und den ersten, furchtbarsten Stoß der Barbaren auszuhalten. Besonders aber war Heinrich von der Nothwendigkeit einer tüchtigen Reiterei überzeugt. Eine solche schuf er in größerer Zahl als bisher und übte sie in geschlossenen Reihen anzugreifen und den fliehenden Feind zu verfolgen. Gerade der Mangel einer ausgebildeten Reiterei hatte die Ungarn so furchtbar gemacht, indem diese Feinde gewöhnlich einen schnellen Angriff zu Roß machten, dann sich plötzlich zur Flucht wandten, um bald von neuem ihre Angriffe zu wiederholen.

Drei Jahre lang hatte Heinrich seine Krieger auf diese Weise herangebildet, als er ihnen Gelegenheit gab, ihre Tüchtigkeit in einem Kriege gegen die Slaven zu bewähren, die in der Regel gleichzeitig mit den Ungarn in Deutschland eingefallen waren. Zuerst (928) drang er in das Land der Heveller, deren Hauptort Brennaborg (das heutige Brandenburg) mit Seen und Sümpfen umgeben war. Die zugefrorene Havel — es war Winter — erleichterte dem König den Zugang; er eroberte Brennaborg, legte Besatzung hinein und machte das Volk zinsbar. Hierauf wandte er sich gegen die Dalemincier, bezwang sie und legte auf einem mit Holz bewachsenen Berge die Bergstadt Meißen an. Das Land gab er einem Markgrafen zur Bewachung. Von hieraus zog er nach Böhmen, eroberte Prag und machte den Böhmenherzog zinspflichtig. Und als nun die Slaven in einem allgemeinen Aufstande sich erhoben, schlug er sie bei Lenzen (929) an der Elbe in einer blutigen Schlacht, in der so viele Slaven fielen, daß sie sich von der Zeit an dauernd der sächsischen Herrschaft unterwarfen. Um sie zu beobachten, wurde in der heutigen Altmark die Markgrafschaft Nordsachsen angelegt, worin der Ursprung der Markgrafschaft Brandenburg zu suchen ist.

Durch solche Thaten hatte König Heinrich seinen Deutschen Vertrauen und Zuversicht eingeflößt, und das Reich erhob sich mit erneuerter Kraft. Jetzt dachte Heinrich es mit den Ungarn aufzunehmen. Vorher aber berief er die Deutschen zu einer Versammlung. Hier schilderte er ihnen

die frühere traurige Lage des Reichs, und wie es nunmehr durch Gottes Beistand gelungen wäre, Ordnung und Gesetzlichkeit im Innern zu befestigen, und den einen Feind des Reichs, die Slaven, zu demüthigen. „Bisher habe ich," sagte er weiter, „Alles, was euren Kindern gehört, hingeben müssen, um die Feinde zu bereichern; soll ich denn nun auch die Kirchen und ihre Diener plündern, und das, was zur Ehre Gottes bestimmt ist, hingeben, um einen schimpflichen Frieden von den Feinden Gottes zu erkaufen, oder wollt ihr, wie es Deutschen ziemt, fest vertrauen, daß Der euch erlösen wird, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser ist?" Da gelobte das Volk einmüthig und mit emporgehobenen Händen zum Streit auszuziehen.

Als nun die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war, kamen die Gesandten der Ungarn, den Zins zu fordern. Diesmal aber wurden sie schimpflich abgewiesen, ja man erzählt, Heinrich habe ihnen einen räudigen und verstümmelten Hund reichen lassen. Da brach ein fürchterlicher Heereszug, wie ein Heuschreckenschwarm, in Sachsen und Thüringen ein. (933). Bald aber trennte sich die ungeheure Masse, und ein Theil ging südlich, um von dieser Seite ins Sachsenland einzufallen, wurde aber von den tapferen Sachsen und Thüringern in einer blutigen Schlacht vernichtet. Der andere, größere Theil ihres Heeres, der im Osten geblieben war, zog auf eine Burg los, von der man gehört hatte, daß viel Gold und Silber darin verborgen sei. Die Ungarn wollten die Burg im Sturm nehmen; aber die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Jetzt aber erhielten sie Kunde von der Niederlage der Ihrigen; da überfiel sie gewaltige Furcht, sie zündeten Feuerzeichen an, ihre zerstreuten Schaaren zu sammeln. Heinrich lagerte bei einem Orte, Riade genannt,*) und erfuhr hier die Kunde von dem Anzuge der Feinde. Des Königs Heer war durch Hülfsvölker aus Baiern, Allemannien und andere verstärkt. Als der Morgen anbrach, ermahnte er die Seinen, alle ihre Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen und

*) Der Ort ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen: vielleicht das Dorf Rietheburg an der Unstrut in der goldenen Aue; Andere suchen den Ort in der Nähe von Merseburg (Feld Keuschberg).

eingedenk des Vaterlandes und der Väter wider den gemeinsamen Feind aller Völker zu streiten; wenn sie mit Gottes Hülfe tapfer drauf losschlügen, würden die Feinde bald weichen. Durch diese Worte fühlten sich Alle gehoben und begeistert und sahen mit Lust, wie ihr König, die heilige Lanze in der Hand, das flatternde Banner des Erzengels Michael immer vor ihm, bald vorn, bald in der Mitte, bald hinter der Schlachtreihe, sich auf seinem Rosse herumtummelte und die größte Thätigkeit entwickelte. Aus Besorgniß, die Feinde würden beim Anblick der schwer gerüsteten Reiterei sofort die Flucht ergreifen, sandte er einen Theil der Thüringischen Landwehr voraus, damit sie den Feind zu einem Angriff reizen und dann durch ihre Flucht bis an das Hauptheer heranlocken sollte. Dies geschah. Allein kaum waren die Ungarn der dicht geschlossenen Reihen des deutschen Hauptheeres ansichtig, als sie, ohne es zu einer ordentlichen Schlacht kommen zu lassen, schon die Flucht ergriffen. In dem erbeuteten Lager der Ungarn fanden die Sieger außer den erbeuteten Schätzen eine große Anzahl geraubter Deutschen, die zur Sclaverei bestimmt waren und nun alle unerwartet befreit wurden. Da fiel Heinrich mit seinem ganzen Heer auf die Kniee und dankte Gott für diesen Sieg; den Tribut aber, den man bisher den Ungarn hatte geben müssen, bestimmte er zur Wiederherstellung zerstörter Kirchen und zur Unterstützung der Armen. Zum Andenken an diesen Sieg ließ er ein Gemälde der Schlacht im Speisesaal der Merseburger Pfalz anbringen. Noch heute wird das Andenken an die Errettung von einem so grimmigen Feinde in dem Dorfe Keuschberg, unweit Merseburg, alljährlich durch eine Predigt und durch eine einfache schlichte Erzählung der Schlacht, welche der Pfarrer vorliest, gefeiert.

Im folgenden Jahre ließ Heinrich auch die Dänen die deutsche Kraft fühlen, welche die Slaven unterstützt und in Sachsen und Friesland geplündert hatten. Er drang bis Jütland vor und stellte die schon von Karl dem Großen errichtete Markgrafschaft Schleswig wieder her (934).

Nach solchen Thaten, durch welche er Ruhe und Ordnung in das Reich zurückführte und dessen Ansehen und Würde nach Außen erhöhte, soll Heinrich den Plan gehabt

haben, durch einen Zug über die Alpen die Verbindung Deutschlands mit Italien wieder herzustellen. Ein Schlagfluß hinderte ihn an der Ausführung dieses Entwurfes. Nach seiner Genesung hielt er eine Versammlung seiner Großen zu Erfurt, und ließ sich von ihnen das Versprechen geben, seinen ältesten Sohn Otto zum Nachfolger zu wählen. Nicht lange nachher starb er (936) an wiederholtem Schlagfluß in seiner Pfalz zu Memleben an der Unstrut, im 60. Jahre seines Lebens, im 16. seiner Regierung. Sein Leichnam ward in Quedlinburg, das er gegründet hatte, bestattet.

---

## XXIV.

## Otto I., der Große.

(936—973.)

Treu dem Versprechen, welches sie König Heinrich gegeben hatten, schritten die Fürsten zur Wahl seines Sohnes Otto. Zu Aachen versammelten sich die Großen des Reichs. In dem großen Saale, welcher an die Marienkirche stieß, erhoben sie Otto auf den Thron, und er empfing von ihnen durch Handschlag das Gelöbniß der Treue. Dann führten sie ihn aus dem Saale der Pfalz in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit und alles Volk wartete, bis der neue König erschien Als er nun in der eng anschließenden fränkischen Tracht hervortrat, kam ihm der Erzbischof von Mainz in priesterlichem Schmucke entgegen und führte ihn in die Kirche. Und zum Volke gewendet, das sich rings umher drängte, sprach er: „Sehet hier, ich stelle euch vor den von Gott erkorenen, einst von unserem Herrn Heinrich vorgeschlagenen, jetzt von allen Fürsten erwählten König Otto. Gefällt euch diese Wahl, so erhebet zum Wahrzeichen die Hand zum Himmel!" Da jubelte das ganze Volk: „Heil und Segen dem neuen König!" und hob die Rechte gen Himmel.

Ueber das Amt der Salbung und Krönung hatte sich anfänglich ein Streit zwischen den Erzbischöfen von Trier und

Köln entsponnen, welche beide auf die Ehre Anspruch machten. Endlich überließen sie ihre Ansprüche dem Erzbischof von Mainz. Auf dem Altare lagen die Abzeichen des Königthums, das Schwert mit dem Wehrgehänge, der Mantel mit den Armbändern, der Hirtenstab als Zeichen des königlichen Antheils an der Kirchengewalt, die Krone und das Scepter. Zuerst überreichte ihm der Erzbischof das Schwert und sprach: „Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi damit zu vertreiben; durch göttliche Vollmacht ist es Dir verliehen, daß du das Reich zur Befestigung des Friedens für alle Christen fortan beherrschen sollst." Dann bekleidete er ihn mit dem Mantel und den Armbändern und sprach dabei: „wie der Mantel mit seinen Enden bis zur Erde niederhängt, möge er dich daran erinnern, daß du bis an das Ende eifrig für den Glauben streben und in der Bewahrung und im Schutze des Friedens nicht ermüden sollst." Dann nahm er den Hirtenstab, überreichte ihn dem König und sprach: „Kraft dieses Zeichens sollst du mit väterlicher Züchtigung über deine Unterthanen wachen und den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen deine Milde erzeigen. Möge das Oel der Barmherzigkeit niemals von deinem Haupte weichen, damit du für jetzt und immer ewigen Lohn dafür empfangest." Nach der Salbung setzte ihm der Erzbischof von Mainz die Krone auf, und alle drei Erzbischöfe führten den Gekrönten zu einem zwischen Marmorsäulen errichteten Throne, von dem er Alle überschauen und von allen geschaut werden konnte. Zum Schluß der kirchlichen Feierlichkeit ward der Lobgesang gesungen und ein Hochamt gehalten.

Nach der Krönung begab sich Otto in die königliche Pfalz zurück, wo das Königsmahl seiner wartete. An einer prächtig zugerichteten Marmortafel setzte er sich mit den geistlichen und einigen weltlichen Großen nieder und speiste öffentlich vor dem Volk. Bei diesem Königsmahle zeigten sich zuerst die später üblich gewordenen Erzämter des Reiches, Erzkämmerer, Erztruchseß*), Erzschenk und Erzmarschall **). Herzog Giselbert von Lothringen besorgte als Erzkämmerer die allgemeine Be-

---

*) Erztruchseß, weil er die Truhe (Schüssel) setzte oder auftrug.
**) Marschall, weil er für die Mähren (Rosse) sorgte.

wirthung, da Aachen zu seinem Herzogthum gehörte; Eberhard von Franken sorgte als Erztruchseß für das Essen, Herzog Hermann hatte das Amt des Mundschenken, und Arnulf von Baiern sorgte als Marschall für die Unterbringung der Rosse.

Auf König Otto waren die herrlichen Eigenschaften seines Vaters in vollem Maße übergegangen, nur fehlten ihm dessen Mäßigung und weise Besonnenheit. Er war von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau; auf seinem Antlitz thronte königliche Majestät; der Blick seiner großen Augen hatte oft etwas Abschreckendes; sein Haupthaar war blond gelockt, sein Bart lang, seine Bewegungen rasch und heftig. Im Umgang war er heiter und freundlich. Er strebte den Glanz der Königskrone noch weit mehr zu heben als sein Vater gethan hatte, und das Ansehen des Reichsoberhauptes über das der Herzoge zu stellen, die es vergessen sollten, daß der König einst ihres Gleichen gewesen war. Er hatte den Grundsatz, die Herzogthümer an Glieder seines Hauses zu vergeben, um die königliche Macht zu vermehren, aber eben dadurch erregte er Streit und Kampf in der eigenen Familie, und kein König hat mehr mit aufrührerischen Großen, sogar im eigenen Hause zu kämpfen gehabt, als Otto. Doch das Glück blieb im treu in allen Fährden des Lebens, und seine gewaltige Tapferkeit überwand alle Gegner.

Eberhard von Franken, der Bruder Konrad's I., hatte einen sächsischen Großen, der ihm die Lehnspflicht verweigert, befehdet. Otto, der seine Sachsen begünstigte, strafte Eberhard für diesen Bruch des Reichsfriedens dadurch, daß er ihm eine beträchtliche Anzahl Pferde zu liefern aufgab; die Großen aber, welche dem Eberhard Beistand geleistet hatten, verurtheilte er zum Hundetragen nach Magdeburg, was eine altdeutsche Ehrenstrafe war. Aus Rache verband sich Eberhard mit Otto's älterem Bruder Thankmar, der, von seinem Bruder zurückgesetzt, sich gegen diesen empört hatte. Aber Otto zog an der Spitze seiner treuen Sachsen mit Heeresmacht heran, und eroberte die Ehresburg. Thankmar war in eine Kirche geflohen, ward aber von einem Lanzenwurfe durch das Fenster getödtet. Eberhard erhielt Verzeihung und ward in das Hildesheimische verwiesen, aber vier seiner Anhänger wurden nach richterlichem Spruche gehenkt.

Nicht lange nachher empörte sich Giselbert, Herzog von Lothringen, des Königs Schwager. Mit ihm vereinigte sich Otto's Bruder Heinrich, und auch der fränkische Eberhard trat zu ihnen. Es brach ein Krieg aus, der den König in die größte Gefahr brachte. Einst hatte sein Häuflein, das der Kriegsmacht der Lothringer bei weitem nicht gewachsen war, den Rhein überschritten, und Otto, auf dem rechten Ufer des Flusses sah zu, wie seine Krieger dem augenscheinlichen Untergange entgegen gingen, ohne daß er, aus Mangel an Schiffen, ihnen hätte Hülfe zuführen können. Da warf er sich vor der heiligen Lanze*) auf die Knie und betete; „Hilf mir, o Gott, in dieser schrecklichen Noth, errette meine Völker, denen du mich als König vorgesetzt hast, damit meine Feinde erkennen, daß deinem Willen kein Sterblicher zu widerstehen vermag!" Und in der That erfocht das Heer des Königs einen wunderbaren Sieg über die zahlreichen Feinde. Doch war die Kriegsnoth damit noch nicht zu Ende. Vergebens belagerte Otto die Stadt Breisach und mußte sogar erleben, daß mehrere seiner Großen zu den Empörern übergingen und sein Heer immer geringer ward. Da riethen ihm seine Getreuen zur Flucht; er aber sprach: „Laßt ab von solchen Reden, denn es ist unsere Pflicht gegen die Treulosen muthig auszuharren, und wenn dann unsere Zeit gekommen ist, so laßt uns sterben und unsere Ehre nicht beflecken." Das Glück rettete endlich den König aus aller Verlegenheit. In einem Gefechte bei Andernach am Rhein ward Eberhard getödtet und Herzog Giselbert ertrank im Rhein. So hatte der Krieg ein Ende. Heinrich mußte um Gnade bitten, und sein königlicher Bruder verzieh ihm mit den Worten: „Obwohl deine unwürdige That keine Gnade verdient hat, so will ich doch, da du gedemüthigt bist, weiter nichts Böses über dich verhängen."

Aber Heinrich belohnte des königlichen Bruders Großmuth mit dem schnödesten Undank. Er ließ sich zwei Jahre nachher von unzufriedenen Großen bereden, an einer Verschwö-

*) Auf dem Schafte dieser Lanze, welche Heinrich I. von König Rudolf von Burgund zum Geschenk erhalten hatte, befand sich ein Kreuz, das angeblich aus den Nägeln gefertigt war, mit welchen die Hände und Füße des Erlösers durchbohrt wurden.

rung Theil zu nehmen, welcher die ruchlose Absicht zu Grunde lag, den König am Osterfeste (941) zu ermorden, um Heinrich auf den Thron zu erheben. Der schändliche Antrag ward indeß entdeckt. Heinrich ward gefangen und nach Ingelheim abgeführt, wo er jedoch seiner Haft entkam. Als Otto zu Frankfurt das Christfest feierte und dem Gottesdienst beiwohnte, der zur Nachtzeit gehalten ward, warf sich plötzlich ein Mann im Bußkleide vor ihm nieder. Otto erkannte seinen Bruder, hob ihn auf und verzieh ihm großmüthig zum zweiten Male. Ja so gütig war Otto gegen Heinrich gestimmt, daß er ihm in der Folge, als das Herzogthum Baiern erledigt war (947), die Regierung dieses Landes übertrug. Von da an blieb nun aber auch Heinrich seinem Bruder in allen Wechselfällen des Lebens mit unverbrüchlicher Treue zugethan. Das Herzogthum Lothringen gab Otto seinem Eidam, dem Grafen Konrad von Worms, und da er seinen Sohn Ludolf mit der Tochter des Schwabenherzogs Hermann vermählte und ihm die Anwartschaft auf Schwaben ertheilte, so gelang es ihm, diese großen Provinzen des Reiches an Glieder seines Hauses zu bringen. Aber ein noch höheres Ziel zu erreichen, war ihm in Italien vorbehalten.

---

Dieses Land war zerrüttet durch eine Reihe furchtbarer Kämpfe der verschiedensten Parteien, welche um die Königswürde stritten. Im Jahre 950 starb König Lothar eines plötzlichen Todes, und das Gerücht beschuldigte den Markgrafen **Berengar** von Ivrea, ihn vergiftet zu haben. Dieser ließ sich jetzt zum König von Italien krönen und gedachte die junge Wittwe des verstorbenen Königs, die schöne und geistvolle **Adelheid**, zu nöthigen, seinem Sohne **Adalbert** ihre Hand zu geben. Aber Adelheid war weit entfernt, eine Verbindung mit dem widerwärtigen Adalbert einzugehen, zumal sie den Verdacht hegte, daß er sammt seinem Vater der Mörder ihres Gemahls sei. Sie suchte daher nach Deutschland zu fliehen, ward aber eingeholt, von Berengar's Gemahlin, der schändlichen **Willa**, an den Haaren zu Boden gerissen und mit Füßen getreten. Dann ließ sie der Wütherich in einem Schlosse am Gardasee einkerkern. Doch auch diese Mißhand-

lungen konnten sie nicht bewegen, in die ihr verhaßte Ehe zu willigen. Ein frommer Priester, Martin, ein Freund ihres Hauses, ward tief gerührt von dem Schicksal seiner gefangenen Königin, und faßte den Plan, sie zu befreien. Er untergrub die Mauern ihres Kerkers und führte sie in einem Kahne über den See. Nun vergingen mehrere Tage unter mancherlei Abenteuern und Gefahren. Die Königin mußte sich in Kornfeldern vor ihren Verfolgern verbergen und mit Fischen, die ihr ein gutmüthiger Fischer zubrachte, ihr Leben fristen. Endlich hatte ihr der treue Martin einen sicheren Zufluchtsort in Canossa ausgemacht, wo sie der Markgraf Azzo in seinen Schutz nahm. Zwar umlagerte Berengar Canossa, allein Martin machte sich auf den Weg nach Deutschland mit einem Schreiben Adelheid's, worin sie den Schutz des mächtigen Otto anrief und ihm ihre Hand mit der Krone von Italien antrug.

Der Hülferuf der schönen Frau rührte das Herz des deutschen Königs, und er beschloß, sie von ihrem Bedränger zu befreien. Mit Heeresmacht zog er über die Alpen, vertrieb den Berengar, den alle seine Anhänger verließen, mit leichter Mühe, und eroberte die Hauptstadt Pavia, wo er (951) seine Vermählung mit Adelheid feierte. Berengar mußte später zu Augsburg dem König Otto den Lehnseid leisten und empfing von ihm die Verwaltung Italiens als ein Lehn des deutschen Reiches.

Das neue Ehebündniß Otto's rief in dessen Familie abermals den Geist der Empörung hervor. Ludolf, des Königs Sohn, dem dieser das Herzogthum Schwaben gegeben hatte, war über des Vaters Vermählung mißvergnügt. Dazu kam noch, daß sich Konrad von Lothringen vom Könige gekränkt fühlte. So empörten sich denn beide wider Otto, und es begann ein hartnäckiger Kampf zwischen Vater und Sohn. Endlich mußten sich jedoch die Empörer unterwerfen und wurden ihrer Herzogthümer entsetzt (954). Schwaben erhielt Graf Burchard, Lothringen wurde in Ober- und Niederlothringen getheilt, von denen jedes einen besondern Herzog erhielt.

---

Die Beruhigung des Reiches im Innern war dringend nöthig gewesen, um die vereinigten Kräfte wider die Feinde

von außen wenden zu können. Es waren die Ungarn, welche schon das Jahr zuvor ungestraft einen verheerenden Einfall in Deutschland gemacht hatten. Jetzt (955) kamen sie zahlreicher als je wieder und meinten, ihre Rosse sollten die deutschen Flüsse und Seen austrinken und die Städte zerstampfen; wenn nicht die Erde sie verschlänge oder der Himmel auf sie herabstürze, so könne sie Niemand besiegen. Sie drangen in Baiern vor und belagerten Augsburg am Lech. Die Einwohner, von dem Haufen der Flüchtigen, die sich in die Stadt gerettet, unterstützt, schlugen die ungeheuren Schaaren der Stürmenden tapfer zurück. Der Bischof Udalrich stand ohne Helm, Schild und Harnisch im Priesterkleide mitten im Pfeilregen, unverletzt unter den Kämpfenden und sprach ihnen Muth ein. Als die Nacht hereinbrach und die Ungarn ruhten, ließ er die Männer eifrig an den beschädigten Mauern und Thürmen arbeiten, während die Weiber mit den Klosterjungfrauen in feierlicher Prozession die Stadt durchzogen, die göttliche Hülfe zu erflehen. Mit dem dämmernden Tage las Udalrich die heilige Messe, stärkte die Krieger mit dem Brode des ewigen Lebens und stimmte laut den Psalm Davids an: „Und wenn ich im Schatten des Todes wandle, fürchte ich nichts, denn der Herr ist mit mir.“ So ermuthigt hielten die Augsburger den wüthenden Angriff aus, bis die frohe Kunde erscholl, König Otto ziehe mit einem Heere heran, Augsburg zu entsetzen. Da ließen die Ungarn von der Belagerung ab und gingen auf das rechte Ufer des Lech zurück, während die Deutschen sich dem linken näherten.

Bischof Udalrich zog mit seinen Schaaren dem König entgegen und begrüßte ihn als Retter der Stadt. Otto ordnete als Vorbereitung zum Kampfe ein Fasten an und bestimmte den folgenden Tag, den 10. August, zur Schlacht. Im deutschen Heere versöhnten sich alle Krieger, die mit einander feind gewesen waren, und jeder gelobte zuerst seinem Anführer, dann seinem Nebenmanne seine Pflicht zu thun. Otto's Heer war schwach, denn die Sachsen und Lothringer waren am Zuge verhindert. Er theilte sein Kriegsvolk in acht Haufen. Die drei ersten bildeten die Baiern unter dem Grafen Eberhard, denn Herzog Heinrich lag schwer krank darnieder in Regensburg; dann folgten die Franken, die meist

aus Reiterei bestanden, unter Konrad, der vor Begierde brannte, sein an Otto begangenes Unrecht zu sühnen. Er war geübt in jeder Art ritterlichen Kampfes und bei den Kriegern allgemein beliebt. Den fünften Haufen bewährter Streiter, aus dem ganzen Heere erlesen, führte der König selbst; vor ihm her flatterte das Reichsbanner, der Erzengel Michael, wie er den Lindwurm zertritt. Die beiden folgenden Züge bestanden aus Schwaben unter Herzog Burchard, und der achte Haufen, tausend Böhmen, sollten das Gepäck vertheidigen.

Die Ungarn kamen dem Angriff zuvor. Verwegen schwimmen sie im Angesicht des Feindes durch den Lech, umschwärmen das ganze Heer und fallen endlich mit starken Haufen auf das letzte Treffen. Die Böhmen sind schnell überwältigt, das Gepäck wird genommen, und die Ungarn werfen sich mit erhöhtem Ungestüm auf die Schwaben. Auch diese gerathen in Unordnung und beginnen zu weichen. Da giebt Otto Befehl, Herzog Konrad solle dorthin mit den Seinigen vorgehen, und es gelang dem tapferen kriegserfahrenen Führer, die Schlacht auf dieser Seite wieder herzustellen und die Ungarn im Siegeslauf aufzuhalten. Nun rückt auch Otto, in der Rechten das Schwert, in der Linken die heilige Lanze, mit den vier ersten Schlachthaufen vor, um die Ungarn in den Fluß zu drängen. Nach langem Morden siegen die Deutschen und die Ungarn wandten sich zu wilder Flucht. Viele fanden ihren Untergang in den Wellen, viele sanken unter dem Schwerte; viele, die sich in die benachbarten Dörfer geflüchtet hatten, starben jämmerlich in den Flammen, als die Deutschen die Dörfer anzündeten. Zwei Tage dauerte die Verfolgung, und nur sieben Ungarn sollen, mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, die Heimath wieder gesehen haben. Aber auch die Deutschen hatten schweren Verlust; viele Edle waren gefallen, unter ihnen Herzog Konrad. Als er, von der Hitze des Sommertags und des Gefechtes ermattet, die Halsberge lüftete, traf ihn ein Pfeil in die Kehle. Dieser Sieg auf dem Lechfelde (den 10. August 955) hat den Ungarn einen solchen Schrecken eingeflößt, daß sie seitdem nicht wieder nach Deutschland gekommen sind.

In Italien hatte inzwischen Berengar die Unruhen in Deutschland benutzt und hier mit Willkür und Eigenmacht gewaltet, ohne das Lehnsverhältniß zum deutschen König anzuerkennen. Da rief Papst Johann XII. Otto um Hülfe an. Dieser zog (961) nach Italien, erklärte zu Mailand den Berengar für abgesetzt und ließ sich selbst mit der eisernen Krone der Lombarden krönen. Im folgenden Jahre (962) ging er nach Rom, wo ihm der Papst die römische Kaiserkrone aufsetzte. Durch diese Wiederherstellung der römischen Kaiserwürde ging nun auf Otto, wie einst auf Karl den Großen, die Vorstellung von der Hoheit und Machtfülle der altrömischen Imperatoren über, die nicht wenig dazu beitrug, das Bewußtsein der Einheit im deutschen Volke zu erwecken und zu heben. Diese Würde blieb nun bei allen Nachfolgern auf dem deutschen Throne, aber das Bestreben, die römische Krone zu behaupten, kostete den Deutschen so viel Blut, daß man Italien „das Grab der Deutschen" genannt hat.

Noch manche Streitigkeiten hatte Otto in Italien zu schlichten. Johann XII. fiel mit seinen Römern von ihm ab. Da ließ ihn der Kaiser absetzen und einen neuen Papst wählen. Die Römer mußten versprechen, künftig keinen Papst ohne des Kaisers Einwilligung zu wählen. Und als sie darnach einen neuen Papst erhoben, setzte er ihn ab und schickte ihn in die Verbannung nach Hamburg. Auch König Berengar ward als Gefangener nach Bamberg abgeführt. Aber auch jetzt konnten die Römer nicht Ruhe halten. Otto kam (966) zum dritten Male über die Alpen und ließ in Rom viele angesehene Römer hängen, köpfen, blenden und verweisen.

Bei seiner Anwesenheit ließ Otto seinen Sohn von der Adelheid, Otto II., zum Mitregenten und Nachfolger im Kaiserthum krönen. Der Vater wünschte ihn mit der griechischen Prinzessin Theophania zu vermählen, welche die Provinzen Apulien und Calabrien als Brautschatz mitbringen sollte, um auf diese Weise den Rest von Italien mit dem römisch-deutschen Reiche zu vereinigen. Der damalige Kaiser von Griechenland lehnte diesen Antrag ab, und erst sein Nachfolger bewilligte Theophania für Otto II.

Otto I. war aus allen Kämpfen im Innern des Reiches und nach außen siegreich hervorgegangen. Durch seine ruhm-

würdigen Thaten hatte er das deutsche Reich zum mächtigsten des Abendlandes erhoben, und die deutsche Kaiserkrone zur glänzendsten der Erde gemacht. Mit Recht hat ihm die Geschichte den Beinamen des Großen gegeben. Er beschloß sein thatenreiches Leben zu Memleben an der Unstrut (973), wo auch sein Vater gestorben war. Seine Leiche ward einbalsamirt und ruht in dem später erbauten Dom zu Magdeburg.

Noch drei Herrscher gab das sächsische Geschlecht dem deutschen Volke: Otto II. (973—983), Otto III. (983—1002), und Heinrich II., den Heiligen (1002—1024)*), einen Urenkel Heinrich's I. Mit ihm erlosch das sächsische Königshaus.

---

*) Otto II. nahm dem Herzoge von Baiern, Heinrich dem Zänker, der eine Verschwörung gegen den König gestiftet hatte, das Herzogthum Baiern und gab es seinem Neffen Otto, Herzog von Schwaben, der seitdem zwei Herzogthümer bis an seinen Tod besaß. Doch wurde Kärnthen von Baiern getrennt und mit der Mark Verona zu einem besonderen Herzogthum erhoben. Als der französische König Lothar ohne Kriegserklärung in Lothringen eingefallen war, so daß Otto, der gerade in Aachen war, kaum den Händen der Feinde entging, und Lothar sogar den Adler auf der Kaiserpfalz nach Westen richten ließ, um anzudeuten, daß Aachen fortan zu dem Westreiche gehöre, rückte Otto mit einem starken Heere in Frankreich ein und belagerte, wiewohl vergeblich, Paris. Zwei Jahre später (980) entsagte jedoch Lothar seinen Ansprüchen auf Lothringen. Um den Arabern und Griechen Unteritalien zu entreißen, unternahm Otto einen Heereszug nach Italien. Er eroberte einige Landstriche in Apulien und siegte über die Griechen und Araber, ließ sich aber in einen Hinterhalt locken, in dem er den größten Theil seines Heeres verlor und selbst nur mit genauer Noth dem Tode entging. Er starb (983) unter den Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge. — Sein Sohn, Otto III., von seiner Großmutter Adelheid und seiner Mutter Theophania erzogen und gebildet, von Begeisterung für die Größe des alten Roms und von Verachtung des deutschen Wesens durchdrungen, unternahm drei Züge nach Italien. Er setzte seinen eigenen Vetter, einen Sohn des Herzogs von Kärnthen, als Gregor V. und nach dessen Tode seinen Lehrer Gerbert, den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, als Sylvester II. auf den päpstlichen Stuhl. Er hegte den Gedanken, das alte Römerreich wiederherzustellen und die „goldene Roma" zur dauernden kaiserlichen Residenz zu erheben. Bei seinem Hang zur Schwermuth und Schwärmerei machte er eine Wallfahrt zu dem Grabe des Erzbischofs Adelbert von Prag, des Apostels der

# XXV.

## Konrad II.

(1024—1039.)

Nach dem Tode Heinrich's II., des letzten Sprößlings aus dem sächsischen Hause, schien Unruhe und Unfriede im deutschen Reiche wieder auszubrechen, und Raub, Mord und Todtschlag nahmen überhand. Die weltlichen Großen strebten ein jeder für sich nach der obersten Macht, aber die geistlichen Fürsten drangen darauf, daß wieder ein Oberhaupt gewählt werde, das Ruhe und Ordnung handhabe. Auch die Fürsten waren endlich damit einverstanden, um eine Auflösung des Reiches in seine einzelnen Theile zu verhindern. Viel ward von deutschen Männern in den einzelnen Provinzen berathen; aber im Herbst 1024 versammelten sich die Herzoge, Grafen, Bischöfe und übrigen Herren des ganzen Volkes in der Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Da lagerten sich unter freiem Himmel die Sachsen, Slaven, Franken, Baiern und Schwaben auf der rechten, die Lothringer auf der linken Seite des vaterländischen Stromes.

Lange schwankte die Wahl; der Eine ward aus diesem, der Andere aus jenem Grunde verworfen, endlich wurden

---

Preußen, und gründete das Erzbisthum Gnesen. Dann pilgerte er nach Aachen zum Grabe Karls des Großen, das er öffnen ließ, um sich durch den Anblick der Leiche zu begeistern. Darauf ging er zum dritten Mal nach Italien, ward aber durch einen Aufstand der Römer aus der von ihm so sehr geliebten Stadt Rom vertrieben. — Heinrich II., ein redlicher und frommer Mann, hatte viel mit den weltlichen Fürsten zu kämpfen und mußte der herzoglichen Macht viele dem Königthum nachtheilige Zugeständnisse machen; um so mehr wurde er von den geistlichen Großen unterstützt, denen er sich willfährig zeigte und manche Kirche mit mehr als einer Grafschaft ausstattete. Seine Lieblingsstiftung war das Bisthum Bamberg. Heinrich führte einen langwierigen Krieg mit dem Polenherzog Boleslaw Chrobry (dem Mächtigen), mußte ihm aber endlich die Lausitz einräumen (1018). Auf seinem ersten Zuge nach Italien ließ er sich in Pavia die longobardische Krone aufsetzen, auf seinem zweiten Zuge gewann er die römische Kaiserkrone (1014). Er starb auf seiner Burg Grona (bei Göttingen) und wurde im Dom zu Bamberg beigesetzt. Er wie seine Gemahlin Kunigunde wurden in der Folge unter die Heiligen versetzt.

aus Vielen Wenige, aus Wenigen Zwei erkoren. Diese zwei waren der Herzog Konrad von Franken und ein Graf aus Franken, der Salier genannt. Beide waren Vettern, beide von gleich adliger Herkunft, beide ihrer Tugend wegen des Thrones würdig, so daß man sich lange nicht entscheiden konnte, wem von beiden die Krone gebühre. Als der ältere Konrad, der Salier, sah, wie die Fürsten schwankten, trat er zu dem jüngeren und stellte ihm vor, wie es ihnen zieme, die Ehre, die ihrem Stamme widerfahre, nicht durch Zwietracht zu verscherzen; zugleich versprach er, wenn man den jüngeren, den Herzog, wähle, zuerst den Treuschwur zu leisten. Dasselbe versprach nun auch Herzog Konrad. Als die beiden edlen Männer, von Allen gesehen, dies mit einander ausgemacht hatten, schritt man zur Wahl. Der Erzbischof von Mainz gab laut und fröhlich seine Stimme dem älteren Konrad. Die anderen geistlichen Großen stimmten ihm bei. Und als nun die Reihe an die weltlichen Fürsten kam, erhob sich Herzog Konrad der jüngere, und gab vor allem Volke dem älteren Vetter seine Stimme. Die übrigen Fürsten folgten, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt und daselbst gekrönt.

Konrad II. genoß das allgemeine Vertrauen des Volkes. Großmuth und Unerschrockenheit, Güte und Leutseligkeit zeichneten ihn aus; den Guten war er milde, den Feinden ein Schrecken. Zum Besten des Reiches war er unermüdet thätig. Besonders verdient machte er sich dadurch, daß er das Königreich Burgund an das deutsche Reich brachte. Der verstorbene König Heinrich II. hatte nämlich mit Rudolf, König von Burgund, einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Burgund nach Rudolf's Tode an Deutschland fallen sollte. Als aber Konrad seine Ansprüche geltend machen wollte, behauptete Rudolf, jenen Vertrag habe er nur mit der sächsischen Königsfamilie, nicht mit dem deutschen Reiche geschlossen, es sei ein Haus-, kein Reichsvertrag. Damit ließ sich jedoch Konrad nicht abweisen. Doch bedurfte es noch langen Kampfes, bis der Besitz Burgund's für Deutschland gesichert war. Denn dem König Konrad hatte seine zweite Gemahlin, Gisela, einen Stiefsohn, den Herzog Ernst von

Schwaben, zugeführt, der als Rudolf's Neffe ein näheres Recht auf Burgund zu haben glaubte. Aber die Schwaben wollten ihm gegen den König nicht folgen, er mußte sich unterwerfen und ward auf die Veste Giebichenstein gebracht. Nach einigen Jahren ließ ihn der Kaiser vor sich kommen und kündigte ihm seine Freiheit an; ja er wollte ihm sein Herzogthum Schwaben zurückgeben, wenn Ernst seinen ehemaligen Verbündeten, den Grafen Werner von Kiburg, verfolgen helfe. Dazu verstand sich Ernst nicht und führte nun mit Werner von einer Burg des Schwarzwaldes herab ein Räuberleben, bis daß beide in einem Treffen gegen die Mannen des Kaisers nach tapferer Gegenwehr fielen (1030).

Als Rudolf (1032) starb, zog Konrad nach Burgund und nahm, nicht ohne Kampf, das Land in Besitz. Hier lernte er den sogenannten Gottesfrieden (treuga Dei) kennen, den er bestätigte. Da nämlich Selbsthülfe und Faustrecht in hohem Grade überhand nahmen, da sich auf allen Höhen und Felsen Burgen erhoben, und die Burgherren die Saaten des Landmannes in ihren Fehden vernichteten, so trat in Burgund ein Bischof auf und sagte, vom Himmel sei ein Brief niedergefallen, der da geböte, daß der Friede auf Erden wieder erneuert werde. Die übrigen Bischöfe und Geistlichen stimmten ihm bei, und so ward mit der Zeit der Gottesfriede aufgestellt, welcher verordnete, daß von Mittwoch Abend, Sonnenuntergang, bis Montag Morgen, Sonnenaufgang, alle Waffen ruhen und Keiner den andern befehden sollte. Wer dawider handelte verfiel in den Bann der Kirche. Wurde dieser Friede auch nicht immer gehalten, so war er in jenen rohen Zeiten doch recht wohlthätig.

Konrad war bereits 1026 in Italien gewesen, wo er sich zum König der Lombarden, und dann (1027) in Rom zum römischen Kaiser krönen ließ. Zum zweiten Male riefen ihn Streitigkeiten der kleineren Lehnsträger mit den Bischöfen nach Italien, wo er die berühmte Verordnung gab, der zufolge die kleineren Lehen in männlicher Linie erblich sein sollten. Eben so verfuhr Konrad in Deutschland, und nahm sich der kleineren Leute gegen die Uebermacht der Großen an. Die Macht der Herzoge, die der königlichen gefährlich war,

suchte er zu brechen, indem er das Herzogthum Baiern seinem Sohne Heinrich gab, und Schwaben und Kärnthen gar nicht wieder besetzte.

Der sonst so starke Konrad war, wie viele Deutsche, kränklich von seinem zweiten Zuge aus Italien zurückgekommen, und als er hierauf die Angelegenheiten Burgunds zu Ende gebracht, dann nach Friesland gezogen war, fand er (1039) zu Utrecht das Ende seines thätigen Lebens. Er ward in dem von ihm gegründeten Dom seiner Lieblingsstadt Speier beigesetzt, wobei sein Sohn und Nachfolger selbst den Sarg tragen half.

---

# XXVI.

## Heinrich IV.

(1056—1106.)

### 1. Heinrich bis zu seinem Kampfe mit Gregor VII.

Auf Konrad II. folgte Heinrich III. (1039—1056), ein kräftiger Herrscher, der in Italien Päpste ein- und absetzte, und in Deutschland die herzogliche Gewalt mit starker Hand niederhielt. Dadurch erregte er den Unwillen der Herzoge, und da er zum Unglück für das Reich schon im neununddreißigsten Lebensjahre starb, so erhoben nach seinem Tode die mächtigen Fürsten um so kühner ihr Haupt.

Heinrichs III. Sohn, der auch Heinrich hieß, war schon als Kind von drei Jahren zum Nachfolger seines Vaters gekrönt worden, und bei dessen Tode erst sechs Jahre alt. Seine Mutter, die edle und kluge Agnes, übernahm seine Erziehung und zugleich die Regierung des Reichs. Um sich unter den Großen mächtige Freunde zu gewinnen, ertheilte sie das Herzogthum Schwaben an Graf Rudolf von Rheinfelden, Kärnthen an Berthold von Zähringen, und Baiern an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim. Dennoch vermochte die Kaiserin die Unzufriedenheit der Fürsten nicht zu beschwichtigen, welche die Regierung eines Weibes mit Unwillen ertrugen. Es bildete sich eine ihr feindliche Partei, an deren Spitze der Erzbischof Hanno

von Köln stand. Diese Partei ging darauf aus, sich der Person des jungen Königs Heinrich und somit der Regierung zu bemächtigen.

Im Jahre 1062 ward die Kaiserin mit ihrem Sohne nach Kaiserswerth am Rhein zu einem Feste eingeladen. Nach der Tafel machte Erzbischof Hanno dem munteren Knaben den Vorschlag, ihm sein prächtiges Jagdschiff zu zeigen; Heinrich ging freudig darauf ein, aber kaum hatte er es bestiegen, so stießen die Ruderer vom Ufer ab und erreichten bald die Mitte des Stromes. Der Knabe, der Gewalt ahnte, schrie und sprang sogar ins Wasser, aber man zog ihn wieder heraus und besänftigte ihn durch gütliches Zureden. Alle Bemühungen der Mutter, ihren Sohn wieder zu erhalten, waren vergebens.

Hanno machte sich nun zum Reichsverweser und hielt den jungen König in seinem Palast in strenger Zucht. Er sah jedoch ein, daß er, um den Neid und die Eifersucht der Großen zu beschwichtigen, die Regierung nicht allein behaupten könne, und gab deshalb einem andern geistlichen Fürsten Antheil an der Vormundschaft und Verwaltung. Dies war Adelbert von Bremen. Adelbert bemächtigte sich bald des jungen Königs, der seinen Entführer Hanno haßte, und riß die Regierung völlig an sich. Er war das gerade Gegentheil von Hanno. Er besaß reiche Gaben des Geistes, war aber eitel, prachtliebend und verschwenderisch. Er führte einen glänzenden Hof und sprach von den deutschen Fürsten mit Verachtung und Haß. So war denn auch die Erziehung, welche er dem jungen König gab, in allen Stücken von der Hanno's verschieden. Dieser hatte seinen Zögling streng gehalten; Adelbert ließ ihm freien Willen und gestattete seinen Begierden und Leidenschaften freien Spielraum; Hanno hatte die Absicht, den König so zu erziehen, daß die Großen unabhängig unter ihm schalten und walten sollten; Adelbert flößte ihm den Grundsatz ein, daß die Herrschaft des Königs völlig unbeschränkt sei. Besonders prägte er ihm einen tiefen Haß gegen das Volk der Sachsen ein. Unter solcher Leitung ward Heinrich leichtsinnig, hochmüthig und lüderlich, und der Haß gegen die Sachsen, den ihm Adelbert predigte, schlug leider in seinem Herzen nur zu

tiefe Wurzeln. Schon als Knabe machte er Entwürfe, wie er sie glücklich unterdrücken wollte.

Bereits 1065, als Heinrich kaum fünfzehn Jahre alt war, erklärte ihn Adelbert für mündig, um Hanno von allem Antheil an der Regierung auszuschließen, denn seines eigenen Einflusses auf den König war er gewiß. Dieser hielt sich fast beständig im Sachsenlande auf, das er auf das Härteste drückte. Darüber wurden die Sachsen unwillig und verweigerten ihm die schuldigen Lieferungen, so daß der König seine täglichen Bedürfnisse mit baarem Gelde kaufen mußte. Auch die deutschen Reichsfürsten sahen mit Besorgniß, was ihnen drohte, und hielten (1066) zu Tribur eine Versammlung, wo sie erklärten, daß sie einen anderen König wählen würden, wenn Heinrich den Adelbert nicht entlasse. Da mußte sich der Erzbischof fügen und entging kaum dem Hasse seiner Feinde, die sich in seine Besitzungen theilten.

Hanno übernahm wieder die Reichsgeschäfte, aber des Königs Lebensweise blieb ganz die alte, und seine Rathgeber, die er aus unwürdigen Menschen wählte, bestärkten ihn darin. Er ließ seinen Leidenschaften freien Lauf und ging besonders darauf aus, die Sachsen zu unterdrücken. Ueberall in diesem Lande legte er Burgen an, von denen die Harzburg sein Lieblingsaufenthalt war, und bei denen die Einwohner harte Frohndienste leisten mußten. Einst soll er von einer Anhöhe das Land überschauend geäußert haben: „Sachsen ist ein schönes Land, aber seine Bewohner sind ein nichtswürdiges Volk, zu nichts gut, als Zins zu zahlen und Frohndienste zu leisten.“ Im Jahre 1069 kehrte auch Adelbert an den Hof des Königs zurück, der jetzt aus Rachsucht diesen noch mehr wider die Sachsen reizte. Da geschah es, daß ein Ritter Namens Egino auftrat und den Herzog Otto von Baiern beschuldigte, daß er ihn zur Ermordung des Königs habe dingen wollen. Otto erbot sich, um seine Unschuld darzuthun, nach der Sitte der Zeit, zum ritterlichen Zweikampf, obschon viele Fürsten meinten, Otto dürfe sich mit einem so berüchtigten Gegner nicht schlagen. Da aber Heinrich Otto's Bitte um sicheres Geleit abschlug, so erschien dieser nicht, und der Zweikampf unterblieb. Nun ließ der

König Otto's Güter furchtbar verheeren und gab das Herzogthum Baiern dessen Schwiegersohne Welf IV. Otto führte eine Zeit lang Krieg gegen Heinrich, ergab sich jedoch mit seinem Freunde und Bundesgenossen Magnus, dem Sohne des Sachsenherzogs Ordulf, dem Könige, der beide gefangen nehmen ließ. Nach Adelberts Tode (1072) übernahm Hanno wieder die Reichsverwaltung, legte sie aber nach kurzer Zeit wieder nieder. Damals war eine Zeit großer Ungerechtigkeit und furchtbaren Druckes, alle Bande gesetzlicher Ordnung waren aufgelöst. Des Königs Mannen durchstreiften von den Burgen aus das sächsische Land, trieben die Heerden weg, erpreßten schwere Steuern, mißhandelten die Weiber und zwangen die Männer zum Frohndienst bei dem Schlösserbau. Otto von Nordheim war seiner Haft entlassen, aber den Magnus hielt Heinrich noch immer gefangen. Da nun gerade der alte Herzog Ordulf gestorben war, so befürchteten die Sachsen, Heinrich wolle die Herzogswürde nicht wieder besetzen, sondern das Land für sich selbst behalten.

Da traten die Sachsen in ein großes Bündniß zusammen, an dessen Spitze der kluge und tapfere Otto von Nordheim stand. Zuerst schickten sie Gesandte an Heinrich nach Goslar, und verlangten von ihm, daß er seine Burgen niederreißen, sein Hoflager nicht beständig in Sachsen halten und sich bessere Rathgeber wählen möchte. Heinrich ertheilte den Abgeordneten eine verächtliche Antwort. Aber ehe er sich dessen versah, rückte ein Heer von 60,000 Sachsen auf Goslar an. Bestürzt floh er nach seinem festen Bergschlosse, der Harzburg; aber die Sachsen folgten auch dahin. Da er sich, weil seine Mannschaft zu gering war, nicht halten konnte, so entfloh er Nachts aus der Harzburg. Drei Tage lang zog er, ohne Speise und Obdach, mit wenigen Dienern durch dichte Wälder und Berge und kam am vierten nach Eschwege in Hessen. Inzwischen eilten die Sachsen, die königlichen Burgen zu brechen und erzwangen die Befreiung ihres Herzogs Magnus. Heinrich forderte die Fürsten auf, ihm Hülfe zu leisten gegen die Empörung, aber diese hatten dazu keine Lust und gingen vielmehr damit um, einen neuen König zu wählen, wozu schon eine Versammlung zu Mainz verabredet war.

In seiner großen Noth eilte Heinrich an den Rhein, und

hier war es die Stadt Worms, deren Treue ihm die Krone rettete. Als er sich der Stadt näherte, zogen ihm die Wormser, ein zahlreiches Heer in voller Rüstung, entgegen und versprachen, ihn mit Gut und Blut gegen seine Feinde zu schützen. Da die Fürsten sahen, wie der König Herr der mächtigen, wohlbefestigten Stadt sei, fürchteten sie sich, und nur wenige kamen nach Mainz. Dennoch mochte Heinrich Bedenken tragen, mit der Kriegsmacht einer einzigen Stadt den Kampf gegen seine Feinde aufzunehmen, und versuchte es daher, die Fürsten durch Bitten zu gewinnen. Aber, statt Hülfe zu erhalten, mußte er harte Vorwürfe hören, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als mit den Aufrührern Frieden zu machen und ihnen die Bedingungen zu bewilligen, die er bis dahin verweigert hatte (1074). So mußte er denn versprechen künftig nicht immer in Sachsen zu wohnen, seine Burgen zu zerstören und allen die verlorenen Besitzungen, besonders dem Otto von Nordheim sein Herzogthum Baiern zurückzustellen. Doch ward noch bestimmt, daß von der Harzburg, die dem König am theuersten war, nur die äußeren Befestigungen geschleift, die inneren Gebäude aber, wozu ein Kloster und eine Kirche gehörten, geschont werden sollten. Aber die Sachsen konnten ihren Ingrimm nicht mäßigen; mit zerstörender Wuth plünderten sie die Kirche und steckten sie in Brand; ja sie scheuten sich nicht, die Gebeine von Heinrich's Bruder und Söhnlein, die dort bestattet lagen, auszugraben und umherzustreuen.

Solche Schandthaten verletzten nicht nur Heinrich aufs tiefste, sondern auch viele Fürsten, die ihm früher feindselig waren, wandten sich jetzt zu ihm. Den Beistand, den sie ihm gegen die Empörer verweigert hatten, gelobten sie ihm jetzt gegen Räuber und Kirchenschänder; besonders traten Rudolf von Schwaben und Welf von Baiern zu ihm. So kam ein großes Heer zu Stande, und die Sachsen wurden bei Hohenburg an der Unstrut (1075) trotz der tapfersten Gegenwehr geschlagen.

Heinrich wollte noch eine zweite Heerfahrt unternehmen, aber die Fürsten versagten ihm wieder die Hülfe. Nun unterhandelte er mit den sächsischen Großen, die versprachen, friedebittend vor dem Könige zu erscheinen, nachdem ihnen Leben,

Güter und Freiheit zugesichert worden waren. Als sie aber kamen, nahm sie Heinrich gefangen und ließ sie im ganzen Reiche vertheilen; nur Otto von Nordheim gab er bald wieder frei. Die Güter der Gefangenen theilte er seinen Anhängern zu und stellte seine Burgen wieder her. Er glaubte, die Sachsen jetzt völlig unterworfen zu haben, aber diese wandten sich mit ihren Klagen an den damaligen Papst, Gregor VII., der dadurch Gelegenheit bekam, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen.

---

## 2. Gregor VII.
## (1073—1085.)

Nachdem die Päpste durch den Beistand der Franken von der Gefahr der Longobarden befreit und durch Karl den Großen zu weltlichem Besitz gekommen waren, strebten sie immer mehr danach, die geistliche Macht der Kirche über die weltliche der Könige und Fürsten zu erheben. Auf den höchsten Gipfel der Macht ward die Kirche erhoben durch Gregor VII., der vor Besteigung des päpstlichen Stuhles den Namen Hildebrand führte.

Er war in Italien geboren, sein Geburtsort und seine Herkunft sind ungewiß. In seinen früheren Jahren lebte er als Mönch in dem Kloster zu Clugny in Burgund. Hier lernte ihn Papst Leo IX. kennen, und ward von den hohen Talenten und dem gewaltigen Geist, der aus Hildebrand sprach, ganz für diesen eingenommen. Hildebrand folgte ihm nach Rom, wo er unter Leo und den vier folgenden Päpsten zum bedeutendsten Einfluß gelangte; denn er war es, der unter dem Namen des Papstes der That nach selbst die Regierung führte. Besonders wichtig war die Bestimmung, welche er über die Papstwahl traf. Bisher waren die Päpste von der ganzen römischen Geistlichkeit, dem Adel und dem Volke zu Rom gewählt worden. Hildebrand wollte allen weltlichen Einfluß auf die Wahl des Oberhauptes der Kirche brechen und setzte es durch, daß der Papst nur von den sieben Cardinalbischöfen und den achtundzwanzig Cardinalgeistlichen gewählt und das Recht der Bestätigung dem Kaiser erst jedesmal

vom Papst ertheilt werden sollte. Einen kräftigen Schutz gegen weltliche Gewalt hatte die päpstliche Regierung an den Normannen in Italien, deren Herzog, Robert Guiscard, Apulien und Calabrien beherrschte.

Als Hildebrand unter dem Namen Gregor VII. (1073) selbst den päpstlichen Stuhl bestieg, beschloß er den gewaltigen Plan, den er bereits entworfen hatte, zur Ausführung zu bringen. Dieser Plan war aber kein geringerer, als die Kirche von allem weltlichen Einfluß zu befreien und über alle Königs- und Fürstenmacht hoch empor zu heben. Gregors Ansichten über seinen großen Entwurf lernen wir am besten aus seinen eigenen Worten kennen. „Die Welt," sagt er, „wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und Gehorsam schuldig." Eben so suchte er die Kirchen und Geistlichen aller Länder der römischen Kirche und dem Papste zu unterwerfen. „Die römische Kirche," heißt es, „ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allen; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte."

Um seinen Plan, eine allgemeine geistliche Herrschaft (Hierarchie) zu gründen, durchzuführen, erneuerte Gregor zunächst das Verbot der Simonie. Der Name Simonie ist entlehnt von jenem Simon, welcher (Apostelgesch. VIII., 18 fg.) den Aposteln Petrus und Johannes die Gabe des heiligen Geistes für Geld abkaufen wollte. Da nun viele Geistliche ihre Stellen von weltlichen Herren für Geld erkauft hatten, so nannte man diesen Verkauf geistlicher Stellen Simonie oder Pfründenhandel. Solcher Mißbrauch war allerdings für die Kirche höchst verderblich, und namentlich hatte sich Heinrich IV. der Simonie in hohem Grade schuldig gemacht.

Mit dem Verbot gegen die Simonie verband Gregor die berühmte Verordnung wegen des Cölibats oder der Ehelosigkeit der Geistlichen. Keiner sollte ein geistliches Amt erhalten, der nicht zuvor feierlichst die strengste Ehelosigkeit angelobt habe, kein Laie (Nichtgeistlicher) die gottesdienstlichen Handlungen eines verheiratheten Geistlichen annehmen. Namentlich durch dieses Gesetz wollte Gregor die Unabhängigkeit der Kirche von der Welt durchkämpfen. Denn sollte die Kirche unabhängig sein, so mußten auch ihre Diener frei sein von allen Verhältnissen, in die sie durch ihre Verheirathung und Familie verwickelt wurden. Auch sah die damalige Zeit in der Ehelosigkeit einen höheren Grad von Heiligkeit. Dieses Gesetz stieß auf den heftigsten Widerstand von Seiten der Geistlichen; viele Bischöfe weigerten sich sogar, es bekannt zu machen. Aber Gregor blieb unbeugsam. Den Laien, die bei einem verheiratheten Geistlichen die Messe hörten, ward der Bann angedroht, und so ward das Volk selbst gegen sie erbittert. Der Pöbel zwang sie, ihre Frauen zu verstoßen, und die sich weigerten, wurden beschimpft, geschlagen, beraubt, ins Elend gejagt, ja manche bis zum Tode gemartert. So ward Gregors Absicht mit der Zeit völlig erreicht.

Ein drittes Gesetz erließ der Papst gegen die sogenannte Laieninvestitur. Es wurden nämlich erledigte Bisthümer und Abteien als eröffnete Lehen angesehen, die der Lehnsherr wieder besetzte und die feierliche Belehnung, bei welcher dem Geistlichen Ring und Stab überreicht wurden, hieß Investitur (Bekleidung, von investire). Der Ring deutete seine Vermählung mit der Kirche, der Stab sein geistliches Hirtenamt an. Gregor aber verbot den Geistlichen, bei Strafe des Verlustes ihres Amtes, die Investitur über irgend eine kirchliche Stelle aus den Händen eines Laien zu empfangen, und drohte den Weltlichen mit dem Bann, welche irgend einem Geistlichen die Investitur ertheilen würden. Hätte Gregor dieses Verbot der Investitur durchgesetzt, so wären alle Bande des Lehnsverhältnisses, in welchem die geistlichen Lehnsträger zu ihren Lehnsherren standen, gebrochen worden. Um dies zu hintertreiben, übernahmen von jetzt an die Kaiser den langwierigen Kampf mit der Kirche.

### 3. Heinrich's IV. Kampf mit Gregor VII.

Da Heinrich auf diese Verordnungen des Papstes nicht achtete und auch die gebannten Räthe bei sich behielt, so sprach Gregor das Absetzungsurtheil über einige deutsche Bischöfe aus, welche ihre Aemter erkauft hatten, und erneuerte den Bann gegen die Räthe des Königs. Um diese Zeit brachten die Sachsen ihre Klagen gegen den König bei Gregor an. Dieser ermahnte jenen, die Bischöfe, welche er gefangen hielt, frei zu lassen und ihren Kirchen und Gütern wieder zu geben. Und als auch dies nichts fruchtete, erschienen Gesandte des Papstes (1075) zu Goslar und luden ihn vor eine Kirchenversammlung nach Rom, um sich wegen der Verbrechen, deren er beschuldigt sei, zu rechtfertigen. Solche Anmaßung erfüllte Heinrich mit Zorn und Ingrimm. Er schrieb eine Versammlung nach Worms aus. Hier wurde, freilich auf unbegründete Beschuldigung hin, der Papst abgesetzt, und die lombardischen Bischöfe traten diesem Beschlusse bei. Ein italienischer Priester übernahm es, beide Beschlüsse dem Papste zu überbringen, zugleich mit einem Schreiben des Königs, das in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt war und mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern nach Gottes frommer Anordnung, König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Gregor erhielt dies Schreiben, als er gerade zu Ostern eine Kirchenversammlung hielt, und las sie vor allen Anwesenden vor. Es erfolgte eine so große Entrüstung, daß der königliche Abgeordnete beinahe unter den Schwertern der römischen Ritter gefallen wäre, hätte ihn nicht Gregor selbst in Schutz genommen. Am folgenden Tage sprach der Papst vor hundert und zehn Bischöfen den Bann über den König aus, entsetzte ihn der Regierung und entband alle seine Vasallen und Unterthanen vom Eide der Treue.

Als die Nachricht von dem Banne des Papstes nach Deutschland kam, brach der lange verhaltene Haß der Fürsten gegen Heinrich offen aus. Schon längst hatten einige von ihnen an Empörung gegen den König gedacht, aber die Scheu vor dem Reichsoberhaupt, dem sie Treue gelobt, hatte sie noch immer von diesem Schritt abgehalten. Jetzt löste der Bann des Papstes alle Bande der Treue auf, alle Leidenschaften

wurden entfesselt, das Volk der Sachsen griff wieder zu den Waffen, und von neuem erhoben Zwietracht und Empörung ihr Haupt. Die mächtigsten Fürsten, namentlich Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen, fielen von Heinrich ab; die sächsischen Großen fanden Gelegenheit zu entkommen, einige wurden von den Fürsten, in deren Gewahrsam sie sich befanden, frei gelassen, andere entließ Heinrich selbst, um sich in ihnen eine Stütze zu verschaffen: aber alle traten auf die Seite seiner Feinde.

Die Fürsten hielten zu Tribur (1076) eine Versammlung, wo sie den Bann des Papstes für rechtmäßig erklärten. Heinrich kam nach Oppenheim, auf der anderen Seite des Rheins, Tribur gegenüber, und machte den Fürsten die größten Versprechungen, wenn er nur Namen und Zeichen der königlichen Würde behalten dürfe. Sie ließen ihm endlich sagen, sie wollten die Entscheidung des Papstes abwarten, den sie bitten würden nach Augsburg zu kommen, um dort auf einer allgemeinen Reichsversammlung den Streit zu schlichten. Bis dahin möge er sich nach Speier begeben, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt enthalten. Wenn er übrigens in Jahresfrist nicht vom Bann losgesprochen wäre, so würden sie einen neuen König wählen.

Solche Demüthigung vor den deutschen Fürsten wollte Heinrich nicht über sich ergehen lassen; er beschloß, eine Reise nach Italien zu unternehmen, sich vor dem Papste zu beugen und Kirchenbuße zu thun, um vom Bann befreit zu werden. Da seine Feinde von diesem Entschlusse hörten, suchten sie ihn an der Reise zu hindern und verlegten ihm die Alpenpässe nach Italien. So mußte denn Heinrich, in Begleitung seiner Familie und einiger treuer Diener, sich heimlich nach Burgund wenden und über den Mont Cenis nach Italien gehen.

Im härtesten Winter (Januar 1077) trat die deutsche Kaiserfamilie ihre Bußfahrt an, wo sie mit den höchsten Gefahren zu kämpfen hatte. Auf den hohen Gletschern drohte oft jeder Schritt Lebensgefahr, bald kroch man auf Händen und Füßen, bald glitt man auf Rücken oder Bauch einen schlüpfrigen Abhang hinab; die Frauen mußten in Ochsenhäute gehüllt und an Seilen hinabgelassen werden; eben so wurden die Pferde über gefährliche Stellen gebracht, indem

man ihnen die Beine zusammenband und sie an Stricken herunterließ, wobei mehrere umkamen.

Als Heinrich endlich die Lombardei erreicht hatte, sammelten sich die lombardischen Großen um ihn mit Heeresmacht, denn sie hofften, er komme, um den ihnen verhaßten Papst zu züchtigen. Allein Heinrich wies sie ab; er hatte jetzt keinen anderen Gedanken, als vom Banne erlöst zu werden. Als Gregor von seiner Ankunft hörte, erschrak er heftig und zog sich in das feste Schloß Canossa (nahe bei Reggio) zurück, welches der Markgräfin Mathilde von Toscana gehörte, um hier Schutz zu suchen. Mathilde wurde die große Gräfin genannt und war nicht weniger ausgezeichnet durch Macht als durch Schönheit und herrliche Geistesgaben. Bald erholte sich der Papst von seinem Schrecken, als er erfuhr, in welchem Aufzuge und in wie demüthiger Absicht Heinrich erscheine. Dieser wandte sich zuerst an Mathilde, die seine Verwandte war, um durch ihre Fürsprache mildere Bedingungen für die Lossprechung vom Bann zu erhalten. Doch Gregor wollte ihn anfangs gar nicht vor sich lassen. Endlich gab er nach, der König solle im Büßergewande vor ihm erscheinen, und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnisse übergeben, daß er derselben unwürdig sei. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und durch viele Bitten brachte sie es zuletzt dahin, daß der Papst zugab, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort aber seine Kleidung mit einem bloßen wollenen Hemde vertauschen, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harren. So geschah es. Gregor selbst schildert dieses Ereigniß in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam mit Wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten und Alle über die ungewöhnliche Härte unseres Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrathe

mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Am vierten Tage ließ er ihn endlich vor sich und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, nichts unternehmen und auf alle Ausübung königlicher Gewalt verzichten solle, bis auf einem Reichstage entschieden worden sei, ob er König in Deutschland bleiben könne oder nicht. Nachdem Heinrich sich hierzu durch feierliche Eidschwüre verpflichtet hatte, erhielt er die Lossprechung.

Jetzt fand Heinrich die Stimmung der Lombarden ganz verändert, denn sie glaubten, ein König, der solche Demüthigung über sich habe ergehen lassen, sei der Krone unwürdig. Heinrich umgab sich indessen bald wieder mit seinen alten Freunden und Räthen, und als die deutschen Fürsten den Papst zu einer Versammlung nach Deutschland einluden, verweigerte ihm Heinrich das freie Geleit.

Da wählten die Fürsten Rudolf von Schwaben zum König (1077), der aber nicht überall Anhang fand, zumal das Volk in Süddeutschland seinem alten Herrscher treu blieb. So konnte in dem nun beginnenden Kriege Heinrich seine Feinde aus Schwaben und Franken bis nach Sachsen treiben und lieferte ihnen später (1078) die Schlacht bei Melrichstadt, die zwar unentschieden blieb, von Heinrich aber als ein Sieg benutzt wurde. Das Herzogthum Schwaben ertheilte der König seinem treuen Anhänger Friedrich von Hohenstaufen, und gab ihm seine Tochter Agnes zur Gemahlin. Bei diesem Kriege, der von beiden Seiten unter entsetzlichen Verwüstungen und furchtbaren Grausamkeiten geführt wurde, blieb der Papst unthätig, und wollte erst abwarten, welchem von beiden Königen der Sieg sich entscheidend zuwenden würde. Seine Gesandten gingen inzwischen zu beiden Theilen, versicherten bald die eine bald die andere Partei der päpstlichen Gunst und trugen von beiden so viel Geld weg, als sie bekommen konnten. Als jedoch Heinrich von Otto von Nordheim bei Fladenheim geschlagen wurde (1080), übersandte Gregor dem Rudolf eine Krone und that Heinrich auf's Neue in den Bann. Doch wirkte dies jetzt wenig: die Sachsen hatten die Doppelzüngigkeit des Papstes kennen gelernt und

faßten eine tiefe Verachtung gegen ihn. Auch Heinrich ließ auf einer Versammlung zu Mainz den Papst nochmals für abgesetzt erklären und einen anderen erwählen. Dann zog er wider den Gegenkönig Rudolf. Er ward zwar an der Elster unweit Merseburg (bei Mölsen) geschlagen (1080), aber Rudolf blieb, nachdem er tödtlich verwundet war und die rechte Hand verloren hatte. Rudolf selbst sprach zu seiner Umgebung: „Sehet, das ist die Hand, mit der ich König Heinrich Treue geschworen habe! Ich lasse jetzt Reich und Leben. Ihr aber, die ihr mich beredet, den Thron meines Königs zu besteigen, fraget euch selbst, ob es der rechte Weg war, den ihr mir gezeigt habt." Am folgenden Tage starb er: im Dome zu Merseburg ward er bestattet, wo noch jetzt eine verschrumpfte Hand als die seinige gezeigt wird.

Heinrich war jetzt wieder alleiniger König von Deutschland. Den Krieg gegen seine Feinde überließ er dem neuen Herzog Friedrich von Schwaben und zog gegen Italien, um den Papst zu züchtigen (1081). Zwei Jahre nach einander erschien er vor Rom, um die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Der Papst zog sich in die Engelsburg zurück; die Römer öffneten die Thore, und Heinrich ließ sich vom Papste Clemens III., den er hatte wählen lassen, die Kaiserkrone aufsetzen (1084). Die Engelsburg ward eng eingeschlossen; bald aber nahete auf Gregors Hülferuf Robert Guiscard mit einem starken Heere von Normannen. Heinrich mußte sich zurückziehen und ging nach Deutschland; Rom ward von den Normannen drei Tage lang furchtbar geplündert. Diese Plünderung, die einen großen Theil der Stadt in Asche legte, war für die alten Kunstwerke von allen die verderblichste. Den Papst Gregor brachte Robert nach Salerno in Sicherheit, wo er im folgenden Jahre (1085) starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!"

---

### 4. Heinrichs IV. letzte Regierungsjahre.

Inzwischen hatten die deutschen Fürsten einen neuen Gegenkönig gewählt, den Grafen Hermann von Luxemburg,

den man spottweise den Knoblauchskönig nannte. Der Krieg dauerte fort, als Heinrich aus Italien heimkehrte, und das Land wurde so furchtbar mitgenommen, daß sich Jedermann nach Frieden sehnte. Der neue Gegenkönig war machtlos und unbedeutend, so daß er einst einem Schutzflehenden antwortete: er könne ihm so wenig als sich selber helfen. Endlich legte er die Krone freiwillig nieder (1088). Damit war jedoch der Krieg noch nicht zu Ende. Die päpstliche Partei wußte dem Kaiser in Italien einen neuen Kampf zu erregen, und Heinrich hatte jetzt sogar den Schmerz, daß sich sein eigener Sohn Konrad, den er in Italien zurückgelassen, gegen ihn empörte (1093). Er ließ sich zum König von Italien krönen. Anfangs begünstigte ihn das Glück, in der Folge aber wurden die lombardischen Städte, die ihn erhalten mußten, seiner überdrüssig, und Konrad starb (1101) in der Blüthe seiner Jahre, von Allen verlassen.

In Deutschland schien die Lage Heinrichs eine günstigere Wendung nehmen zu wollen: allein der alte Kaiser hatte den Kelch seiner Leiden noch nicht ganz geleert. Er mußte es noch erleben, daß auch sein zweiter Sohn, Heinrich, sich gegen ihn empörte. Und doch hatte dieser bei seiner Wahl zum römischen König einen ausdrücklichen Eid geleistet, sich bei seines Vaters Lebzeiten die Regierung nicht anzumaßen. Aber die Feinde des Kaisers hatten den Jüngling aufgereizt, sich gegen seinen Vater aufzulehnen, und bald zeigte er, wie geübt er in Verstellung und Heuchelei war. Er betheuerte auf einem Reichstage, daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zur Unterwürfigkeit unter die Kirche zurückzuführen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg, aber der alte Kaiser sah sich auf einmal wieder von allen seinen Anhängern verlassen. Endlich brachte er am Rhein ein neues Heer zusammen. Der junge Heinrich mochte es nicht mit ihm aufnehmen und nahm seine Zuflucht zur Heuchelei und zum Verrath am eigenen Vater. Er ließ ihn zu einer Zusammenkunft auffordern. Als der Vater den Sohn erblickte, überwältigte ihn der Schmerz, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über di

Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien gerührt, bat zu des Vaters Füßen um Vergebung und versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Aussöhnung mit der Kirche. Zugleich erklärte er, ihn nach Mainz begleiten zu wollen, um von dort seine Aussöhnung mit dem Papste zu betreiben. Der Vater glaubte seinen Eidschwüren, entließ seine Mannen und folgte dem Sohne. Beide kamen nach Bingen; aber am folgenden Tage langte die Nachricht an, daß der Erzbischof von Mainz den gebannten Kaiser nicht aufnehmen wolle. Da überredete der Sohn den Vater, in der Burg Beckelheim (bei Kreuznach) sich aufzuhalten, bis seine Sache entschieden sei. Kaum aber war er dort angelangt, so gewahrte er den schändlichsten Betrug. Er wurde als Gefangener behandelt, und zwar mit schonungsloser Härte; kein Geistlicher durfte ihm Trost spenden, selbst an den Lebensmitteln ließ man es fehlen und untersagte ihm das Bad und das Scheeren des Bartes. Dann ward er nach Ingelheim gebracht, und hier, im Palaste Karls des Großen, zwang ihn der Sohn, begleitet und unterstützt vom Erzbischof von Mainz und mehreren Fürsten, zum Eingeständniß seiner Fehler und zur Niederlegung seiner Würde. Weder Bitten noch Thränen des Vaters rührten des Sohnes Herz, während die meisten Anwesenden von Mitleid und Rührung ergriffen waren. Und doch erhielt der tiefgebeugte Kaiser weder die Lossprechung vom Banne noch die Freiheit. Er befürchtete sogar lebenslängliche Gefangenschaft oder Tod, und ergriff deshalb eine Gelegenheit zur Flucht. Er wandte sich nach Lüttich und fand in dem Herzog von Niederlothringen einen tapferen Vertheidiger und Beschützer, der den König Heinrich mit Verlust zurückschlug. Auch die Stadt Köln belagerte der junge Heinrich vergebens. Nun stand er im Begriff, den blutigen Kampf gegen seinen Vater zu eröffnen, als er die ersehnte Kunde erhielt, daß sein Vater der Last des Kummers erlegen und zu Lüttich gestorben sei (1106). Er war erst neunundfünfzig Jahre alt.

Der Bischof von Lüttich ließ ihn feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen; allein der Gebannte sollte auch im Tode von der Kirche ausgeschlossen bleiben. Der Leich-

nam mußte aus der Gruft heraufgeholt werden und wurde unbeerdigt auf einer kleinen Maasinsel hingestellt. Hier sang ein mitleidiger Mönch aus Jerusalem Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Dann ward der Leichnam nach Speyer gebracht, wo ihn das Volk mit Rührung und Ehrfurcht empfing, da der Verstorbene sich um die Stadt sehr verdient gemacht hatte. Er ward in der von ihm erbauten Marienkirche beigesetzt. Sogleich verbot der Bischof allen Gottesdienst; der Sarg mußte wieder emporgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gesetzt werden. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde, bis erst im Jahre 1111 der Bann aufgehoben und der Leichnam mit kaiserlicher Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt ward. Hier ruhte er bis 1689, wo die Franzosen bei der Einäscherung Speier's die Gräber der fränkischen Kaiser plünderten.

So groß auch die Fehler und Verirrungen Heinrichs IV. sein mögen, so zierten ihn doch schöne Tugenden. Er bewies selbst gegen seine Feinde Großmuth, gegen die Armen, die an ihm einen Vater und Beschützer verloren, die größte Wohlthätigkeit und Milde. Sein Aeußeres war schön und stattlich und bekundete sein ritterliches Wesen. Wie tapfer er gewesen, geht schon daraus hervor, daß er, wenn auch nicht immer Sieger, in 62 Schlachten gefochten hat.

Auf dem deutschen Throne folgte ihm sein rebellischer Sohn Heinrich V. (1106—1125). Der Fluch des Himmels schien auf ihm zu lasten: es waren ihm keine Nachkommen beschieden, das Geschlecht der fränkischen Könige starb mit ihm aus (1125). Der Investiturstreit, unter seinem Vater angeregt, zog sich fast über seine ganze Regierung hin und ward erst 1122 durch das sogenannte Wormser Concordat beigelegt.

---

# XXVII.

## Der erste Kreuzzug.

(1096—1099).

### 1. Veranlassungen zu den Kreuzzügen. Peter von Amiens.

Schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung war es Sitte, Wallfahrten nach dem gelobten Lande zu unternehmen. Besonders häufig wurden sie unter der Regierung des Kaisers Constantinus, wo die Christen aus den übrigen Theilen des römischen Reiches immer zahlreicher nach den heiligen Stätten pilgerten. Den Pilger kleidete der Priester in das einfache Pilgergewand, versah ihn mit dem Kreuze, hing ihm die Pilgerschärpe mit der Pilgertasche um und reichte ihm den Pilgerstab. So verließ der Wallfahrer, eingesegnet und mit geweihtem Wasser besprengt, den heimischen Boden, und konnte in allen christlichen Landen auf gastfreie Aufnahme rechnen. Kehrte er nach Jahren in die Heimath zurück, dann dankte er öffentlich dem Herrn und stellte als Zeichen der geendeten Wallfahrt auf dem Altar der Kirche einen Palmzweig aus dem gelobten Lande auf. Für die Mühen der Pilgerfahrt belohnte ihn die Achtung, die er in der Heimath genoß, so wie die Erinnerung an das Gebet auf dem Grabe des Heilands und an das Bad im Jordan. Constantin hatte sich um die Ausschmückung der heiligen Stätte hoch verdient gemacht. Das heilige Grab ward zum prachtvollen marmornen Tempel, und daneben erhob sich die prächtige Kirche der Auferstehung. Ebenso bethätigte auch des Kaisers Mutter, die heilige Helena, ihren frommen Sinn dadurch, daß sie, bereits im hohen Alter, zum gelobten Lande wallte und dort Kirchen und Kapellen erbaute. Das Verlangen, in der Kirche des heiligen Grabes zu beten, die Sehnsucht, den Boden zu betreten, wo der göttliche Erlöser gewandelt und gelitten, der Glaube, daß solch frommes Werk von allen Sünden reinige und zum Himmel führe, spornte Unzählige an, das gelobte Land zu besuchen. Dazu kamen in der Folge auch irdische Trieb-

federn, Ehrgeiz und Gewinnsucht, und namentlich wurden viele Reisen des Handels wegen unternommen, als die Christen die Erzeugnisse des Morgenlandes kennen gelernt hatten.

Als die Araber im siebenten Jahrhundert das gelobte Land erobert hatten, störten sie die Uebungen christlicher Frömmigkeit nicht, und Karl der Große schloß ja eben darum sein Freundschaftsbündniß mit dem berühmten Harun al Raschid (vergl. XIX., 4.), um den Pilgern den Schutz dieses mächtigen Chalifen zuzuwenden. Im zehnten Jahrhundert bemächtigten sich jedoch die ägyptischen Chalifen der heiligen Lande, und nun begann die Lage der Christen schon gedrückter zu werden, obschon die Wallfahrten immer mehr zunahmen. Unerträglich wurde aber das Joch, unter dem die Christen seufzten, als die Schwärme der rohen Seldschucken die heiligen Lande in Besitz nahmen. Da wurden die geweihten Orte geplündert, die Christen mißhandelt und ihre Andachtsübungen gestört. Diese Trauerbotschaft erscholl weithin in's Abendland und erfüllte aller Herzen mit Kummer, zugleich aber auch mit dem Verlangen, das gelobte Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Schon Gregor VII. hatte den Plan, einen Zug zur Eroberung Palästinas zu veranstalten, aber seine Kämpfe mit Heinrich IV. hinderten ihn an der Erreichung dieses Zieles. Einem schlichten Einsiedler war es vorbehalten, die abendländische Welt zur Eroberung des heiligen Landes unter die Waffen zu rufen. Dieser Mann war Peter von Amiens.

Peter, aus Amiens in der Picardie gebürtig, war in seiner Jugend Soldat gewesen, hatte aber im Waffenschmucke kein Glück gemacht und vertauschte ihn deshalb mit der Einsiedlerkleidung. In diesem neuen Stande wurde er wegen seiner vielgepriesenen Enthaltsamkeit berühmt und kam in den Ruf besonderer Heiligkeit. Um diesen Ruf noch zu erhöhen, unternahm Peter, den das Volk spottweise Kukupeter nannte, eine Wallfahrt in's gelobte Land. Beim Anblick der vielen heidnischen Greuel, welche die Kirchen und Stätten der heiligen Stadt entweihten, bei der Erzählung der Bedrückungen und grausamen Mißhandlungen, welche seine Glaubensbrüder von den Türken zu erdulden hatten, empfand

er Entsetzen und Unwillen. So reifte in ihm der Entschluß, das Abendland gegen die Feinde des Herrn zu bewaffnen, und er hielt sich vom Himmel zur Befreiung des heiligen Grabes berufen. Als er einst in der Kirche der Auferstehung niedergesunken war, um Segen und Beistand von Gott und seinen Heiligen zu erflehen, da vermeinte er die Stimme des Erlösers zu vernehmen: „Stehe auf, Peter, eile mit der Vollendung des begonnenen Werkes; verkünde die Leiden meines Volkes, daß ihm geholfen und die heilige Stadt von den Ungläubigen befreit werde.“

Peter brach auf und kam glücklich nach Rom. Papst Urban II. nahm ihn mit Freuden auf, belobte ihn wegen seines gottgefälligen Vorhabens und gab ihm Briefe an die Großen der Christenheit in Frankreich mit. In eine Mönchskutte mit einem dicken Seile umschlungen gekleidet, barfuß und mit einem Crucifix in der Hand, durchzog nun Peter bleich und abgezehrt, auf einem Esel reitend, Italien, begab sich von da über die Alpen nach Frankreich, und entzündete überall die Herzen seiner Zuhörer mit demselben Feuer, von dem seine gewaltige Rede erglühte. Er las die Briefe des Patriarchen von Jerusalem vor, erzählte sein himmlisches Gesicht, betete, klagte, weinte und gewann endlich die Herzen Aller, die ihn hörten, für den gottgefälligen Zug in's heilige Land. Wie ein Heiliger wurde er verehrt, und glücklich wurden die gepriesen, denen es vergönnt war, seine Kleidung zu berühren: die Haare, welche man seinem grauen Esel ausriß, wurden als Heiligthümer aufbewahrt.

Unterdessen kam eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers Alexius zum heiligen Vater, die um schleunige Hülfe aller christlichen Völker bat, da die Ungläubigen dem schwachen griechischen Reiche mit dem Untergange drohten. Urban berief eine Kirchenversammlung nach Piacenza, die so zahlreich besucht ward, daß die Stadt die Menge der Versammelten kaum faßte. Noch glänzender war der Erfolg einer zweiten Kirchenversammlung, welche Urban zu Clermont (in der Auvergne in Frankreich) hielt (1095). Die Stadt hatte nicht Raum für die vielen Fürsten und Bischöfe, Mönche und Laien, die sich hier einfanden. Der Zufluß von Menschen war so groß, daß alle Städte und Dörfer der

Umgegend angefüllt waren und trotz der Kälte des Novembers viele unter freiem Himmel oder in Gezelten sich lagern mußten.

Zuerst entwarf Peter eine lebhafte Schilderung von dem Unglück der Christen im gelobten Lande, und das Feuer seiner Rede erfaßte die Herzen aller Umstehenden auf wundersame Weise. Da trat der Papst auf, und seine Rede, in der er das Elend der heiligen Stadt mit glühenden Farben schilderte, rührte Alle zu Thränen und rief die feurigste Begeisterung hervor. Aus Aller Munde ertönte der Ruf: „Gott will es! Gott will es!" Allen, die am frommen Unternehmen Theil nahmen, ward Vergebung der Sünden und ewiger Lohn im Himmel zugesichert. Zuerst nahete der Bischof Ademar von Puy und bat knieend um die Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen. Als er sie erhalten, folgte der größte Theil der anwesenden Geistlichen seinem Beispiel. Alle hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter, woher ihr Name Kreuzfahrer und die Benennung Kreuzzüge rührt.

Alle, welche der Versammlung beigewohnt hatten, verbreiteten die Begeisterung, welche sie selbst ergriffen, in der Heimath. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen bekundeten. Steine fielen hageldicht vom Himmel. Kometen und Nordlichter erschienen; man sah eine große Stadt am Himmel. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue des Himmels nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Reiter fechtend, und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben; ja es ging die Sage, Karl der Große sei von den Todten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt.

Und wirklich dauerte es Vielen zu lange, die zum Aufbruch bestimmte Zeit zu erwarten. Peter von Amiens erschien bereits im Frühjahr mit einem Heere ohne regelmäßige Waffen, ohne Geld, ohne Reiterei, welche theils aus Leibeigenen, theils aus solchen Pilgern bestand, die von den

Fürsten abgewiesen waren. Zu ihm gesellte sich Walther, genannt von Habenichts, mit einem eben so übel beschaffenen Heere. Die meisten dieser Schaaren fanden jedoch schon in Ungarn und Bulgarien ihren Tod, wo sie durch Zügellosigkeit und Plünderungen den Zorn der Einwohner reizten. Peter und Walther wurden nach Kleinasien übergesetzt, dort aber von den Seldschucken angegriffen. Nur Peter kehrte mit einem Häuflein nach Konstantinopel zurück, um die Ankunft der regelmäßigen Kreuzheere abzuwarten. Gegen 100,000 Menschen waren bereits umgekommen, ohne das heilige Land gesehen zu haben.

---

## 2. Gottfried von Bouillon und die anderen Helden des ersten Kreuzzuges.

Erst nachdem die gehörigen Rüstungen vollendet waren, in der Mitte des August 1096, brachen die regelmäßigen Heere der Fürsten und Ritter auf. Unter den Führern dieses Kreuzzuges verdient zunächst Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Erwähnung. Durch fromme Tugenden und ritterliche Thaten war er der erste Held seiner Zeit, die herrlichste Gestalt, welche das Zeitalter des Ritterthums aufzuweisen hat. Schon in früher Jugend hatte er im Kampfe Lorbeeren errungen, und da er zur Partei Heinrichs IV. hielt, so wurde ihm in der verhängnißvollen Schlacht wider den Gegenkönig Rudolf das Reichsbanner anvertraut. Er war es, der mit gewaltiger Faust die Spitze desselben dem König Rudolf in die Brust stieß, daß er nach wenigen Tagen sein Leben endigte. Zum Lohn für seine Dienste empfing er vom Kaiser das Herzogthum Lothringen. Wie sein Körper von ungewöhnlicher Schöne und Kraft war, so zeichnete sich auch seine Seele durch seltene Tugenden aus, denn seinen Muth bändigte Vorsicht und Klugheit, und sein frommer und edler Sinn ließ ihn seine Kraft nie zu unedler That mißbrauchen. Uneigennützig, freigebig und mild, war er im Sinnengenuß enthaltsam und mäßig. Die Fürsten und Herren betrachteten ihn als ihr treffliches Vorbild, die gemeinen Krieger, die sich glücklich

schätzten, unter seinem Befehl zu kämpfen, als ihren Vater. Nicht um schnöden Gewinnes willen, oder getrieben von eitlem Thatendurste verließ er die heimathlichen Fluren: um des höchsten Zieles willen, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien und die Fesseln seiner Glaubensbrüder zu lösen, zog der fromme Held in den heiligen Kampf. Mit ihm zogen seine Brüder Balduin und Eustachius.

Dann ist zu nennen Robert, Herzog von der Normandie, Bruder des damaligen Königs von England, Wilhelms des Rothen. Sucht nach Abenteuern trieb ihn an, mit seinem aufrührerischen Volke den Fahnen des Kreuzes zu folgen. Um Geld herbeizuschaffen, verpfändete er seinem Bruder das Herzogthum auf fünf Jahre gegen eine Summe von 10,000 Mark.

Der fünfte ausgezeichnete Führer war Robert, Graf von Flandern, der es an Aufmunterungen zum Kreuzzug nicht fehlen ließ. Da er an zeitlichen Gütern Ueberfluß hatte, so wandte er seine bedeutenden Schätze zur Ausrüstung eines Heeres an. Wenn er auch nicht als Feldherr glänzte, so war doch seine Tapferkeit anerkannt, denn seine Zeitgenossen gaben ihm den ehrenvollen Beinamen: „Der Speer und das Schwert der Christen."

Nach ihm folgen Hugo von Vermandois, Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Stephan, Graf von Blois, und Raimund, Graf von Toulouse. Sie hatten die edelsten Geschlechter im südlichen Frankreich versammelt, um unter dem Schutze des heiligen Kreuzes gegen die Ungläubigen zu ziehen.

An sie schließt sich an Bohemund von Tarent, der kräftige Sohn des tapfern und verwegenen Guiscard. Verschmitzt, wie sein Vater, von seltener Größe und Männerschönheit, unternahm er den Kreuzzug mit einem glühenden Hasse gegen den griechischen Kaiser, nicht um des Erlösers Grab zu befreien, sondern um sich an Alexius zu rächen oder sich ein Königreich zu erobern. Mit ihm nahm sein edler Neffe Tancred das Kreuz, aus frommem Eifer die Ungläubigen zu bekämpfen.

Gottfried von Bouillon befehligte ein Heer von 80,000

Fußgängern und 10,000 Reitern. Er zog in guter Ordnung durch Deutschland, Ungarn und Bulgarien. In Philippopolis erhielt er die Nachricht, daß Graf Hugo von Vermandois, der den Weg zur See eingeschlagen hatte, an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten und vom Kaiser Alexius wie ein Gefangener gehalten werde. Als Gottfried Hugo's Befreiung durch Güte nicht erlangen konnte, verwüstete er das Land. Darauf ließ er sich bewegen, nach Konstantinopel zu kommen und leistete den Lehnseid, den der Kaiser von den Kreuzfahrern forderte. Auch die übrigen Heerführer leisteten ihn, nur Raimund von Toulouse verstand sich zu keinem anderen Eide als dem, gegen des Kaisers Leben und Ehre nichts zu unternehmen. Nur auf diese Weise glaubte sich Alexius, der bei der Menge der Kreuzfahrer in Schrecken gerathen war, sichern zu können.

Nun erst bewilligte Alexius die Schiffe zur Ueberfahrt des Heeres. Bei der Musterung ergaben sich 300,000 auserlesene Streiter zu Fuß und 100,000 wohlgerüstete Reiter. Rechnet man das ungeheure Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten, so betrug die gesammte Volkszahl gegen 600,000 Menschen. Man wählte keinen allgemeinen Anführer über das ganze Heer, nur Gottfried von Bouillon ragte durch seine seltenen Eigenschaften vor Allen hervor und bildete dadurch den Mittelpunkt des ganzen Zuges.

Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung der Stadt Nicäa, welche zum Reiche des Sultans Kilidsch Arslan gehörte. Das Heer, welches dieser zum Entsatz herbeiführte, ward zurückgeschlagen. Die Belagerten vertheidigten sich auf das Hartnäckigste. Ein riesenhafter Saracene von ungeheurer Körperkraft, der Felsstücke wie Hagel unter die Christen warf, und diese schimpfte und verhöhnte, richtete aller Aufmerksamkeit auf sich und erregte allgemeines Schrecken. Alle Pfeile prallten von seiner Rüstung ab. Endlich drückte Gottfried einen Pfeil von der sichern Armbrust ab, und der gefürchtete Türke stürzte von den Zinnen der Mauer herab in den Graben. Trotz aller Schwierigkeiten war die Uebergabe der Stadt nahe, als die Pilger eines Morgens zu ihrem größten Erstaunen die griechischen Fahnen von den Mauern wehen sahen. Die

Griechen hatten heimlich Unterhandlungen mit den Einwohnern gepflogen, denen zufolge die Stadt dem Kaiser Alexius übergeben ward. Voll Verdruß über diese Treulosigkeit zogen die Kreuzfahrer weiter, in zwei Abtheilungen getrennt, von denen die eine bei Dorylämum auf ein Heer von 150,000 Seldschucken stieß. Die Christen griffen an und glaubten, als die Feinde flohen, schon den Sieg in den Händen zu haben, als diese von ihrer verstellten Flucht zurückkehrend auf die ermüdeten Pilger stürzten. Schon lösten sich die Reihen der letzteren, als Gottfried, an der Spitze der anderen Abtheilung zur rechten Zeit heraneilte und durch seine Tapferkeit die Schlacht zum Vortheil der Christen herstellte.

Unter der glühendsten Sonnenhitze zogen die Christen weiter durch unfruchtbare Länder, mit Noth und Gefahren aller Art kämpfend. Auf diesem Zuge gerieth einst Herzog Gottfried in Todesgefahr. Er gewahrte auf der Jagd einen armen Pilger, den ein furchtbarer Bär verfolgte. Indem Gottfried auf das Thier losgeht, läßt dieses seine Beute frei und stürzt sich auf den Herzog. Sein Schwertstreich fehlt, und er geräth in des Bären Krallen. Nach langem Kampfe mit dem wilden Thier ist er durch Blutverlust zum Tode ermattet und so fanden ihn seine Waffenbrüder auf dem Felde. Glücklicherweise war seine Wunde nicht tödtlich, und er genas wieder.

Anderes Unheil drohte dem Heere durch die Zwistigkeiten, welche zwischen Tancred und Balduin ausbrachen, und in deren Folge letzterer sich vom Hauptheere trennte. Er wandte sich gegen den Euphrat, wo er die Stadt Edessa gewann und zuerst unter den Kreuzfahrern eine Herrschaft gründete.

Die übrigen Kreuzfahrer kamen indessen vor Antiochien in Syrien an. Die Stadt war so befestigt, daß die Belagerung mit den größten Schwierigkeiten verbunden war und Monate vergingen, ohne daß etwas ausgerichtet worden war. Der Leichtsinn, mit dem man die Vorräthe an Lebensmitteln in dem reichen Lande vergeudet hatte, erzeugte einen furchtbaren Mangel. Die Kreuzfahrer nährten sich von Pferdefleisch, Leder, Baumrinde oder noch ekelhafteren Dingen oder starben Hungers; — von siebzigtausend Pferden waren

nur noch zweitausend, die nicht umgekommen oder verzehrt worden waren. Viele Kreuzfahrer erkrankten oder starben, andere, deren Muth durch so große Noth gebeugt war, verließen das Lager, unter ihnen auch Peter von Amiens, der jedoch auf der Flucht ertappt und wieder zurückgeführt ward. Doch blieben die Fürsten standhaft und beschlossen in der Belagerung auszuharren. Gottfried gab hier einen Beweis seiner gewaltigen Körperkraft. Ein riesenhafter Türke griff ihn bei einem Ausfalle an; er aber hieb ihn in zwei Hälften auseinander, und zwar so, daß die untere Hälfte im Sattel sitzen blieb und das Pferd mit ihr nach der Stadt zurückjagte, wo dieser Anblick Grausen und Entsetzen verbreitete. Eben so spaltete er einst mit einem einzigen Hiebe einen Türken vom Wirbel bis zum Sattelknopf. Eine genuesische Flotte, welche neue Pilger und Lebensmittel herbeiführte, half dem Mangel ab und entflammte zu neuem Muthe; mit dem beginnenden Frühjahr (1098) kam neue Zufuhr und die Krankheiten hörten auf. Aber noch immer hatte man in der Belagerung der Stadt keine Fortschritte gemacht, als die Kunde erscholl, Kerboga nahe mit einem Heere von 200,000 Seldschucken. Da trat Bohemund in der Versammlung der Fürsten auf und erklärte: „Ich weiß einen Mann in der Stadt, der uns den festesten Thurm übergeben will, wenn ihr ihm große Geschenke und Freiheiten bewilligt, mir aber und meinen Nachkommen den Besitz Antiochiens ausschließlich überlasset.“ Bohemund hatte nämlich mit einem Manne, Namens Pyrrhus, Unterhandlungen gepflogen, und dieser sich erboten, die Stadt zu verrathen. Die Fürsten willigten ein. In einer Nacht erstiegen die Christen mittelst Strickleitern beim Scheine der Fackeln den Thurm, die Eingelassenen öffneten den übrigen die Thore, und am andern Morgen erblickten die bestürzten Einwohner die blutrothen Paniere der Christen auf den Mauern. Ein furchtbares Gemetzel begann; weder Greise noch Weiber noch Kinder wurden verschont, zehntausend sollen unter dem Mordschwerte gefallen sein. So kam Antiochien nach einer Belagerung von neun Monaten in die Hände der Feinde.

Aber am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt kam Kerboga mit seinen zahllosen Schaaren; dazu machte

die Besatzung, welche noch die Burg von Antiochien behauptete, gefährliche Ausfälle. Eine Hungersnoth stellte sich ein, die weit schlimmer war als jene, welche die Kreuzfahrer vor der Stadt erduldet hatten. Viele ließen sich zur Nachtzeit an Stricken von der Mauer herab, wovon sie den Namen Strickläufer erhielten. Als sich Alle der gräßlichsten Verzweiflung hingaben, erschien ein Geistlicher, Namens Petrus Bartholomäus, vor dem Grafen Raimund und erzählte, der Apostel Andreas sei ihm viermal im Traum erschienen und habe ihm gezeigt, wo in der Kirche des Apostels Petrus unweit des Hauptaltars die Lanze verborgen sei, mit welcher die Seite des Heilandes durchstochen worden, auch befohlen, dies den Fürsten zu verkünden. Es wurde nachgegraben. Wirklich brachte Petrus eine in Purpur gehüllte Lanze aus der Tiefe, und als die Pilger sie erblickten, zeigten sie sich vom höchsten Muthe beseelt, so daß die Fürsten einen Ausfall zu machen beschlossen. Petrus ging sogar als Gesandter in's feindliche Lager, und forderte den Kerboga auf sich zu bekehren, jedenfalls aber ihnen die Stadt zu überlassen. Mit Verachtung wies der Türke solche Mahnungen, selbst die Warnungen seiner Mutter zurück, bot aber den Christen Gnade an, wenn sie Mohamed's Lehre annehmen würden. Darauf trafen die Kreuzfahrer die Vorbereitungen zum Ausfall, obschon nur dreihundert taugliche Pferde vorhanden waren, und selbst der Herzog Gottfried ein Pferd leihen mußte. Nach dreitägigem Fasten, nach feierlichem Hochamt und empfangener Sündenvergebung zogen die Christen unter dem Schalle der Trompeten und dem Psalmgesang weißgekleideter Priester, die heilige Lanze in der Mitte, aus der Stadt, zersprengten die feindliche Vorhut und warfen sich mit so unwiderstehlicher Begeisterung auf das türkische Hauptheer, daß es sich nach geringem Widerstande in wilde Flucht auflöste. Als Kerboga vernahm, daß die Christen ausrückten, blieb er ruhig beim Schachspiel sitzen und spottete der Pilger, von denen keiner seinem Schwerte entrinnen solle. Aber noch ehe der Tag endete, war der Uebermüthige auf der Flucht zum Euphrat begriffen, sein Heer zerstreut oder erschlagen. So Großes hatte in den Christen der lebendige Glaube an Gottes unmittelbaren Beistand vermocht. Später

entstanden Zweifel an der Aechtheit der heiligen Lanze und man erklärte die Auffindung derselben für Betrug. Um diese Zweifel zu beseitigen, entschloß sich Petrus Bartholomäus zu dem Gottesurtheile der Feuerprobe. Am Nachmittage des stillen Freitags 1099 lief er durch zwei brennende Scheiterhaufen und kam zwar lebendig hindurch, aber so verbrannt, daß er einige Tage darauf an seinen Wunden starb.

Die Kreuzfahrer setzten ihren Zug weiter fort, wobei es an Mühseligkeiten wie an neuen Streitigkeiten nicht fehlte. Endlich im Juni 1099 gelangten sie über Ramla und Emaus auf eine Anhöhe, von der man Jerusalem gerade vor sich liegen sah. Freudenthränen stürzten den abgezehrten Kriegern bei diesem Anblick aus den Augen; sie fielen alle auf die Knie und erhoben Lobgesänge; alle bisher ausgestandenen Leiden waren um dieses Preises willen vergessen.

Jerusalem war eine stark befestigte Stadt, in der eine Besatzung von 40,000 Mann lag, während die Kreuzfahrer, die sie erobern wollten, nur 20,000 Fußgänger und 1500 Reiter zählten und gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich führten. Aber von neuem begeisterte das Feldgeschrei: „Gott will es!" die heldenmüthige Schaar. Viele Pilger zerstreuten sich, um Lebensmittel und namentlich Bäume zu den Belagerungswerken in der holzarmen Gegend aufzufinden. Diese fand man in einem Gehölze bei Bethlehem. Bald aber stellte sich ein furchtbarer Wassermangel ein. Alle Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, umlagerten versteckte Saracenen, und jeder Trunk Wasser mußte mit Blut erkauft werden. Oft erhoben die Christen unter einander blutige Streitigkeiten darum. Ganze Heerden der Lastthiere starben vor Durst, und ihre faulenden Körper verpesteten die Luft. Zu diesem Wassermangel in der brennendsten Hitze des Sommers gesellte sich bald noch Mangel an Lebensmitteln. In dieser äußersten Bedrängniß erschien eine genuesische Flotte im Hafen von Joppe und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und treffliche Zimmerleute zum Bau der Belagerungswerkzeuge. Da man durch einen gefangenen Boten erfuhr, daß in vierzehn Tagen ein großes ägyptisches Heer zum Entsatz Jerusalems herankommen werde, so wurde

am 14. Julius ein allgemeiner Sturm gewagt, aber von den Belagerten muthig zurückgeschlagen. Am folgenden Tage, nachdem die Erscheinung eines glänzenden Ritters auf dem Oelberge, der seinen blitzenden Schild schwenkte, die Christen ermuthigt hatte, wurden die Mauern mit erneuter Heftigkeit angegriffen, die äußere gewonnen, die innere aus dem Belagerungsthurme Herzog Gottfried's von diesem und seinen Begleitern zuerst betreten. Die Herabgestiegenen öffneten sogleich ein Thor, und mit dem Geschrei „Gott hilf! Gott will es!“ drangen die Wallbrüder in die Stadt, durch deren Straßen die Ungläubigen in herber Todesangst flohen. Nicht die Rache allein, auch der Glaube, zur Ehre Gottes das Schwert zu führen, machte die Sieger zu reißenden Tigern. Es erhob sich ein furchtbares Blutbad. Viele, nicht zufrieden, das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, tödteten sie unter Martern. In Omar's Moschee, wo Tausende von Saracenen Sicherheit gesucht hatten, metzelte man, bis das Blut die Treppe hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname die Sieger betäubte und forttrieb. Die Beute, die man dort fand, war unermeßlich. In einzelne kleine Haufen getheilt, plünderten die Pilger die Stadt. Kein Haus blieb unerbrochen; weder Greise noch Weiber noch Kinder wurden verschont. Von 40,000 oder gar 70,000 Einwohnern Jerusalems blieben nicht so viele am Leben, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Nur die kleine Besatzung einer Burg, der Thurm David's genannt, erhielt freien Abzug. Und dieselben Menschen, welche alle diese Gräuel verübt, zogen, nachdem sie sich vom Blute der Erschlagenen gereinigt, zur Auferstehungskirche, warfen sich mit inbrünstiger Andacht betend an der heiligen Stätte nieder, und dankten Gott mit Freudenthränen und Lobgesängen.

Nur Herzog Gottfried hatte sich von den Gräueln, welche das Kreuzheer verübte, frei gehalten. Gleich nach Eroberung der Stadt war er in Begleitung weniger Gefährten in die Kirche des heiligen Grabes gegangen, und hatte dort, im wollenen Büßerhemde, barfuß und ohne Waffen, Gott gedankt, daß er ihm zur Erfüllung seines Gelübdes seinen Beistand verliehen. Peter von Amiens kehrte nach der Erorberung Jerusalems ins Abendland zurück, wo er noch achtzehn Jahre

lebte. In Jerusalem fand man das mit Gold verzierte heilige Kreuz, in dessen Mitte sich ein Stück des allerheiligsten Kreuzes Christi befand. Es ward in der Folgezeit vor einer Schlacht von den streitenden Christen geküßt und im Kampfe vorangetragen.

Obgleich nun die heilige Stadt erobert war, so hatten die Kreuzfahrer von den Saracenen noch Alles zu fürchten. Auch ruhte nicht die Zwietracht unter ihnen selbst. Daher beschlossen die Fürsten einen König zu wählen. Die Wahl fiel auf Gottfried von Bouillon, den seine herrlichen Tugenden zu dieser Würde am geeignetsten machten. Aber in seiner frommen Bescheidenheit äußerte er: „Da, wo mein Erlöser eine Dornenkrone trug, will ich keine Königskrone tragen," und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes.

Schon im folgenden Monat nach der Einnahme der Stadt nahte sich ein zahlreiches Heer von Saracenen, das auf 140,000 Mann angegeben wird. Kaum den siebenten Theil dieser Macht vermochte Gottfried ihr entgegenzustellen, dennoch errang seine Tapferkeit und Klugheit den Sieg in der Schlacht bei Askalon (1099). Das gemeine Volk der Saracenen fürchtete die Wallbrüder als übermenschliche Wesen, denen Saracenenfleisch die liebste Speise sei. Die Angesehenen achteten den Edelmuth und die Stärke mancher christlichen Ritter, insbesondere Gottfrieds. Doch schon im folgenden Jahre raffte der Tod diesen edlen Helden hinweg; er überließ das neue Reich seinem Bruder Balduin, der sich zuerst König nannte. Das Reich von Jerusalem, in dem die französische Lehnsverfassung eingeführt wurde, bestand aus dem Gebiet von Jerusalem, aus den Grafschaften Tripolis und Edessa und aus dem Fürstenthum Antiochia.

---

## XXVIII.

## Das Ritterthum.

Eine nicht minder merkwürdige Erscheinung des Mittelalters, als das Mönchswesen, bietet das Ritterthum. Hervorgegangen aus dem ursprünglichen Character der alten Ger-

manen, wonach der Mann nur gilt, insofern er seine Kraft entwickelt und bei anderen zur Anerkennung bringt, erhielt das Ritterthum durch die christliche Religion eine höhere Weihe. Gerechtigkeit, Milde, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und der Diener der Kirche, wurden allgemein anerkannte Pflichten und Tugenden christlicher Krieger. Da der Kriegsdienst vorzugsweise Dienst zu Roß geworden und von dem Adel und seinen Dienstleuten geleistet wurde, so nahm dieser Stand die ritterlichen Ehren als ausschließliches Erbtheil in Anspruch. Seine höchste Ausbildung erhielt das Ritterthum in den Zeiten der Kreuzzüge, indem sich die Pflichten des Kriegers und Christen auf das Innigste mit einander vereinigten.

Um Ritter zu werden, war Abstammung aus einem ritterbürtigen Geschlechte nöthig, d. h. aus einem solchen, in dem der Kriegsdienst zu Pferd herkömmlich war. Wenn der adelige Knabe der Pflege der Frauen, der er bis zu seinem siebenten Jahre anvertraut blieb, entwachsen war, so trat er als Edelknecht oder Page in den niederen Dienst eines Höheren und begleitete ihn auf der Jagd, auf Reisen und anderen Fahrten, um sich an Zucht und Gehorsam, an Abhärtung und Entbehrung zu gewöhnen. Nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre wurde er Knappe und empfing das Schwert, um von nun an die eigentliche Waffenkunst in strengeren Uebungen zu erlernen. Als Waffenträger begleitete er seinen Herrn überall, besonders zu Fehden und Turnieren, und leistete ihm oft, an seiner Seite fechtend, treuen Beistand, ja ging wohl für ihn in den Tod. Die Aufnahme in den Ritterstand war mit eigenthümlichen Feierlichkeiten verbunden, die jedoch nicht überall dieselben waren. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen, bei Festen in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Der würdig befundene Knappe, welcher in den Ritterstand aufgenommen werden sollte, mußte Tages zuvor fasten und die Nacht in der Kirche unter andächtigem Gebete zubringen. Am Morgen des Festes nahm er ein Bad und legte sich dann in ein schönes Bett, um anzudeuten, daß der von Sünden gereinigte das Paradies gewinne. Nun wurden ihm weiße und rothe Gewänder und schwarze Schuhe angelegt; jene sollten

ihn an Reinheit des Wandels, an Vergießung seines Blutes für Gott und die Kirche, diese an den Tod und das finstere Grab erinnern. Dann in die Versammlung geführt, mußte er auf das Evangelienbuch schwören, daß er der Tugend unwandelbar leben, täglich die Messe hören, dem katholischen Glauben treu sein, die Kirche, die Schwachen und Unschuldigen vertheidigen und seinem Oberherrn gehorchen wolle. Darauf wurden ihm von einem bewährten Ritter, bisweilen von einem Fürsten oder dem Könige der Ritterschlag ertheilt, d. h. er erhielt einen oder drei leichte Schläge mit dem flachen Schwerte auf die Schulter, wobei die Worte gesprochen wurden: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter." Nun wurden ihm außer dem Schwerte die übrigen Waffenstücke überreicht, nämlich die Lanze, der Helm mit Visir und Helmbusch, der platte oder Ringelpanzer, der gestickte Waffenrock, die farbige Schärpe, die Blechhandschuhe und die goldenen oder vergoldeten Sporen. Ein Festgelage schloß die Feier des Tages. Bei Aermeren war die ganze Handlung natürlich einfacher. Oft wurde ein tapferer Knappe mit mehreren anderen nach einem Siege gleich auf dem Schlachtfeld von seinem Lehnsherrn zum Ritter geschlagen.

Zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes dienten besonders die Turniere. Sie wurden gewöhnlich zu Ehren eines festlichen Tages veranstaltet und die Theilnehmer lange zuvor dazu eingeladen. Nur Ritter von altem echtem Adel und unbescholtenen Sitten durften an den Turnieren Theil nehmen, weshalb Kampfrichter angeordnet waren, um durch Prüfung der Wappen und des Wandels die Turnierfähigkeit jedes Ritters zu untersuchen. Der Turnierplatz war mit Sand bestreut und mit Schranken umgeben, hinter denen das Volk stand. Die Damen und hohen Personen saßen auf Balconen. Für das Turnier selbst bestanden eigene Gesetze, für deren Beobachtung Richter und Ritter Sorge tragen mußten. Turniervögte, Wappenkönige, Herolde und Grieswärtel hatten für die Aufrechthaltung der Ordnung und zur Vermeidung von Unglück zu wirken.

Unter rauschender Musik ritten die von Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllten Ritter in die Schranken ein, worauf der

Herold die einzelnen Fechterpaare aufrief. Zuerst kam das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze rannten die beiden Kämpfer auf scharf angespornten Pferden gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Rosse zu werfen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen beide aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, sammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Beim Scharfrennen wurden spitze Lanzen gebraucht, weshalb ein solches Turnier mitunter unglücklich ablief, indem mancher tödtlich verwundet wurde. Auch beim stumpfen Rennen brach mancher, vom Pferde stürzend, die Rippen oder das Genick. Auch ritt man zuweilen in ganzen Schaaren gegeneinander. Nach dem Lanzenstechen folgte der Schwertkampf zu Fuß oder zu Roß. Den Schluß machte zur Uebung der Knappen ein sogenanntes Gesellenstechen.

Wer von den Kämpfenden die meisten Gegner überwunden hatte, erhielt aus den Händen der vornehmsten und schönsten Dame den sogenannten Dank, der in einer goldenen Kette oder in einem goldenen Ringe, oder in einem Wehrgehänge, oder sonst kostbaren Waffenstücken bestand. Die nach ihm kommenden Sieger erhielten einen ähnlichen, nur geringeren Dank. Nun folgte ein festliches Mahl, vor welchem die Sieger von den Damen entwappnet wurden, um dann, mit Prachtkleidern geschmückt, bei Tafel neben ihnen zu sitzen und nachher den Tanz mit ihnen zu eröffnen.

Bei diesen Turnieren zeigten manche vornehme Ritter ihren ganzen Reichthum. So bestimmte einst ein Graf von Toulouse als ersten Dank 100,000 Goldstücke, die der Sieger sogleich unter 100 Ritter vertheilte. Ein anderer französischer Ritter ließ das Turnierfeld mit zwölf Paar Ochsen umpflügen und 3000 Silberstücke hineinsäen. Noch ein anderer ließ die Festtafel mit Gerichten besetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren.

## XXIX.

## Die geistlichen Ritterorden. — Die Assassinen.

In Folge des ersten Kreuzzuges entstanden die geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer, welche eine vorzügliche Stütze des neuen Staates Jerusalem wurden, und in denen sich der Geist des Ritterthums und des Mönchswesens auf eigenthümliche Weise durchdrang.

Der Grund zu dem Orden der Johanniter wurde schon im Jahr 1048 gelegt. Kaufleute aus Amalfi, welche eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatten, bauten in der Nähe der Kirche des heiligen Grabes eine Capelle, so wie auch ein Kloster und ein Hospital, um Pilgern ihrer Nation Aufnahme zu gewähren. Da sie in der Folge Johannes den Täufer zu ihrem Patron erwählten, so nannten sie sich Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem. Zur Zeit des ersten Kreuzzuges stand Gerhard aus der Provence dem Hospital vor, welcher sich der Bedrängten jedes Glaubens so menschenfreundlich annahm, daß Gottfried diese Anstalt mit beträchtlichen Grundstücken bedachte. Gerhard trennte das Hospital von dem Kloster, bildete aus den Pflegern desselben eine eigene Gesellschaft und gab ihnen die Regel der Augustiner Chorherren. Sie unterschieden sich in Meister und Brüder und trugen einen schwarzen Mantel mit weißem achteckigen Kreuz auf der linken Seite. Sie widmeten sich dem Dienste der Kranken und Armen mit solchem Eifer, daß Fürsten und Ritter des Morgen- und Abendlandes sie durch Gaben und Vermächtnisse ehrten. Papst Paschalis II. bestätigte den Rittern ihre reichen Schenkungen und gab ihnen das Recht, sich ihren Großmeister selbst zu wählen. Der zweite Vorsteher, Raimund de Puy, ein Ritter aus der Dauphine, ertheilte den Johannitern eine festere Verfassung und strengere Ordensregel, welche die päpstliche Bestätigung erhielten. Die Ordensglieder zerfielen nun in drei Klassen: in Ritter, welche als Streiter Christi die Pilger geleiteten und gegen Angriffe der Ungläubigen schützten, außerdem aber auch Kranke pflegten; in Geistliche, welche den Gottesdienst besorgten, und in

dienende Brüder, welche die Krankenpflege ausübten und den anderen Ordensgliedern beistanden, selbst aber nie Ritter werden konnten. Alle drei Klassen wurden nicht bloß auf die Kranken- und Armenpflege, sondern auch auf die Klostergelübde der Armuth, des Gehorsams und der Ehelosigkeit verpflichtet und mußten die strengste Sittlichkeit beobachten.

Der Orden der Tempelherren entstand 1118 aus einer Verbrüderung von neun französischen Rittern, an deren Spitze Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer standen. Ergriffen von dem Beispiel der Johanniter, legten sie die eben genannten drei Mönchsgelübde ab, verpflichteten sich aber noch außerdem zur Vertheidigung der Pilger und zum Krieg gegen die Ungläubigen. König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen einen Theil seines Palastes ein, der neben dem Tempel Salomo's lag und daher ebenfalls Tempel hieß. Deshalb nannten sie sich Tempelritterbrüder oder Templer. Sie trugen einen weißen, mit einem blutrothen Kreuze bezeichneten Mantel. Die weiße Farbe sollte ihre eigene Unschuld und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den Kampf gegen die Ungläubigen und den blutigen Märtyrertod andeuten. In der Schlacht führten sie ein weißschwarzes Banner mit der Inschrift: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!“ Der Orden war eine Wohlthat für die bedrängte Christenheit im Morgenlande; Grafen und Ritter aus verschiedenen Ländern ließen sich aufnehmen, und Fürsten und Völker, Geistliche und Weltliche wetteiferten, den Orden mit Gaben und Vorrechten zu beschenken. So kam es denn, daß er schon nach einem Jahrhundert 20,000 Ritter zählte und 9000 Comthureien und Prioreien mit liegenden Gründen in Europa und Asien besaß. Der Orden zerfiel, wie der der Johanniter, in Ritter, Geistliche und dienende Brüder, welche theils Waffenwerk theils Handwerk trieben. An ihrer Spitze stand der Großmeister, dessen Macht durch einen hohen Rath beschränkt war. Ihre Tapferkeit war ein Schrecken der Saracenen: „Auf Kampf, nicht auf Prunk,“ schreibt der heilige Bernhard, „auf Sieg, nicht auf Eitelkeit gerichtet, wollen sie mehr Furcht als Bewunderung erregen. In der Schlacht besonnen, nicht leidenschaftlich, ordnen sie ihre Schaaren mit Bedacht und Umsicht, stürzen

dann, uneingedenk ihrer sonstigen Sanftmuth, mit Ungestüm auf den Feind, dessen Zahl und Wildheit ihnen nie furchtbar ist; denn sie hoffen Sieg von der Stärke des Herrn; darum sind schon Tausende vor Einem, Zehntausende vor Zweien geflohen." — Nach dem Verluste des gelobten Landes schlug ein großer Theil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, wo er theils durch inneren Verfall, theils durch die Habgier König Philipp's IV. seinen Untergang fand.

Auch unter den Anhängern des Islam im Morgenlande hatten die Kreuzzüge eine große Bewegung hervorgebracht. Da die Saracenen die Siege der Christen als eine Strafe für die Vernachlässigung ihrer Religion ansahen, so wurden auch viele der Morgenländer von einem heiligen Eifer ergriffen. Während aber die christliche Begeisterung die herrlichsten Thaten der Tapferkeit und des Heldenmuthes, der Demuth und der Selbstverleugnung erzeugte, hatte die Schwärmerei der Moslemin maßlose Blutgier und entsetzliche Frevel in ihrem Gefolge. Diese Frevel erreichten ihren Gipfel in der Secte oder Genossenschaft der Assassinen.

Der Stifter der Assassinen war Hassan, der von seinen Anhängern als Prophet verehrt ward. Er bemächtigte sich der Feste Alamuth in den Gebirgen des alten Parthiens und legte hier den Grund zu einer Macht, welche sich bis nach Syrien verbreitete, wo ein zweiter Hauptsitz der Secte entstand. Ihr jedesmaliges Oberhaupt hieß Scheikh al Dschebal, d. h. der Alte vom Berge, und diesem leisteten die Assassinen einen Gehorsam, der bis zur gänzlichen Entäußerung des eigenen Willens getrieben ward. Ihr Name lautet im Arabischen Haschischim, und kommt von einer Hanfart, Haschischa, aus der im Oriente ein furchtbares Berauschungsmittel bereitet wird. Der Genuß dieses Mittels versetzte die Assassinen in einen Zustand des glühendsten Sinnenrausches, in welchem sie alle Freuden des Paradieses zu genießen glaubten, und um sie wieder zu erlangen, Alles unternahmen und Alles wagten. Wenn ihnen die Freuden des Paradieses als Lohn verheißen wurden, waren sie blindlings zu jeder Mordthat bereit und wandten alle List und Kühnheit auf, das bezeichnete Schlachtopfer sicher zu treffen. Sie lachten der Martern, wenn sie ergriffen wurden, und

stießen sich, auf Befehl ihres Oberen, den Dolch in die eigene Brust, in dem Wahn, dadurch sofort zu der Herrlichkeit des Paradieses einzugehen. Fast zwei Jahrhunderte hielt sich diese schwärmerische Secte auf ihren festen Burgen in Syrien.

---

## XXX.

### **Konrad III.** (1138—1152). **Der zweite Kreuzzug** (1147—1149).

Nach dem Tode Heinrich's V. machte sich Herzog Friedrich von Schwaben, aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, die größte Hoffnung auf den deutschen Königsthron. Allein die päpstliche Partei wußte es dahin zu bringen, daß Lothar von Sachsen gewählt ward, der diese Würde durch bedeutende Bewilligungen, welche er dem Papste und der Kirche einräumte, erkaufen mußte. Unwillig über die getäuschte Hoffnung, erhoben die hohenstaufischen Brüder, Friedrich und Konrad, einen hartnäckigen Kampf. Lothar verband sich mit dem Hause der Welfen, die im Besitz des Herzogthums Baiern waren, und verlieh dem damaligen Herzog, Heinrich dem Stolzen, sein Herzogthum Sachsen, so daß dieser Fürst über zwei Herzogthümer gebot. Auch gab der König ihm seine Tochter zur Gemahlin. So entbrannte ein Krieg zwischen Welfen und Ghibellinen oder Waiblingen, wie man die Hohenstaufen von ihrer Stammburg nannte, der bis zum Jahr 1135 dauerte.

Als Lothar (1125—1137) starb, rechnete Heinrich der Stolze, dem sein Schwiegervater bereits die Reichskleinodien übergeben hatte, mit Sicherheit auf die Nachfolge. Aber die Fürsten wollten keinen König, der durch seine Hausmacht übermächtig war, und wählten jetzt Konrad, mit dem das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen den deutschen Thron bestieg. Heinrich der Stolze erschien nicht zur Huldigung; auch auf einem zweiten Reichstage blieb er aus, auf einem dritten erschien er mit so großem bewaffnetem Gefolge, daß Konrad

zu seiner Sicherheit die Stadt verließ. Ohne Heinrich weiter zu hören, sprach der König die Acht über ihn aus und entsetzte ihn seiner beiden Herzogthümer. Sachsen erhielt Markgraf Albrecht der Bär, der es aber nicht behaupten konnte, Baiern der Markgraf Leopold von Oestreich. Von Neuem begann nun der Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen. Zwar starb Heinrich der Stolze, hinterließ aber einen Sohn gleichen Namens, der in der Folge den Beinamen „der Löwe" führte. Diesem hingen die Sachsen an, während Welf VI., sein Oheim, seine Rechte auf Baiern vertheidigte.

In diesen Bürgerkrieg fällt die Belagerung der Stadt Weinsberg. Konrad lag über vier Wochen vor der Stadt, und als diese sich ergeben mußte, wurde den Weibern und Jungfrauen, die darin waren, die Gnade bewilligt, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, davon zu ziehen. Da luden die Weiber ihre Männer, die Jungfrauen ihre Freunde auf die Schultern und zogen hinaus. Des Königs Neffe, Friedrich von Hohenstaufen, wollte dies hindern, allein Konrad meinte, an einem Königswort müsse man nicht deuteln und hielt sein Versprechen.

Endlich aber war Konrad des langen Krieges müde. Dem Knaben Heinrich ertheilte er sein Sachsen wieder, indem er Albrecht den Bär auf andere Weise zufrieden stellte. Baiern gab er nach Leopold's Tode dessen Bruder Heinrich, der von seiner gewöhnlichen Betheuerung: „Ja so mir Gott helfe!" den seltsamen Beinamen Jasomirgott führt, und der sich mit der Mutter des jungen Heinrichs vermählte.

---

Konrad hatte keine Neigung, einen Zug nach Italien zu unternehmen, und hat deshalb auch die Kaiserkrone nicht getragen. Dagegen ließ er sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina bewegen, von wo laute Klagen nach dem Abendlande herüberschollen. Edessa, das als die festeste Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien betrachtet ward, war vom Sultan Emadeddin Zenki erobert worden (1144). Zwar wurde Zenki zwei Jahre darauf ermordet, und Edessa von den Christen wieder genommen, aber bald erschien Nureddin, Zenki's Sohn, an der Spitze eines Heeres; die Christen

waren zur Vertheidigung zu schwach und erfuhren ein trauriges Schicksal. Die nicht durch das Schwert fielen, ließ Nureddin, ihre Untreue zu bestrafen, als Gefangene in Fesseln fortführen und die Stadt selbst zerstören.

Als die Kunde von dem Falle Edessa's in die Abendländer drang, verbreitete sie große Bestürzung und machte die Begierde, in's heilige Land zu ziehen, von Neuem rege. Damals lebte ein berühmter Geistlicher, Bernhard von Clairveaux, der die Begeisterung zu einem Kreuzzuge eben so entflammte, wie einst Peter von Amiens. Er war in Burgund geboren, stammte aus einem edlen Geschlechte, und offenbarte schon als Jüngling einen tiefen Hang zum einsamen, klösterlichen Leben. Seine Neigung war so mächtig, daß er selbst Freunde und Verwandte durch sein Beispiel und seine Ueberredung fortriß. Bernhard wählte ein armes Kloster, das nur noch wenige Mitglieder zählte, weil die Armuth und außerordentliche Strenge desselben die meisten abschreckte, das Kloster Cistercium in einer wilden Einöde im Herzogthum Burgund. Seine Zurückziehung von allem Weltlichen, die Strenge seiner Lebensart, seine Thätigkeit erregten bald Bewunderung. Die Zahl der Mönche vermehrte sich in kurzer Zeit so sehr, daß noch andere Klöster angelegt wurden, unter ihnen das von Claravallis (Clairveaux), zu dessen Abt Bernhard ernannt wurde. Das strenge Leben hatte seinen Körper abgezehrt, er glich eher einem Todten als einem Lebenden, dennoch war seine Thätigkeit nicht zu ermüden. Lesen und Forschen in der heiligen Schrift war seine Hauptbeschäftigung, wiewohl er auch an geringen Handarbeiten Theil nahm. Sein Beispiel beseelte das ganze Kloster. Schon bei Bernhards Leben verbreitete sich der Glaube, er thue Wunder, und in ihm selbst war die Zuversicht lebendig, Gott werde durch ihn zu großen und heiligen Zwecken Wunder thun.

Als nun die Klagen aus Palästina, und der Hülferuf der bedrängten Christen in's Abendland gelangten, beschlossen zuerst viele französische Ritter, zur Ehre Gottes einen Zug zu unternehmen. Ludwig VII., König von Frankreich, hoffte durch ein solches Unternehmen sein Inneres von quälenden Gewissensbissen zu befreien, und als nun Bernhard den Auftrag vom Papste erhielt, das Kreuz zu predigen,

entstand Begeisterung in ganz Frankreich, und abermals erscholl der Ruf: „Gott will es!“ Zugleich ermahnte er die Deutschen, nicht zurückzubleiben, indem er ihnen zurief: „Lasset den Wahnsinn des einheimischen Bruderkrieges fahren, denn darin liegt ewiges Verderben; dort aber bietet der Tod selbst euch das wahre Leben dar!“

König Konrad war schon früher einmal in Palästina gewesen und zeigte nicht viel Verlangen zu einer zweiten Kreuzfahrt. Bernhard kam nach Deutschland, aber auch seinen persönlichen Vorstellungen schien es Anfangs beim Könige nicht gelingen zu wollen. Da hielt Bernhard zu Speier nach der Messe plötzlich eine ergreifende Anrede an Konrad; er sprach von den Wohlthaten, welche er von Gott empfangen, Güter und Reichthümer, und die höchste weltliche Herrschaft und schöne Gaben der Seele und des Leibes, die er nun nicht vergelten wolle; er erinnerte ihn an das jüngste Gericht und an die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde, bis endlich der fromme König mit weinenden Augen ausrief: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt.“ Sogleich bezeichnete ihn Bernhard mit dem Kreuz und überreichte ihm eine Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. Sein Beispiel entflammte viele deutsche Fürsten und Herren und den Kern der deutschen Jugend, ihm nach dem heiligen Lande zu folgen.

Im Jahre 1147 verließ das deutsche Heer die Heimath; es zählte, ohne die Leichtbewaffneten und das Fußvolk, allein 70,000 geharnischte Ritter. Im griechischen Reiche erfuhren die Kreuzfahrer bald die alte Tücke der Griechen, die ihnen Schwierigkeiten in den Weg legten, und die Lebensmittel, oft dazu noch schlechte, zu theuren Preisen verkauften. Als das Heer endlich nach Kleinasien übergeschifft war, entstand die Frage, ob man den kürzeren Weg über Iconium durch Kleinasien oder den längeren an der Küste herunter einschlagen solle; jener war gefahrvoller, dieser sicherer. Konrad entschied sich für den kürzeren, wenn auch gefahrvolleren Weg. Aber jetzt begannen die Griechen ihr treuloses Spiel. Sie ließen die Pilger nicht in die Städte ein; die Lebensmittel

wurden entweder verweigert, oder an Stricken von den Mauern herabgelassen, nachdem das Geld schon hinaufgezogen war; ja manche ließen das Seil, wenn sie das Geld empfangen hatten, gar nicht wieder herunter und spotteten der lauten Klagen, in welche die Hungrigen ausbrachen. Selbst Kalk soll böswillig unter die Speisen gemischt und dadurch mancher Pilger vergiftet worden sein. Dazu kam noch, daß die griechischen Wegweiser die Kreuzfahrer irre leiteten und den Seldschucken in die Hände lieferten. Eines Morgens waren die Wegweiser verschwunden; die Pilger befanden sich in einer wasserlosen Einöde, als sich die zahllosen Schwärme der Türken zeigten. Da unterlagen die Christen den unaufhörlichen Angriffen der türkischen Reiter, und in wenigen Tagen war von dem Heere nur der zehnte Theil noch übrig. Diese Reste, unter ihnen Konrad, begaben sich nach Konstantinopel.

Die französischen Kreuzfahrer erfuhren kein besseres Loos. Sie schlugen zwar den Weg an der Küste ein, wurden aber bald von den Schwärmen der Türken überfallen, welche die meisten niederhieben. Andere wurden von den Griechen an die Türken verkauft oder ausgeplündert und dem Hunger preisgegeben.

Die Könige von Deutschland und Frankreich trafen in Jerusalem zusammen; aber die Treulosigkeit der morgenländischen Christen hinderte alle Fortschritte im Kampf gegen die Ungläubigen. Beide Könige hatten jetzt, nachdem 200,000 Menschen aufgeopfert waren, von dem ganzen Zuge weiter nichts, als daß sie für ihre Personen Jerusalem und das heilige Grab gesehen.

Im Abendlande aber erhob sich bitterer Tadel gegen den Abt Bernhard, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt und dadurch viele Tausende in ihr Verderben gerissen habe. Doch Bernhard rechtfertigte sich, indem er die Schuld an dem unglücklichen Ausgang des Kreuzzuges auf die Sünden der Kreuzfahrer schob, die nicht würdig befunden seien, das heilige Land zu befreien. Habe doch Moses selbst sein Volk nicht ins gelobte Land führen können, obwohl er Alles auf göttlichen Befehl gethan habe.

Konrad überlebte den unglücklichen Kreuzzug nicht lange.

Im Jahre 1152 raffte ihn der Tod hinweg, als er im Begriff stand, seinen Römerzug anzutreten.

---

# XXXI.

## Friedrich I., Barbarossa.

(1152—1190.)

### 1. Friedrich bis zu seinem Kreuzzuge.

Konrad hatte seinem Neffen Friedrich selbst die Reichskleinodien gegeben und ihn dadurch zu seinem Nachfolger empfohlen. Dieser Friedrich, Herzog von Schwaben, war damals dreißig Jahre alt. Herrlich an Leib und Seele, hatte er auf dem letzten Kreuzzuge schöne Beweise seiner glänzenden Eigenschaften gegeben, und schien schon deshalb der Krone würdig. Auch hoffte man, daß durch ihn, da er von mütterlicher Seite mit den Welfen verwandt war, der lange Streit zwischen den beiden mächtigen Häusern der Hohenstaufen und Welfen beigelegt werden würde. So ward er denn zu Frankfurt am Main in voller Versammlung von den Fürsten, unter lautem Jubel des Volkes gewählt und zu Aachen gekrönt (1152).

Friedrich ist einer der größten Kaiser, würdig, neben Karl dem Großen und Otto I. genannt zu werden. Die Vorstellung von der Machtfülle der römischen Kaiser lebte in ihm in voller Kraft, und er suchte ihr durch seine Thaten Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Wie er, hat kein Kaiser nach ihm das Schwert geführt. Seine Hauptthätigkeit wandte er den italienischen Angelegenheiten zu.

In der Lombardei waren die Städte durch Handel, Gewerbfleiß und Reichthum zu hoher Blüthe gediehen. Zugleich regte sich in diesen Städten ein mächtiger Freiheitssinn, der durch die Lehren des berühmten Arnold von Brescia besonders genährt ward. Dieser merkwürdige Mann predigte mit wahrem Feuereifer gegen den weltlichen Besitz und das

anstößige Leben der Geistlichen, welche, statt durch heiligen Wandel den Laien vorzuleuchten, noch sündhafter wären, als diese. Aber noch einen andern Zweck verfolgte Arnold durch seine Predigten. Er verglich die Stadtgemeinden Italien's mit den Republiken des Alterthums und brachte es durch seine hinreißende Beredtsamkeit so weit, daß der Papst aus Rom vertrieben, und in dieser Stadt angeblich die altrömische Republik wieder hergestellt ward. Solche Grundsätze hatten in der Lombardei, wo Arnold zuerst aufgetreten war, tiefe Wurzeln geschlagen, und so gewaltig war das Streben der lombardischen Städte nach Freiheit und Unabhängigkeit, daß die kaiserliche Oberhoheit nur dem Namen nach bestand. An der Spitze stand das übermüthige Mailand, das seine Uebermacht zur Unterdrückung schwächerer Städte frevelhaft mißbrauchte.

Als Friedrich den Thron bestieg, war er fest entschlossen, den Trotz der Städte zu brechen, und der kaiserlichen Oberhoheit über Italien den Sieg zu erkämpfen. Seinen ersten Zug trat er 1154 an. Mit einem nicht sehr zahlreichen Heere erschien der deutsche Held in den zwischen den Städten Cremona und Piacenza gelegenen roncalischen Feldern, und berief die Abgeordneten der italienischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage. Sodann richtete er seinen Zug nach Piemont. Hier wurden die beiden Städte Asti und Chieri, welche ihren Herren ungehorsam gewesen und die kaiserliche Vorladung verachtet hatten, geplündert und verbrannt. Bald darauf erschienen Gesandte von Pavia im deutschen Lager und führten Klage gegen Tortona, daß es im Bunde mit dem übermüthigen Mailand ihr Gebiet beunruhige und ihre Felder verwüste. Als die Bürger von Tortona nach mehreren Aufforderungen nicht erschienen, legte sich der König vor die Stadt und eroberte sie nach zweimonatlicher Belagerung. Mailand selbst anzugreifen, war er für jetzt noch zu schwach. Die Bürger von Pavia führten Friedrich im Triumph in ihre Thore ein.

Hier in der alten Hauptstadt des Lombardenreichs empfing er (1155) die eiserne Krone von Italien, worauf er ein dreitägiges Freudenfest feierte.

Als er gegen Rom vorrückte, verlangte Papst Hadrian IV.

von Friedrich die Auslieferung Arnold's von Brescia. Die Römer hatten nämlich aus Furcht vor dem Bann, den der Papst über sie ausgesprochen, den Arnold verlassen und aus der Stadt gewiesen, der jedoch bei einigen campanischen Edelleuten Aufnahme und Schutz gefunden hatte. Jetzt forderte Hadrian, daß Friedrich als Schutzherr der Kirche den Ketzer ihm ausliefere. Dies geschah, und noch in derselben Nacht ward Arnold zu Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Aber auch jetzt schenkte Hadrian dem Könige noch kein Vertrauen, bis dieser eidlich gelobt hatte, daß er Papst und Cardinäle schirmen und schützen wolle. Nun erst begab sich der Papst in Friedrichs Lager. Allein das Mißtrauen war so groß, daß ein unbedeutender Vorfall das gute Vernehmen beinahe wieder gestört hätte. Friedrich ging nämlich dem Ankommenden zwar herkömmlich entgegen, hielt ihm indeß den Steigbügel nicht, sondern führte ihn ohne Weiteres in sein Zelt. Hadrian aber klagte über diese Vernachlässigung des Gebrauchs und weigerte sich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben. Friedrich entschuldigte sich, es sei nicht aus Mangel an Ehrfurcht, sondern aus Unkunde geschehen, und entschloß sich endlich auf Zureden der Fürsten, dem Papste den Steigbügel zu halten.

Bevor Friedrich nach Rom kam, sandten die Römer Abgeordnete an ihn, welche in einer anmaßlichen und prahlerischen Rede erklärten, daß sie ihn zum Kaiser machen wollten, wenn er sich zur Zahlung von fünftausend Pfund Silber verstehe und durch einen Eid verpflichte, die neuen Einrichtungen in Rom bestehen zu lassen. Aber zornig unterbrach sie Friedrich: „Ich kann nicht genug erstaunen," sprach er, „daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Rom's; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren euch deutsche Könige, darum rathschlagen für euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten von innerem und äußerem Zwiste, ich komme wie ein Glücklicher zu Elen-

den, ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten.“ Durch solche Worte erschreckt, kehrten die Gesandten nach Rom zurück. In der Nacht ließ Friedrich tausend Mann auserlesene Truppen in die Stadt ziehen und die Peterskirche besetzen. Am folgenden Morgen hielt er in Begleitung des Papstes seinen Einzug und ward, in Gegenwart seines ganzen Heeres, von Hadrian zum Kaiser gekrönt, worauf er in sein Lager zurückkehrte. Hier ward er plötzlich von den erbitterten Römern überfallen; es entspann sich ein blutiges Gefecht, in dem 1000 Römer blieben, 200 gefangen genommen wurden. Die Deutschen siegten besonders durch die Tapferkeit des Herzogs von Sachsen, Heinrich's des Löwen. „So haben wir denn,“ sagte Friedrich, „den Wunsch der Römer erfüllt und das Kaiserthum erkauft, aber nicht mit Geld, sondern wie es die deutsche Sitte verlangt, mit dem Schwerte!“

Da aber die ungesunde Luft in den italienischen Städten Krankheiten im Heere erzeugte, auch die Dienstzeit der deutschen Fürsten abgelaufen war, so beschloß Friedrich den Rückzug anzutreten.

In Deutschland angekommen, hatte der Kaiser Streitigkeiten zu schlichten und für die Ruhe und Sicherheit des Landes zu sorgen. Von Worms aus zog er den Rhein entlang und zerstörte eine Menge Raubschlösser. Besonders wichtig war es, daß er auf einem Reichstage zu Regensburg (1156) den langen Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott schlichtete. Friedrich hatte dem Herzog Heinrich von Sachsen sein Herzogthum Baiern wieder gegeben; jetzt vermochte er auch dessen Gegner Heinrich von Oestreich, auf Baiern Verzicht zu leisten, indem er dessen Markgrafschaft Oestreich, deren Gebiet er noch vermehrte, zu einem Herzogthum erhob, das in männlicher und weiblicher Linie erblich sein sollte. In demselben Jahre vermählte sich Friedrich mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Burgund, welche dadurch mit Deutschland vereinigt ward. Dem Herzog Wladislav II. von Böhmen ertheilte er die Königswürde.

Damals hatte das deutsche Reich den Höhepunkt seines Glanzes und Ansehens nach außen erreicht. Auf dem Reichs-

tage zu Würzburg (1157) erschienen Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland. König Heinrich II. von England schrieb dem Kaiser bei Ueberreichung kostbarer Geschenke: „England und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar, damit Alles nach eurem Wunsch eingerichtet werde. Es sei zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größeren der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Dagegen ward in Italien des Kaisers Ansehen ganz offen verachtet. Insbesondere verübten die Mailänder, im Gefühle ihrer Uebermacht, gegen kleinere Städte die furchtbarsten Gewaltthätigkeiten. Es war daher ein zweiter Zug dringend nöthig und er wurde auf das Jahr 1158 festgesetzt. Inzwischen trübte sich auch das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und dem Papste, und es trat eine feindselige Spannung ein. Auf dem Reichstage zu Besançon erschienen zwei päpstliche Gesandte und übergaben dem Kaiser ein Schreiben des Papstes, worin dieser die Ertheilung der Kaiserwürde ein beneficium nannte. Da dieses Wort in dem Latein des Mittelalters die Bedeutung von Lehen hat, so verursachte das Vorlesen des Schreibens die größte Aufregung unter den deutschen Fürsten, indem man glaubte, der Papst habe durch diesen Ausdruck den Kaiser als seinen Lehnsträger bezeichnen wollen. Und als nun gar der eine der Gesandten, der Cardinal Roland, in trotzigem Tone fragte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" da vermochte sich Otto von Wittelsbach nicht länger zu halten; er riß das Schwert aus der Scheide und würde dem stolzen Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Es entstand nun ein lebhafter Schriftwechsel zwischen Kaiser und Papst, bis sich letzterer endlich zu der Erklärung bequemte, er habe das Wort beneficium nicht in dem Sinne von Lehen, sondern in der gewöhnlichen Bedeutung von Wohlthat gebraucht.

Nun brach denn im Jahre 1158 ein glänzender Heereszug nach Italien auf. Da Friedrich die Gründe, durch welche die Mailänder ihre bisherige Handlungsweise zu rechtfertigen

suchten, für ungenügend erklärte, so ward die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen. Das deutsche Heer schloß Mailand ein und begann die Belagerung. Die Bürger machten viele tapfere Ausfälle. Ein Ritter tummelte einst nahe am Lager der Deutschen sein gewaltiges Streitroß und forderte den Tapfersten zum Zweikampfe heraus. Ihm eilte Graf Albert von Tyrol auf einem kleinen Pferde ohne Helm und Rüstung entgegen, nur mit Schild und Lanze bewaffnet. Nach kurzem Kampfe streckte er den übermüthigen Italiener in den Sand und schenkte ihm dann großmüthig das Leben. Als die Belagerung vier Wochen gedauert hatte, zwang Hunger die Einwohner zu Unterhandlungen. Es kam ein Vergleich zu Stande, demzufolge die Mailänder dem Kaiser den Eid der Treue leisteten und versprachen, sich aller königlichen Rechte zu enthalten, die Nachbarstädte in Ruhe zu lassen und Geißeln zu stellen. Die Huldigung geschah auf freiem Felde, fast eine deutsche Meile vor der Stadt, wo dem Kaiser ein Thron erbaut war. Vor demselben erschien die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern um den Nacken, die Bürger mit Stricken um den Hals.

Um aber seine Oberhoheit über Italien auf bestimmte Gesetze zu gründen, berief Friedrich einen Reichstag, der wieder in den roncalischen Ebenen gehalten wurde. Hier kamen die berühmtesten Rechtsgelehrten damaliger Zeit, so wie Abgeordnete aus den italienischen Städten zusammen, um zu untersuchen, welche Rechte dem Kaiser in Italien zustünden. Ihre Entscheidung war dem Kaiser ungemein günstig, indem sie ihm alle Hoheitsrechte und die Ernennung der Obrigkeiten in den Städten zusprachen. Aber gerade diese letzte Maßregel, die Ernennung kaiserlicher Beamten in den Städten, war für die Lombarden besonders hart; und als sie diese Beamten bei sich aufnehmen sollten, griffen die Mailänder wieder zu den Waffen. Die friedlichen Vorschläge des Kaisers fanden kein Gehör, und so sprach dieser über Mailand abermals die Acht aus (1159). Zuerst beschloß Friedrich die ungehorsame Stadt Crema zu züchtigen, die, von den Mailändern aufgereizt, sich gegen die Deutschen erhoben hatte. Er schloß Crema ein und belagerte es sieben

Monate lang. Während dieses Krieges stieg die gegenseitige Erbitterung und Wildheit auf den höchsten Grad. Die Belagerer spielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenser rissen Kaiserliche auf den Mauern in Stücken. Friedrich ließ eine Anzahl ihrer Geißeln, darunter mehrere Kinder, an einen Belagerungsthurm binden, der den Mauern genähert ward, in der Hoffnung, dadurch den Widerstand zu lähmen. Aber die Bürger richteten dennoch ihre Wurfgeschosse dagegen, indem sie laut das Loos der Kinder priesen, denen schon in so zartem Alter der Tod für die Freiheit beschieden sei. Endlich mußten sich die Cremenser ergeben. Friedrich gewährte den Einwohnern freien Abzug, aber die Stadt übergab er der Plünderung und Zerstörung, wobei die Bewohner von Lodi und Cremona hastig zugriffen.

Das Verhältniß des Kaisers zum Papste hatte sich inzwischen längst in die feindseligste Spannung verwandelt. Beide wechselten Briefe, welche die derbsten Ausfälle gegen einander enthielten. Als nun während der Belagerung von Crema Hadrian IV. starb (1159), entstand eine zwiespältige Papstwahl, indem sich die kaiserliche Partei für Victor IV., die Mehrzahl der Cardinäle für Alexander III. erklärten, denselben, der auf dem Reichstage zu Besançon so keck das Wort geführt hatte. Er sprach über den Kaiser und seinen Gegner den Bann aus, ging jedoch zu Schiffe nach Frankreich, da er sich in Italien nicht für sicher hielt.

Indessen zog sich der Krieg gegen Mailand in die Länge. Auch in dieser Belagerung suchten sich beide Theile an Grausamkeit und Wildheit zu überbieten. Um die Grausamkeiten der Mailänder zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Theil der Gefangenen aufgehängt. Alle, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Friedrich schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt erobert sei. Endlich, am 1. März 1162, nach zweijähriger Belagerung, kamen die Consuln von Mailand nebst den vornehmsten Edlen der Stadt ins kaiserliche Lager bei Lodi, fielen dem Kaiser zu Füßen und unterwarfen sich auf Gnade und Ungnade. Am 4. März brachten 300 Ritter die Schlüssel aller Thore und

Burgen und 36 Fahnen der Stadt. Sie leisteten, wie die Consuln, den Eid der Treue. Einen Tag später kam das ganze Volk in hundert Schaaren getheilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. Mit Kreuzen in den Händen flehten sie um Gnade. Der Kaiser war bei Tafel und ließ die Mailänder lange im Regen stehen. Endlich trat er hervor, und nahm, umgeben von seinen Großen, auf einem hohen Throne Platz. In Todtenstille ging der Zug in unabsehbarer Reihe an ihm vorüber, und jede Schaar legte ihre Fahne vor dem Kaiser nieder. Nun kam das Caroccio. Dies war ein mit Eisen beschlagener mächtiger Wagen, der mit einem beweglichen Mastbaum versehen war und an seiner Spitze ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzpatrons der Stadt, trug. Als es dem Kaiser gegenüber anlangte, senkte sich, wie um Gnade flehend, der Mast, und der Wagen wurde auf Befehl des Kaisers zertrümmert. Da brach das gesammte Volk von Mailand in ein lautes Wehgeschrei aus; Alle stürzten zu Boden und flehten um Christi Willen um Erbarmung, denn mit Mailands Macht schien es nun aus zu sein. Alle weinten, nur der Kaiser blieb unbewegt und sprach mit fester Stimme: „Ihr Alle habt nach dem Gesetze das Leben verwirkt. Ich will es euch schenken, aber ich werde solche Maßregeln ergreifen, daß es euch künftig unmöglich sein wird, ähnliche Verbrechen zu begehen.“

Auf einem Reichstage zu Pavia wurde Mailands Schicksal entschieden. Am erbittertsten waren die Abgeordneten der ihm feindlichen lombardischen Städte. „Mailand,“ sprachen sie, „soll den Becher der Trübsal, den es einst Andern bereitete, jetzt selbst leeren. Es werde zerstört, wie es Como und Lodi zerstörte.“ Nach geendigter Berathung wurde den Mailändern folgender Beschluß verkündet: „Mailand soll wüst und leer sein, alle Einwohner verlassen binnen acht Tagen die Stadt und bauen sich in vier Flecken an, deren jeder zwei Meilen vom andern entfernt ist.“ Bei der Zerstörung der Stadt zeigten sich die Einwohner von Lodi, Cremona, Pavia und Como am thätigsten. Ueber den wüsten Boden zog man den Pflug und streute Salz in die Furchen, zum Zeichen, daß die Stadt ewig wüst liegen sollte.

Bei der Zerstörung wurden jedoch die Kirchen, Paläste und Kunstwerke verschont. Jetzt, als die Stadt in Trümmern lag, setzte der Kaiser bei einem Dankfeste zu Pavia die Krone wieder auf, er hatte sein Wort gelöst.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland kehrte Friedrich mit seiner Gemahlin, jedoch ohne Heer, nach Italien zurück (1163). Die kaiserlichen Beamten mißbrauchten überall ihre Gewalt und behandelten die Einwohner mit Hohn und Härte. Umsonst suchte Friedrich durch seine Gegenwart das Streben der Städte nach Befreiung vom Druck der Kaiserlichen niederzuhalten. Auch mit dem Papste Alexander söhnte sich der Kaiser nicht aus, obschon der Tod Victor's (1164) ihm eine günstige Gelegenheit dazu darbot. Vielmehr ließ er einen neuen Gegenpapst, Paschalis III., wählen. Als nun ein Bund Venedigs mit vier lombardischen Städten zu Stande kam, zur Vertheidigung gegen die kaiserlichen Beamten, da beschloß Friedrich nach Deutschland zurückzukehren und die Anstalten zu einem neuen Zuge zu treffen, um so mehr, als Papst Alexander III. in Rom einen starken Anhang gewonnen hatte und feierlichst von den Römern empfangen worden war.

Friedrichs vierter Zug brach 1166 auf. Anfangs ließ sich Alles gut für den Kaiser an. Er wandte sich zuerst nach Rom, das er nach einem heftigen Widerstande einnahm und seinen Papst Paschalis einführte, der des Kaisers Gemahlin krönte. Damit hatte aber sein Glück ein Ende. Die ungesunde Witterung erzeugte giftige Seuchen, welche in Zeit von acht Tagen einen großen Theil des Heeres hinraffte. Dagegen waren die italienischen Städte entschlossener als je, und in der Lombardei bildete sich ein mächtiger Städtebund zu wechselseitiger Hülfeleistung gegen den Kaiser. Ueber alle sprach Friedrich die Acht aus, nur Pavia, Cremona und Lodi ausgenommen. Für jetzt aber war die Zahl seiner Truppen so gering, und die Lombarden hatten alle Gebirgspässe nach Deutschland so gut besetzt, daß er nur durch eine heimliche Flucht entrinnen konnte. Er entwich nach Savoyen und ließ, um die Verfolger abzuschrecken, eine Anzahl lombardischer Geißeln an den Bäumen aufhängen. Er befand sich in der größten Gefahr. In Susa machten die Bürger

sogar einen Anschlag auf sein Leben. Sie wollten ihn im Bette ermorden. Der Plan ward verrathen, und ein treuer Ritter, Hermann von Siebeneichen, dem Kaiser an Gestalt ähnlich, legte sich in dessen Bett, während Friedrich in einer Verkleidung entkam. Als die Bürger die Täuschung erkannten, ehrten sie die edle Gesinnung des Ritters und schonten sein Leben. Nach des Kaisers Entfernung verjagten die Italiener alle deutschen Beamten und Besatzungen, fast ganz Italien trat zu dem großen Bündniß; Mailand ward wieder hergestellt und befestigt, und dem Kaiser zum Trotz, dem Papst zu Ehren, die Stadt Alessandria gebaut.

Friedrich verweilte über sechs Jahre in Deutschland, theils um große umfassende Rüstungen wider die verbündeten italienischen Städte zu treffen, theils um Streitigkeiten zu schlichten, die in seiner Abwesenheit entstanden waren. Eine große Fehde hatte sich gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, erhoben. Dieser Fürst, der mächtigste nach dem Kaiser, hatte seine Besitzungen durch Eroberungen gegen die wendischen Völker im heutigen Mecklenburg und Pommern erweitert und dadurch den Neid seiner Nachbarn hervorgerufen. Mehrere Fürsten verbanden sich und fielen von allen Seiten über ihn her (1166). Aber Heinrich leistete tapferen Widerstand und stellte vor der Burg in seiner Residenz Braunschweig einen ehernen Löwen als Sinnbild seiner Tapferkeit auf. Als der Kaiser aus Italien zurückkehrte, stellte er die Ruhe wieder her; jeder mußte das Eroberte hergeben und Frieden geloben (1168). Im folgenden Jahre, auf einem Reichstage zu Bamberg, ließ der Kaiser seinen fünfjährigen Sohn Heinrich zum römischen König wählen und zu Aachen krönen.

Im Jahre 1173 trat denn Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften Zug nach Italien an, wohin er bereits drei Jahre vorher den Erzbischof Christian von Mainz mit einigen Truppen vorausgeschickt hatte. Das war ein gar wilder und ritterlicher Herr. Im blauen Wappenrock und goldenen Helm war er überall zu sehen, wo es Gefahr gab und schmetterte mit seinem gewaltigen Streitkolben die Feinde zu Boden. Derselbe Geist belebte die Geistlichen seines Ge-

folges; wurden Schlösser und Burgen erstürmt, so waren sie gewiß nicht unter den letzten. Nach seiner Ankunft ließ der Kaiser Susa, wo man ihm nach dem Leben getrachtet, in Brand stecken und schritt zur Belagerung von Alessandria. Hier aber stieß er auf den hartnäckigsten Widerstand und mußte, da ein Heer zum Entsatz der Stadt herannahte, die Belagerung aufheben (1175). Zwar wurde jetzt ein Waffenstillstand abgeschlossen, aber die Unterhandlungen, die inzwischen gepflogen wurden, führten zu keinem Ziel. Da der Kaiser den größten Theil seines Heeres wieder in die Heimath entlassen mußte, weil die Dienstzeit zu Ende war, so konnte er eine kräftige Fortsetzung des Krieges nur von neuem Zuzug aus Deutschland erwarten. Da aber traf ihn ein unerwarteter Schlag.

Herzog Heinrich der Löwe, der mächtigste der deutschen Fürsten, verweigerte allen Beistand. Zur Entschuldigung schützte Heinrich sein Alter vor, da er doch erst sechsundvierzig Jahre alt war, und den Bann des Papstes, der ihn sechszehn Jahre lang nicht gehindert hatte, dem Kaiser Hilfe zu leisten. Friedrich lud Heinrich zu einer Zusammenkunft in Chiavenna am Comersee ein, wo er alle Mittel der Ueberredung erschöpfte, den stolzen Herzog zu gewinnen. Endlich, als nichts fruchten wollte, fiel er sogar dem unbeugsamen Heinrich zu Füßen. Dennoch beharrte dieser bei seiner Weigerung. Da trat die Kaiserin hinzu und sagte: „Stehet auf, lieber Herr! Gott wird euch helfen, wenn ihr einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkt.“ Der Herzog warf sich auf sein Roß und sprengte davon: die Freundschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen war zerrissen.

An der Spitze der übrigen Hülfsvölker beschloß Friedrich den langen Streit mit den Lombarden durch eine entscheidende Schlacht zu enden. Er griff das an Zahl weit überlegene Heer der Feinde bei Legnano (1176) an. Mit Löwenmuth hieb er in die dichtesten Haufen der Feinde, da aber stürzte eine Schaar von Lombarden aus einem Hinterhalte hervor, Friedrichs Pferd ward erstochen, seine Fahne genommen. Nun erscholl plötzlich der Ruf: „Der Kaiser ist todt!“ Schrecken und Verwirrung ergriff die Deutschen, die allen Widerstand aufgaben. Viele wurden niedergehauen, viele in

den Tessino gedrängt, der Sieg der Lombarden war vollständig. Schon legte die Kaiserin, die ihren Gemahl todt wähnte, Wittwentrauer an, als der Kaiser am vierten Tage nach der Schlacht in dem treuen Pavia wieder zum Vorschein kam.

So war also für Friedrich Alles in Italien verloren. und es stand jetzt nach fünf Zügen mit der Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit in Italien schlimmer als jemals. Unter solchen Umständen sah sich der Kaiser zu Unterhandlungen genöthigt. die er sofort mit dem Papste Alexander anknüpfte, um durch dessen Vermittlung einen Frieden mit den Lombarden abzuschließen. Zum Ort der Unterhandlungen ward Venedig bestimmt. Der Kaiser mit seinen Großen segelte auf reichverzierten Schiffen nach der berühmten Stadt. Vor dem Eingang der Marcuskirche erwartete ihn Alexander im päpstlichen Schmuck. Friedrich in Begleitung eines großen Gefolges, warf den Mantel von sich, fiel vor ihm nieder und küßte ihm die Füße, worauf ihm der Papst den Friedenskuß gab und ihn in die Kirche führte. Hier ertheilte er ihm, unter dem Jubel der angestimmten Lobgesänge, vor dem Altar seinen Segen. Der Kaiser, den der Papst bereits vom Banne losgesprochen hatte, söhnte sich völlig mit diesem aus. Auch mit den Lombarden wurde jetzt ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen an einem dauernden Frieden gearbeitet werden sollte (1177).

Friedrich kehrte nach Deutschland zurück. Die Zeit war gekommen, wo Heinrich der Löwe wegen seines Ungehorsams, gegen das Reich und dessen Oberhaupt zur Verantwortung gezogen ward. Da der Herzog auf drei Reichstagen, die ihm angesetzt wurden, nicht erschien, so wurde endlich das Urtheil über ihn gesprochen. Er verfiel in die Reichsacht und verlor seine Herzogthümer. Sachsen wurde zersplittert; den Namen eines Herzogs von Sachsen führte von nun an Graf Bernhard von Ascanien, Sohn Albrechts des Bären, aber er bekam nur den östlichen Theil des alten Herzogthums, den westlichen erhielt der Erzbischof von Köln. Außerdem wurden jetzt viele sächsische Große reichsunmittelbar, d. h. sie hingen nur vom Reiche ab. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser treu gedient hatte. als Herzogthum. Er ist der Stammvater des jetzigen bairischen Fürstenhauses.

Zwar versuchte Heinrich gegen die Ausführung dieses Strafurtheils eine Zeit lang glückliche Gegenwehr; da er sich jedoch gegen den Kaiser nicht zu behaupten vermochte, so warf er sich auf einem Reichstage zu Erfurt (1181) dem Sieger zu Füßen. Friedrich war über das Unglück Heinrichs, der sein Verwandter und einst sein Bundesgenosse war, tief gerührt. Er hob ihn gütig auf und umarmte ihn mit Thränen. „Du bist das eigene Werkzeug deines Falles!“ sprach der Kaiser. Verziehen ward aber dem Herzoge nicht; er blieb seiner Herzogthümer verlustig und behielt nur seine väterlichen Besitzungen Braunschweig und Lüneburg. Auch mußte er auf drei Jahre Deutschland verlassen. Er ging nach England zu seinem Schwiegervater Heinrich II. Der Glanz des welfischen Hauses war erloschen; von ihm leiten die Herzoge von Braunschweig und die englische Königsfamilie ihren Ursprung ab.

Als der sechsjährige Waffenstillstand in Italien abgelaufen war, schloß der Kaiser, der jetzt milder und zur Ruhe geneigt war, zu Konstanz einen Frieden, welcher nach dieser Stadt genannt wird (1183). Die Hauptbedingung war, daß die Städte alle Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behalten und ausüben sollten, außerhalb derselben aber nur die, welche ihnen verliehen worden waren; sie wählten ihre Consuln selbst, die aber, so wie die Bürger, dem Kaiser als Lehnsherrn huldigen mußten.

Den wiederhergestellten Frieden beschloß der Kaiser durch ein Reichsfest zu feiern, das an Pracht und Glanz alle bisherigen übertreffen sollte. Zu Pfingsten 1184 versammelten sich auf seine Einladung zu Mainz alle geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, dazu die auswärtigen Gesandten und eine große Menge von Fremden. Die Stadt Mainz umfaßte die zahllosen Schaaren nicht, welche zum Feste herbeiströmten, so daß man genöthigt war, auf einer großen Ebene am Rhein Gezelte aufzuschlagen, die sich wie eine Stadt hier ausdehnten. Die Gesammtzahl der Menschenmenge wird auf 40,000, von anderen auf 70,000 angegeben; der Erzbischof von Köln allein hatte ein Gefolge von mehr als 4000 Menschen bei sich. Eine außerordentliche Menge von Lebensmitteln und Wein wurde herbeigeschafft, und eigene Vorrathshäuser dazu errichtet, wie denn für die Hühner allein zwei

große Gebäude errichtet wurden. Der Kaiser bewirthete alle Anwesende, Fürsten, Edle und das Volk, drei Tage lang auf das Herrlichste. Ihn selbst bedienten die ersten Reichsfürsten als Truchsesse, Kämmerer, Mundschenke und Marschälle. Der Ueberfluß bei den Festmahlen, die schimmernde Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Edelfrauen, die mannichfaltigen Spiele und Ergötzlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude. Der Kaiser ertheilte seinen beiden Söhnen Heinrich und Friedrich, die sich in den Waffenspielen vor Allen ausgezeichnet hatten, den Ritterschlag. Sänger und Künstler verherrlichten den Jubel des Festes. Und inmitten all dieser Herrlichkeit thronte der Kaiser, umgeben von fünf blühenden Söhnen, so daß alle Lust und aller Glanz des Lebens von ihm auszugehen schien, der durch seine Hoheit, Milde und Freundlichkeit alle Anwesenden bezauberte.

In demselben Jahre (1184) ging er zum sechsten Male nach Italien. Er bedurfte jetzt keines Heeres; aller Groll gegen die lombardischen Städte war aus seinem Herzen gewichen, und diese selbst gedachten der vergangenen Kämpfe nicht mehr. Mit Freuden nahmen sie ihn auf, wie er sich denn auch selbst über die Blüthe dieser Städte aufrichtig freute. Es eröffnete sich ihm eine Gelegenheit, den Glanz des Hohenstaufischen Hauses durch eine neue Königskrone zu erhöhen. Er vermählte seinen Sohn Heinrich mit Constantia, der einzigen Verwandten und Erbin König Wilhelms II. von Sicilien. Hundertfünfzig schwer beladene Saumrosse trugen den reichen Brautschatz nach Mailand, wo die Vermählung mit dem höchsten Glanze gefeiert wurde. Die Festlichkeiten und Ritterspiele, zu denen die Edlen von allen Seiten zusammenströmten, übertrafen an Pracht alle früheren. Durch diese Vermählung erhielt das Hohenstaufische Geschlecht die Anwartschaft auf Neapel und Sicilien.

Nach einem so thatenreichen, herrlichen Leben hätte Friedrich seine letzten Tage in Ruhe und Frieden genießen können. Da erscholl plötzlich die Kunde, daß Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen sei. Von neuem regte sich die Begeisterung für das heilige Land, und auch der ritterliche

fromme Friedrich beschloß, sein ruhmreiches Leben durch einen solchen, Gott wohlgefälligen Zug in's gelobte Land zu krönen.

---

### 2. Der Kreuzzug Friedrich's I. Sein Tod.

Saladin, aus Kurdischem Stamme entsprossen, stand im Dienste des Sultans Nureddin. Einst begleitete er ein Heer nach Aegypten, um einen vertriebenen Vezier wieder einzusetzen, und ward in der Folge selbst Statthalter dieses Landes. Nach dem Tode Nureddin's ward Saladin selbstständiger Herrscher und gelangte nun auch zum Besitz von Syrien. Dieser ausgezeichnete Fürst besaß so glänzende Eigenschaften, daß ihm auch die christlichen Schriftsteller die gebührende Anerkennung nicht versagten. Er war tapfer, gerecht, wohlthätig, edelmüthig, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Seine Besitzungen schlossen die christlichen Herrschaften im Halbkreise ein, so daß diese einen gefährlichen Feind gegen sich hatten. Nach langen Kämpfen war ein Waffenstillstand zwischen ihnen und Saladin geschlossen worden. Des Sultans Mutter zog im Vertrauen auf diese Uebereinkunft durch die Länder der Christen: da ward sie von christlichen Rittern überfallen, ihre Begleiter wurden getödtet, ihre Schätze geraubt. Jetzt erhob sich Saladin, den Bruch des Vertrages zu rächen. In der Schlacht bei Hittin oder Tiberias (1187) erlitten die Christen eine vollständige Niederlage; der König von Jerusalem und viele Edle wurden gefangen. Saladin empfing die Gefangenen freundlich in seinen Gezelten und reichte dem König den Becher der Gastfreundschaft; nur den Verräther, der den Vertrag gebrochen, streckte er zu Boden. Jerusalem und andere Städte fielen in Folge des Sieges in Saladin's Hand. Die Bewohner von Jerusalem sollten sich, einem Vertrage gemäß, mit Geld von der Gefangenschaft loskaufen, der Mann mit zehn, die Frau mit fünf, das Kind mit einem Goldstücke. Als Saladin seinen Einzug in die Stadt hielt, wurden die Kreuze herabgestürzt und der Tempel Salomo's von den heiligen Gefäßen der Christen geleert. Die Einwohner hatten eine Frist von vierzig Tagen, um das Lösegeld aufzubringen, und hätten dem Vertrage

gemäß Gefangene der Türken bleiben müssen, dennoch gab sie Saladin frei, und bewilligte außerdem noch vielen Armen freien Abzug. Endlich zogen die Auswandernden an ihm vorüber. Da flehten Weiber und Kinder der in den Schlachten Gefallenen um Gnade, und Saladin schenkte allen ihren Angehörigen die Freiheit. Ja, er ließ sogar unter die Familien, deren Männer und Väter geblieben waren, 200,000 Goldstücke austheilen. So milde behandelte Saladin die Feinde seines Glaubens; so wenig glich die Eroberung Jerusalems durch Kurden und Seldschucken der durch die christlichen Kämpfer des ersten Kreuzzuges.

Die Kunde von dem Verluste der heiligen Stadt erweckte im christlichen Abendlande von neuem die Begeisterung, zur Eroberung der heiligen Stätten auszuziehen. Auch Kaiser Friedrich beschloß einen Kreuzzug. Nachdem er für die Ruhe des Reichs in jeder Hinsicht gesorgt und sich durch Gesandte die er an den König von Ungarn, an den griechischen Kaiser, ja sogar an den Sultan von Iconium geschickt, deren Mitwirkung versichert hatte, brach er mit einem Heere von 50,000 Rittern und eben so viel Streitern zu Fuß auf. Das Heer gelangte unangefochten nach Belgrad. Jetzt aber zeigte der griechische Kaiser Isaac Angelus die alte an den Griechen gewohnte Treulosigkeit. Er ließ die kaiserlichen Abgeordneten in den Kerker werfen, und auf dem Weitermarsche durch die Bulgarei fand das Kreuzheer verlegte Pässe und Verhaue, und Haufen von Bulgaren, die, von den Griechen bestochen, die Pilger mit vergifteten Pfeilen und Wurfgeschossen umschwärmten, oder die Verirrten und Zögernden umbrachten. Dagegen trat denn auch Friedrich in Thracien wie in einem feindlichen Lande auf, jagte die griechischen Truppen in die Flucht, und ließ aus den geplünderten Städten unermeßliche Beute zusammentreiben. In Philippopel erhielt Friedrich ein Schreiben des Kaisers Isaac, das mit den lächerlichsten und dünkelhaftesten Prahlereien und Drohungen angefüllt war. Der Kaiser nannte sich darin den Allerheiligsten und den Engel des Erdkreises, während er Friedrich nur als den ersten Fürsten Deutschlands bezeichnete. Dieser ließ das Schreiben mit Verachtung zurückgeben und würdigte es keiner Antwort. Als Isaac die Abgeordneten Friedrichs mit der größten Ge-

ringschätzung behandelte, indem er sie nicht einmal sitzen hieß, erwies Friedrich seinerseits den Gesandten Isaac's die übertriebenste Höflichkeit; zugleich behandelte er deren Stallknechte eben so, um anzuzeigen, daß zwischen den griechischen Gesandten und deren Stallknechten kein Unterschied sei. Einer dieser Gesandten wagte übrigens die trotzige Aeußerung, Friedrich müsse dem heiligen Kaiser Isaac als seinem Vorgesetzten um so williger gehorchen, als er ja mit seinem ganzen Heere wie in einem Netze gefangen sei. Da erhob sich Friedrich voll Zornes und sprach: „Durch der Fürsten Wahl und des Papstes Bestätigung bin ich Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünden eingedenk, keinen Heiligen. Für jetzt habe ich durch Gottes Gnade die Herrschaft im griechischen Reiche in Händen, so weit ich dieselbe für meine Zwecke bedarf, und was das Netz anbetrifft, mit welchem ihr prahlt, so werde ich dasselbe wie Spinnengewebe zerreißen."

Friedrich überwinterte in Adrianopel und zwang endlich den griechischen Kaiser zu einem Vertrage, demzufolge die Kreuzfahrer auf griechischen Schiffen nach Asien übergesetzt und mit Lebensmitteln versehen werden sollten.

Als die Ueberfahrt bewerkstelligt war, legten die Seldschucken, die ebenfalls treulos waren, den Pilgern die größten Schwierigkeiten in den Weg. Allenthalben brachen die leichten türkischen Reiter aus den Bergschluchten hervor, so daß der Zug nach Iconium unzähligen Menschen und Pferden das Leben kostete. Die letzteren dienten den hungrigen Pilgern zur Nahrung. So kam denn das Heer endlich nach Iconium, wo die überlegene Macht der Seldschucken versammelt war. Es erfolgte ein mehrtägiges verzweiflungsvolles Treffen. Als die Gefahr am größten war, Viele zagten und zurückwichen vor dem harten Drängen der Feinde, rief der Kaiser: „Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimath gezogen seid, mit euerem Blute das Himmelreich zu erkaufen? Christus gebietet, Christus siegt!" Mit diesen Worten tummelte er sein Roß im Kreise herum und sprengte löwenmuthig wider die Feinde. Solchem Andrang vermochten die Saracenen nicht zu widerstehen; sie wichen, und in demselben Augenblick weheten von der Stadt Iconium die christlichen Fahnen, denn des Kaisers Sohn Friedrich, Herzog von

Schwaben, hatte sie während der Schlacht mit Sturm erobert. Die Beute war so unermeßlich, daß sie die Pilger nicht alle wegschaffen konnten (1190).

Das Heer zog weiter und kam nach Seleucia am Flusse Calycadnus in Cilicien, der jetzt Seleph oder Saleph heißt. Ueber den Fluß ging eine schmale Brücke, die den Uebergang des Heeres sehr verzögerte. Es dauerte dem jugendlich kühnen Greis zu lange; er spornte sein Roß und sprengte in die Fluthen. Aber die Macht der Wogen war gewaltiger als der Muth des ritterlichen Greises und die Seinen brachten ihn entseelt an das andere Ufer (1190). Ueber alle Beschreibung war die Bestürzung und die Trauer des Heeres, das seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte. Viele von den Kreuzfahrern kehrten schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück, der größere Theil setzte, unter Herzog Friedrichs Anführung, den Zug fort und gelangte nach Acre (Ptolemais), das von einem christlichen Heere belagert wurde. Hier starb auch Herzog Friedrich (1191) an einem hitzigen Fieber, die Reste der Deutschen halfen den Belagerern.

Friedrich war, als er starb, etwa siebzig Jahre alt. Als die Kunde seines Todes nach Deutschland gelangte, erhob sich allenthalben Trauer und Klage. Ja das Volk konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sein ritterlicher Kaiser dahin sei. Und noch lebt er fort in der Sage: tief unten im Kyffhäuser in der güldenen Aue sitzt er schlafend, geschlossenen Auges, am steinernen Tisch, durch den sein Bart gewachsen ist. Die Raben umkreisen den Gipfel des Berges; und erst, wenn ein Adler sie verscheucht, erwacht der alte Barbarossa aus seinem Schlummer, und von seiner Wiederkunft erwartet dann das deutsche Volk des Reiches neuen Glanz und neue Herrlichkeit.

Friedrichs herrliche Gaben werden von allen Zeitgenossen gerühmt. Er war von mittlerer Größe, starkem Körperbau und majestätischem, doch freundlichem Ansehen, sehr blond, mit starkem krausen Haar und einem fast röthlichen Barte, woher ihm die Italiener den Beinamen Barbarossa gegeben. Bei aller persönlichen Tapferkeit liebte er den Krieg nicht, war auch langsam zum Zorn und gegen Reuige sehr versöhn-

lich. Seine Andacht beim Gebet und Gottesdienst, seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen, seine Mildthätigkeit gegen die Armen und die Reinheit seiner Sitten machten ihn zum Muster echter Ritterlichkeit. Seine Wohlredenheit in der Muttersprache wird gerühmt. Er war ein Freund der Geschichte und derer, welche sich damit beschäftigten, und theilte selbst dem Bischof Otto von Freisingen Nachrichten über seine Thaten mit; obgleich er immer bescheiden hinzufügte, daß sie verglichen mit den Thaten der Helden des Alterthums mehr Schatten als Thaten seien.

---

## XXXII.

**Richard Löwenherz, König von England.** (1189 bis 1199.) **Dritter Kreuzzug.** (1190 bis 1192.)

Unter Alfreds Nachfolgern (vgl. XXI.) verschwanden in England die segensreichen Folgen der Thätigkeit des großen Königs. Von neuem begannen die unruhigen Dänen das Reich unaufhörlich heimzusuchen. Um sich ihrer zu erwehren, faßte König Ethelred den verderblichen Entschluß, sämmtliche Dänen in seinem Reiche an einem Tage ermorden zu lassen (1002). Aber dieser Dänenmord ward furchtbar gerächt. König Swen landete mit neuen Schaaren und bemächtigte sich des Landes. Die Folge davon war, daß England von 1017 bis 1042 unter dänischen Herrschern stand. Dann wurde freilich wieder ein König aus angelsächsischem Stamme gewählt, aber schon 1066 erschien Wilhelm der Eroberer, Herzog von der Normandie, siegte in der blutigen Schlacht bei Hastings und bestieg den englischen Königsthron. Auf ihn folgte Wilhelm II. (1087—1100), dann Heinrich I. (1100—1135). Da letzterer nur eine Tochter als Erbin seiner Länder hinterließ, welche mit Gottfried, Grafen von Anjou, vermählt war, so kam seit 1154 der englische Thron an dessen Sohn Heinrich II. von Anjou, mit dem das Haus Plantagenet zur Königswürde gelangt.

Aus diesem Hause war Richard entsprossen, der sich durch seine löwenmuthige Tapferkeit den Beinamen Löwenherz erworben hat.

Die Nachricht von der Eroberung Jerusalems durch die Ungläubigen erregte auch in Richard, dessen Seele längst nach Kriegsruhm dürstete, die Begierde, einen Kreuzzug zu unternehmen. Der ritterliche König brannte vor Ungeduld, recht bald nach Palästina zu kommen, und scheute sich nicht, selbst mit Gewalt das Geld dazu zusammen zu bringen. Zugleich mit ihm nahm Philipp August, König von Frankreich, das Kreuz, und beide Könige vereinigten sich zu Vezelai, von wo sie bis nach Lyon zogen. Da man diesmal die Wallfahrt zur See unternehmen wollte, so begab sich Philipp nach Genua, Richard nach Marseille. In Messina kamen beide wieder zusammen. Aber schon hier entstand zwischen ihnen Uneinigkeit und Eifersucht, die theils in der Verschiedenheit der Charaktere Philipps und Richards, theils in der feindseligen Stimmung, welche zwischen Engländern und Franzosen herrschte, ihren Grund hatte. Leider dauerte dieses gespannte Verhältniß beider Könige während des ganzen Kreuzzuges fort, und trug nicht wenig dazu bei, einen glücklichen Erfolg zu vereiteln.

Nachdem die Kreuzfahrer auf Sicilien überwintert hatten, segelten die Franzosen mit dem Frühling des Jahres 1191 ab und kamen glücklich nach Palästina. Bald folgte ihnen Richard nach. Aber ein Sturm zerstreute seine Flotte und nöthigte ihn, bei der Insel Cypern anzulegen, um die zerstreuten Schiffe wieder zu sammeln. Die Insel Cypern ward damals von einem Fürsten Namens Isaac beherrscht, der englische Pilger, welche an der Küste landeten, gefangen nahm und sie ihrer Habe beraubte. Dafür verlangte Richard jetzt Genugthuung, und da sie verweigert wurde, eroberte er die Insel und setzte zwei englische Ritter als Statthalter ein. Darauf segelte die englische Flotte weiter und gelangte glücklich nach Acre.

Diese Stadt wurde von den Christen seit beinahe zwei Jahren belagert, und die Einwohner vertheidigten sich mit der hartnäckigsten Tapferkeit. Jetzt lagerten Franzosen und Engländer vor der Stadt, dazu die Reste des deutschen

Heeres. Man traf die Bestimmung, daß Franzosen und Engländer in der Bestürmung von Acre einen Tag um den andern abwechseln sollten, und dieser Wetteifer brachte die Einwohner, deren Bedrängniß auf's Höchste stieg, dahin, daß sie sich auf einen Vertrag hin ergaben. Es wurde ihnen freier Abzug gestattet, wobei sie jedoch außer ihren Kleidern nichts von ihrer Habe mitnehmen durften; zugleich sollte Sultan Saladin beiden Königen 200,000 Goldstücke für die Lösung der Gefangenen auszahlen. Als bei dem Einzug in die Stadt Herzog Leopold von Oestreich, der sich bei der Belagerung ausgezeichnet hatte, seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, ließ der stolze Richard sie herunterreißen und in den Koth treten, indem er behauptete, solches Recht stände nur Königen zu, und Leopold sei nur ein Herzog. Dieser war zum Widerstande zu schwach, verschob die Rache und bezog ein Lager vor der Stadt.*)

Auch Philipp August fand den Uebermuth und die Rohheit Richards unerträglich, zugleich fühlte er sich von dessen glänzender Tapferkeit in Schatten gestellt, und beschloß daher die Heimkehr. Den größten Theil des Heeres ließ er jedoch zurück, und gelobte vor seiner Abreise eidlich, in Richard's Abwesenheit diesem keinen Schaden zuzufügen, ja ihn sogar gegen Andere vertheidigen zu wollen.

Saladin vermochte das ausbedungene Lösegeld nicht sogleich herbeizuschaffen. Da ließ der grausame Richard 2000 Gefangene aus der Stadt auf eine Wiese führen und unbarmherzig niedermetzeln. Ueber diese blutige That empfand er auch in der Folge keine Reue und rechtfertigte sie noch mit den Worten: „ich habe gethan, was sich gebührte!“ Und doch waren diese Männer, welche Richard hier niederhauen ließ, so wacker, daß selbst ein christlicher Augenzeuge von

---

* Andere erzählen diesen Vorfall folgendermaßen: Als Richard die von Saladin zerstörten Mauern Ascalons wieder aufbauen ließ, wollte er zu diesem Geschäft vorzüglich die Deutschen brauchen; aber Herzog Leopold weigerte sich dessen mit den Worten, er sei kein Maurer oder Zimmermann. In seinem Zorn ließ Richard Leopold's Fahne von dessen Gezelt herabreißen und durch den Koth schleifen. Unwillig verließ Leopold mit den Deutschen augenblicklich das Morgenland vergab aber die erlittene Schmach nicht.

ihnen sagt: „Niemand auf Erden würde sie übertroffen haben, wenn nur ihr Glaube ein rechter gewesen wäre."

So löwenartig nun auch Richard's Tapferkeit war, die fast ans Unglaubliche grenzt, so gelang doch die Eroberung von Jerusalem keineswegs. Saladin war ihm an Feldherrntalenten überlegen und hatte treffliche Anstalten zur Vertheidigung Jerusalems getroffen. So kam es denn, daß Richard zweimal im Angesichte der heiligen Stadt war und jedesmal umkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Schon war er im Begriff, sich in Accon (Acre) nach England einzuschiffen, als er erfuhr, daß Saladin Joppe bedrohe. Sogleich ging er mit einigen Fahrzeugen dorthin unter Segel. Die Stadt fand er schon erobert und die Christen nur noch im Besitz der Burg. Dennoch sprang er unverzagt mit den Seinen in's Meer, gewann das Ufer, trieb die Türken im ersten Anlauf aus der Stadt und verfolgte sie, obgleich nur drei Pferde zur Hand waren. Darauf bezog er mit seinen Kriegern, in Allem vielleicht kaum tausend Mann, ein Lager vor den Thoren und ließ in Eile die zerstörten Mauern wieder herstellen. Bald nahte ein zahlreiches Türkenheer. Da stürzte auf einmal ein Krieger, der die Türken heranziehen sah, in Richard's Zelt und rief: „Wir sind Alle ohne Rettung verloren, o König!" „Schweig', oder du stirbst von meiner Hand," donnerte ihm dieser zu und eilte nach seiner Rüstung. Kaum konnte Richard seinen Kettenpanzer anlegen; die Beinrüstungen anzuziehen blieb ihm, wie den meisten andern, keine Zeit. Nur er selbst und zehn Begleiter hatten Rosse. Die übrige Ritterschaft ließ Richard dicht zusammentreten, auf das Knie fallen, die Schilde vorstellen und die Lanzen schräg gegen den Boden stämmen. Hinter je zwei Rittern stand ein Armbrustschütze mit seinem Gehülfen, dem es oblag das Geschoß zu spannen. Sechsmal versuchten die Türken die festgeschlossene Schaar zu sprengen, sechsmal wurden sie zurückgetrieben. Saladin, der alles aufbot, um den Muth seiner Krieger noch mehr zu entflammen, rief zornig: „Wo sind Diejenigen, welche mir den König Richard gefangen bringen wollten?" „Herr" erwiderte ein Türke, „dieser König ist nicht wie ein anderer Mensch, seinen Streichen kann Niemand widerstehen." Nun

befahl Richard selbst vorzurücken. Mit seinen zehn Rittern rannte er unter die Feinde, Alles vor sich niederwerfend und auseinandersprengend. Alle Reihen der feindlichen Schlachtordnung von vorn nach hinten, vom rechten bis zum linken Flügel wurden durchbrochen. Einmal war Richard von hundert Türken umringt; einem Feinde hieb er mit einem Schlage seines Schwertes, trotz der starken Rüstung, Kopf, Schulter und Arm herunter. Mitten im wüthendsten Kämpfen ereilte ihn ein Bote: die Türken seien in die Stadt gedrungen. Mit seinem Bannerträger und fünf Rittern sprengte er nach Joppe, rannte in der ersten Straße drei Türken nieder und verbreitete solches Schrecken, daß alle vor ihm flohen, wie die Thiere des Feldes vor dem hungrigen Löwen. So reinigte er die Stadt und war am Abend Herr des Schlachtfeldes.

Mit Saladin wurde ein Waffenstillstand geschlossen, dem gemäß die Küste von Accon bis Joppe den Christen verblieb, und allen Pilgern gestattet ward, das heilige Grab ungestört zu besuchen. Im Jahre 1192 segelte Richard nach Europa zurück. Aber seine wunderbare Tapferkeit blieb den Saracenen noch lange im Andenken, und saracenische Mütter schreckten ihre weinenden Kinder mit dem Rufe: „König Richard kommt," und Reiter fragten ihr scheues Pferd: „Siehst du Richard?"

Einige Zeit darnach starb auch der treffliche Saladin (1193). Sterbend sprach er zu seinem Sohne: „Verehre den höchsten Gott und befolge seine Gebote, das wird dir Heil bringen. Hüte dich Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für seine Wohlfahrt: es ist dir von Gott und mir anvertraut. Gewinne die Herzen der Emire (Fürsten), ich bin nur durch Milde zur Herrschaft gelangt. Beleidige Niemand; Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache; nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein." Er hinterließ an baarem Gelde nur 47 Silbermünzen und ein Goldstück."

Richard erfuhr auf seiner Rückreise schweres Unglück. Lange wurde er von Stürmen auf dem Meere umhergetrieben, endlich litt er Schiffbruch und mußte die weitere Reise zu

Lande unter großen Gefahren fortsetzen. Die Deutschen hatten Kunde von dem Wege, den er einschlagen mußte, und lauerten ihm auf, denn sie waren wegen des Uebermuthes, mit dem er sie zu Accon behandelt hatte, gegen ihn erbittert. Er suchte als Kaufmann verkleidet, durchzukommen, aber sein Diener, welcher auf dem Markte zu Wien Lebensmittel einkaufte, verrieth sich durch morgenländische Münzen; und Richard sich selbst durch einen kostbaren Ring. So ward er entdeckt und von Leopold von Oestreich, den er einst so schwer beleidigt hatte, gefangen genommen. Dieser mußte ihn jedoch bald an Kaiser Heinrich VI. ausliefern, der ihn in der Burg Triefels gefangen setzen und bewachen ließ, um für seine Auslieferung ein reiches Lösegeld zu erpressen. Hier erschien einst Blondel, sein Sänger, der nach langem Suchen seinen Aufenthalt gefunden hatte. Unter dem Thurme sang er die erste Strophe von Richard's Lieblingslied; eine Stimme aus dem Thurme sang es zu Ende. Nun eilte Blondel nach England, um für des Königs Befreiung zu wirken.

Dreizehn Monate hatte seine Gefangenschaft gedauert, als er gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark wieder freigegeben wurde. Als Philipp August, der trotz seinem Eide inzwischen in Richard's Land eingefallen war, davon Kunde erhielt, schrieb er an Richards's Bruder: „Nehmt Euch in Acht, der Teufel ist wieder los!“ Richard verzieh seinem Bruder, der sich gegen ihn aufgelehnt hatte. Sein Krieg gegen Philipp August war ohne Erfolg, da England durch Auftreibung des großen Lösegeldes erschöpft wurde.

Richard fand seinen Tod in einem Kampfe gegen einen seiner Vasallen, den er in dem Schlosse Chalus (im Limousin) belagerte. Dieser Vasall hatte einen Schatz gefunden und weigerte sich ihn herauszugeben. Während der Belagerung ward Richard von einem Pfeilschuß am linken Arm getroffen. Sofort gab er Befehl zu stürmen, und als das Schloß erobert war, ließ er die ganze Besatzung aufhängen, mit Ausnahme des Bogenschützen Bertrand de Gourdon, der ihn verwundet hatte. Die Wunde war an sich nicht tödtlich, wurde es aber durch die ungeschickte Behandlung des Arztes. Als der König sein Ende herannahen fühlte, ließ er Gour-

don vor sein Lager kommen und fragte ihn, was er ihm je gethan, daß er so feindselig gegen ihn gezielt habe. „Du tödtetest mit eigener Hand meinen Vater und meine zwei Brüder," versetzte jener, „und mich wolltest du hängen lassen; jetzt bin ich in deiner Gewalt, und du kannst dich nach Gefallen an mir rächen, aber ich werde alle Martern mit Freuden erdulden, da mir der Trost bleibt, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben." Der König befahl hierauf, ihn ziehen zu lassen, aber der Anführer der Miethtruppen, die in des Königs Sold standen, ließ ihn heimlich wieder greifen, lebendig schinden und dann aufhängen.

Richard war unstreitig der erste Held seiner Zeit, auch wegen seiner Liebe zur Dichtkunst berühmt. Aber die Schattenseiten seines Charakters überwiegen seine Vorzüge. Er war stolz und übermüthig, roh bis zur Ungeschlachtheit, zu Härte und Grausamkeit geneigt, habsüchtig und unversöhnlich.

---

## XXXIII.

## Friedrich II.

(1215—1250.)

Auf Friedrich Barbarossa folgte dessen Sohn, Heinrich VI. (1190—1197). Um das sicilische Reich, seine Erbschaft, zu gewinnen, unternahm er einen Zug nach Unteritalien, wo indessen seine Gegner, welchen die deutsche Herrschaft verhaßt war, einen Gegenkönig gewählt hatten. Als endlich Heinrich sich des Reiches bemächtigte, verfuhr er bei der Bestrafung einer angeblichen Verschwörung mit einer Grausamkeit und Rachgier, die sein Andenken geschändet hat. Gleichwohl wurde sein früher Tod in Deutschland allgemein betrauert.

Er hinterließ einen dreijährigen Sohn, Friedrich, dem seine Erblande Neapel und Sicilien zufielen, und dessen Vor-

mund Papst Innocenz III. (1198—1216) ward. In Deutschland erhoben sich wieder die Parteien der Hohenstaufen und Welfen; jene wählten den Herzog **Philipp** von Schwaben, diese Otto, den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen. So brach denn abermals der Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen aus, und Deutschland wurde von neuem der Schauplatz eines zehnjährigen verheerenden Bürgerkrieges. Schon war Philipp im Begriff, über seinen Gegner den Sieg davonzutragen, als er vom Pfalzgrafen **Otto von Wittelsbach** in seinem Palaste ermordet wurde (1208). Otto IV. war nun alleiniger König. Aber sein Verhältniß zum Papst Innocenz III. gestaltete sich so feindselig, daß dieser den Bann gegen ihn aussprach und seinen Mündel, den jungen Friedrich, aufforderte, sich um die deutsche Königskrone zu bewerben. Friedrich kam nach Deutschland, wo sein gefälliges, einnehmendes Wesen, seine große Freigebigkeit ihm eben so schnell die Herzen des Volkes gewannen, als Otto IV. immer mehr in der Meinung der Deutschen sank. Von seinen Anhängern verlassen, starb Otto im Jahre 1218 auf der Harzburg.

Friedrich ward zu Aachen gekrönt. Gleich bei seiner Krönung hatte er das Gelübde eines Kreuzzuges gethan. Allein zuerst suchte sich der neue König in Deutschland zu befestigen, und der damalige Papst, Honorius III., ein mild denkender Mann, bewilligte ihm einen Aufschub über den andern. Heinrich, Friedrichs neunjähriger Sohn, ward zum römischen König gewählt, und Friedrich selbst trat seinen Römerzug an, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Die Krönung fand in der Peterskirche Statt, und der Kaiser erneuerte sein Versprechen, ins heilige Land zu ziehen. Zugleich gestattete ihm der Papst eine neue Frist, weil der Kaiser erst seine Erblande Neapel und Sicilien beruhigen wollte.

Auf diese seine Erblande verwandte Friedrich die größte Sorgfalt, indem er eine zweckmäßige Gesetzgebung einführte, und durch Beförderung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften diese Staaten zur herrlichsten Blüthe emporhob.

Unaufhörlich erinnerte der Papst den Kaiser an die Erfüllung seines Gelübdes; allein dieser zögerte von Jahr zu

Jahr. Als Honorius gestorben war (1227), bestieg der hochbejahrte, aber kühne und thatkräftige Gregor IX. den päpstlichen Stuhl, und mahnte sofort den Kaiser an den heiligen Zug. Wirklich strömten jetzt große Schaaren von Kreuzfahrern nach Apulien, um den Zug anzutreten. Bald aber brachen unter den Pilgern böse Seuchen aus. Indessen wurden Viele eingeschifft, und auch Friedrich folgte mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, dem Gemahl der heiligen Elisabeth. Auf der Flotte wurden beide von der ansteckenden Krankheit ergriffen und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb, die schon vorausgeeilten Pilger kehrten auf die Kunde, daß der Kaiser nicht nachfolge, verdrossen um und zerstreuten sich in die Heimath. So war der ganze Zug vereitelt (1227).

Der Papst Gregor ergrimmte, und schleuderte in seinem Zorn den Bannstrahl gegen den Kaiser. Um jedoch zu zeigen, daß seine Krankheit kein bloßer Vorwand gewesen, trat der Kaiser im folgenden Jahre (1228) die Kreuzfahrt von neuem an, zu welcher er die zweckmäßigsten Anstalten traf. Da sprach der Papst zum zweiten Male den Bannfluch gegen Friedrich aus. So war er denn einmal gebannt, weil er den Kreuzzug unterlassen, und zum zweiten Male, weil er ihn unternommen hatte. Ja, der Papst forderte sogar zum Kriege gegen Neapel auf und ließ die dazu angeworbenen Kämpfer des heiligen Stuhles mit dem Schlüssel Petri bezeichnen.

Friedrich war indessen glücklich zu Acre gelandet. Anfangs kamen ihm die dortigen christlichen Ritter freundlich und bereitwillig entgegen. Als aber der Bannfluch des Papstes bekannt wurde, zogen sich alle zurück und zeigten eine feindselige Gesinnung. Damals war Sultan Kamel von Aegypten im Besitze von Palästina, und Friedrich fand ihn sehr geneigt zu einer friedlichen Ausgleichung. Durch geschickte Unterhandlungen gewann er jetzt ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch so viel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen können. Der Sultan trat in einem zehnjährigen Waffenstillstand (1229) Jerusalem und die zwischen Joppe und Jerusalem liegenden Städte und

Landschaften ab, und verlangte nur Schutz und Sicherheit für die daselbst wohnenden Mohammedaner und Zutritt für sie zu dem Tempel Salomo's, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen. Friedrich zog fröhlich in Jerusalem ein, aber an demselben Tage erschien auch daselbst der Erzbischof von Caesarea und sprach im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdict über die Stadt und das heilige Grab. Dennoch ging Friedrich in die Kirche und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altare die Krone auf. Hermann von Salza hielt in deutscher und französischer Sprache eine Rede an das Volk. Nach einem kurzen Aufenthalte im heiligen Lande schiffte sich der Kaiser in den ersten Tagen des Mai (1229) wieder ein und stieg glücklich bei Brundusium ans Land.

In Friedrichs Abwesenheit war das Heer des Papstes, der die glücklichen Erfolge des Kaisers hämisch verdächtigt hatte, in Apulien eingefallen. Plötzlich erschien Friedrich selbst, und die Schlüsselhelden wichen auf allen Punkten und räumten in wenigen Wochen des Kaisers Staaten. Durch diesen Fortschritt der kaiserlichen Waffen wurde der Papst zur Nachgiebigkeit genöthigt; es kam ein Friede zu Stande und der Kaiser wurde vom Banne losgesprochen.

In der Lombardei herrschten unaufhörliche Unruhen und Fehden, indem sich die Städte mit Haß und Ingrimm bekriegten und sogar in den Mauern der einzelnen Städte Parteikämpfe wütheten. Das kaiserliche Ansehen war hier gänzlich verachtet. Aber Friedrich war entschlossen, seine Hoheitsrechte geltend und dem gesetzlosen Zustande in Oberitalien ein Ende zu machen. So beginnt ein Kampf, der sich über seine ganze folgende Regierung hinzieht. Die treulosen Lombarden reizten sogar Friedrichs Sohn, Heinrich, der in seines Vaters Abwesenheit Deutschland verwaltete, zur Empörung auf. Als aber Friedrich nach Deutschland kam, mußte sich Heinrich bald unterwerfen, und flehte persönlich die Gnade des Kaisers an. Er erhielt Verzeihung. Dennoch machte er einen zweiten Versuch zur Empörung; ja man sagte, er habe den Vater vergiften wollen. Hierauf ward er denn gefangen genommen und in einen apulischen Kerker geschickt (1235), wo er nach sieben Jahren (1242) starb. Bei

seinem Tode erklärte Friedrich öffentlich: „Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte, und ich bin weder der Erste noch der Letzte derjenigen, welche von ungehorsamen Söhnen Schaden erduldeten und doch an ihrem Grabe weinten.“

Die Lombarden weigerten sich fortwährend, den Kaiser als ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm Treue zu schwören. Zwar schlug sie Friedrich in der Schlacht bei Cortenuovo (1237) auf's Haupt, aber jetzt schloß sich Gregor, der des Kaisers Uebermacht in Italien fürchtete, wieder näher an die Städte an; zugleich wollte er nicht zugeben, daß Friedrich seinen Sohn, den schönen Enzio, zum König von Sardinien ernannte, auf welche Insel die Päpste schon längst Anspruch machten. So sprach denn der Papst abermals den Bann über den Kaiser aus. Beide, Kaiser und Papst, griffen sich in öffentlichen Schriften an und verfolgten sich mit den härtesten Vorwürfen. Gregor warf dem Kaiser Unglauben, Gotteslästerungen und Ketzereien vor, und verglich ihn mit dem Thiere mit Bärenfüßen und Löwenrachen in der Offenbarung, wogegen der Kaiser den Papst den großen Drachen und Antichristen nannte.

Friedrich's Lage ward bedenklicher, als nach Gregor's Tod Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieser Mann hatte bis zu seiner Wahl freundliche Gesinnungen gegen den Kaiser gehegt; als aber dieser seine Ernennung vernahm, rief er aus: „Ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe, und einen feindlichen Papst wiederfinde! Kein Papst kann Ghibelline sein!“ Und so war es, denn Innocenz hatte keinen geringeren Plan, als den Kaiser völlig zu stürzen. Er entkam aus Italien nach Lyon, und als er sich hier sicher fühlte, erneuerte er den Bannfluch des Kaisers. Ein Pfarrer in Paris, der den Bann zu verkündigen hatte, sprach zu seiner Gemeinde: „Daß zwischen dem Papst und dem Kaiser Streit ist, wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, gegen den Kaiser den Bann zu sprechen. Ich spreche ihn hiermit gegen den, auf dessen Seite die Schuld ist; dem Unschuldigen gebe ich die Absolution.“ Der kühne Redner ward für seine Freimü-

thigkeit vom Papste bestraft, Friedrich aber machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Innocenz berief eine Kirchenversammlung nach Lyon (1245). Friedrich ließ sich durch seinen Hofrichter Thaddäus von Suessa vertheidigen, aber trotz der trefflichen Vertheidigungsrede dieses Mannes sprach der Papst, der den Kaiser nun einmal verderben wollte, den Bann über ihn aus und erklärte ihn mit seinem Sohne Konrad für abgesetzt. Als der Bannfluch ausgesprochen ward, warfen die Bischöfe, welche brennende Kerzen in den Händen gehalten, diese auf die Erde, daß sie erloschen. Thaddäus verließ bei diesem Auftritt die Versammlung und rief, sich auf die Brust schlagend: „Dies ist der Tag des Zornes, der Tag des Unheils und des Verderbens!"

Der Papst drang nun in die Fürsten, einen neuen Kaiser zu wählen. Endlich waren die geistlichen Stände dazu bereit und wählten den Landgrafen von Thüringen, Heinrich, mit dem Beinamen Raspe (d. h. der Rauhe), der auch zu Aachen gekrönt ward. Durch große Summen, die von den Päpstlichen in England, Frankreich und Spanien erpreßt waren, wurden die weltlichen Fürsten bestochen; Schaaren von Bettelmönchen predigten das Kreuz gegen Friedrich und reichlicher Ablaß wurde denen versprochen, die vom Kaiser abfallen würden. Dennoch konnte Heinrich, den das Volk spottweise den Pfaffenkönig nannte, gegen König Konrad nicht aufkommen und ward zuletzt von diesem völlig geschlagen (1246). Das Jahr darauf starb Heinrich machtlos auf der Wartburg.

Der Papst und seine Partei ruhten indessen nicht, einen neuen Gegenkönig aufzusuchen. Endlich ließ sich der kaum zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland bewegen, die Krone anzunehmen, konnte aber niemals zu Ansehen gelangen. Während Konrad und Wilhelm sich bekriegten, dauerte auch in Italien der Kampf fort. Friedrich's letzte Jahre sind eine ununterbrochene Kette von Unglücksfällen. Sein Sohn Enzio, der an Tapferkeit, edler Sitte und Schönheit vor allen Rittern strahlte, ward in einer Schlacht von den Bolognesern gefangen genommen, die den erst vierundzwanzigjährigen Heldenjüngling triumphirend in die Stadt brachten. Trotz

aller Anerbietungen, die der tiefbetrübte Vater machte, behielten sie ihn bis an sein Ende, noch zweiundzwanzig Jahre, im Kerker. Eben so mußte es den Kaiser tief schmerzen, als Peter de Vincis, sein Kanzler, den er mehr als Freund denn als Diener behandelt, des Verraths gegen den Kaiser beschuldigt wurde. Es heißt, Peter habe Friedrich vergiften wollen; er ward verhaftet und nahm sich im Gefängniß das Leben. Friedrich selbst hatte im Kriege kein Glück, und Gift, vom Papste gemischt, drohte seinem Leben.

Durch solche Anstrengungen, durch so schwere Schläge des Schicksals wurde des Kaisers Gesundheit geschwächt. Zu Firenzuola, in der Nähe von Luceria, befiel ihn eine Krankheit; er starb in den Armen seines geliebten Sohnes Manfred. Sein Grabmal wird noch heute in Palermo gezeigt.

Da Friedrich fast seine ganze Thätigkeit auf Italien richten mußte, so konnte er sich um die Angelegenheiten Deutschlands wenig bekümmern. Dieses Reich befand sich in dem schrecklichsten Zustande. Dazu kam, daß es unter Friedrichs Regierung von den wilden Schwärmen der Mongolen bedroht wurde. Dieses Volk, den alten Hunnen ganz ähnlich, war im dreizehnten Jahrhundert aus Asien hervorgebrochen und hatte unter seinem größten Herrscher, dem furchtbaren Dschingischan, ein gewaltiges Reich gestiftet. Wohin die Mongolen kamen, wütheten sie mit entsetzlicher Mordgier und Zerstörungssucht. Unter Dschingischans Nachfolger drangen sie durch Rußland und Polen nach Deutschland vor. In Schlesien stellte sich ihnen Herzog Heinrich der Fromme entgegen. Zwar siegten die Mongolen in der Schlacht bei Liegnitz (1241), doch hatten sie einen so großen Verlust erlitten, daß sie den weiteren Zug nach Westen aufgaben und mit ihrem Raube und neun Säcken voll linker Ohren, die sie den Erschlagenen abgeschnitten, den Rückzug antraten.

Kaiser Friedrich II. war von schönem, kräftigem Wuchs, blond und von herrlichen Zügen, ein Beförderer, Kenner, ja Meister der Künste und Wissenschaften. Er legte zuerst in Neapel und Capua Kunstsammlungen an. Er verstand sechs Sprachen, war ein Freund der Dichtkunst und de Gesanges, ja selbst ein glücklicher Dichter. So oft er der Regierungssorgen vergessen konnte, gab er sich der Freude des Lebens,

der Pracht und Ergötzlichkeit und dem Genusse der Kunst hin. In ihm war ein reiches und großartiges Leben untergegangen.

---

## XXXIV.

### Konradin.

(1268.)

Konrad IV. hatte in Deutschland kein Ansehen und starb schon 1254, indem er einen zweijährigen Sohn gleichen Namens hinterließ, den die Italiener seiner Jugend wegen Konradin, d. h. den kleinen Konrad, nannten. Unter solchen Umständen machte Papst Innocenz, der den Hohenstaufen auch das sicilische Reich entreißen wollte, den Versuch, dasselbe mit dem Kirchenstaate zu vereinigen. Es erhob sich jedoch gegen ihn Manfred, ein unebenbürtiger Sohn Friedrichs II., schlug das päpstliche Heer in die Flucht und behauptete das Reich bis 1266. Inzwischen hatten die Nachfolger Innocenzens das Reich als ein erledigtes Lehn der Kirche bald diesem, bald jenem Fürsten angeboten. Endlich fand sich Karl von Anjou, Graf von Provence, der jüngste Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, und Papst Clemens IV. belehnte ihn mit Neapel und Sicilien. Karl war ein muthiger, thätiger, aber habsüchtiger und grausamer Mann, in dessen Herzen keine edlen Gefühle Raum fanden, und dessen menschenfeindlicher Sinn sich in seinen finsteren Zügen abspiegelte. Um sein neues Reich zu erobern, erschien er mit einem Heere in Italien. Manfred war zum Kriege gerüstet; es kam zur Schlacht bei Benevent (1266), die Manfred durch den Verrath seiner Edlen verlor. Er selbst stürzte sich unter die Feinde und starb tapfer kämpfend den Heldentod. Karl von Anjou war nun König und ward zu Neapel gekrönt.

Die Herrschaft des Königs ward seinen Unterthanen bald unerträglich. Er verfuhr gegen alle Hohenstaufischen mit blutiger Grausamkeit und bedachte seine französischen Großen mit den reichsten Besitzungen. Auch auf des Papstes Ermahnungen achtete er nicht. Da schickten die Hohenstaufisch Ge-

sinnten Botschaft nach Deutschland an Konradin; er möge kommen und sein väterliches Reich annehmen. Konradin war bereit, diesen Aufforderungen zu folgen; von Jugend auf lebte er arm und ungeachtet bei seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, aber der hohe Geist seiner Ahnen war nicht von ihm gewichen. Vergebens warnte ihn voll düsterer Ahnungen seine zärtlich besorgte Mutter: Italien mit seinen Schätzen, seiner Lust, seinen Reizen habe alle Hohenstaufen zu sich gelockt, aber zu sicherem Verderben, auch diesmal werde es seine alte Tücke bewähren. Doch Konradin blieb entschlossen, das Erbe seiner kaiserlichen Ahnen zu erringen oder ihrer würdig unterzugehen, und lieber einen gefährlichen, schwierigen Kampf zu beginnen, als daheim sicher, aber ruhmlos zu leben. Mit echt ritterlichem Sinne verkaufte und verpfändete er noch die letzten Trümmer der Hohenstaufischen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer, an dessen Spitze er, in Gesellschaft seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, im Jahre 1267 den Zug über die Alpen antrat.

Anfangs ging das Unternehmen glücklich von Statten. Die Hohenstaufisch Gesinnten (Ghibellinen) schlossen sich überall dem jungen Konradin an, die Römer sogar führten ihn, dem Papste zum Trotz, mit Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Die Pisaner hatten eine Flotte ausgerüstet, die bei Messina einen glänzenden Sieg über Karls Galeeren davon trug, ganz Sicilien erhob sich im Aufstand gegen die verhaßten Franzosen. Karl von Anjou befand sich in der mißlichsten Lage; nur ein glückliches Treffen konnte ihn retten. Und in der That gewann er die Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, wo Konradin völlig geschlagen ward (1268). Die Hohenstaufischen Ritter, die den Sieg schon in Händen hatten, zerstreuten sich zu früh: da brachen die Franzosen aus einem Hinterhalt hervor und errangen den Sieg. Konradin und sein Freund Friedrich wurden auf der Flucht durch Johann Frangipani, dessen Familie von Kaiser Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden, verrathen und an Karl ausgeliefert.

Der König ließ Richter und Rechtsgelehrte nach Neapel kommen, durch deren Spruch Konradin als Frevler gegen die Kirche, als Empörer und Hochverräther zum Tode verurtheilt

werden sollte. Als die Richter die Anklage des Königs hörten, erschraken sie sehr, wagten aber nicht, ihre Meinung unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht.“ Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl dagegen ein, daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten, aber Guido erwiderte unerschrocken: Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von anderen Heeren geschehen? Und steht es nicht der Kirche allein zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ Alle Richter bis auf einen, den knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei. Diese einzige Stimme genügte dem König, um aus eigener Macht das Todesurtheil über Konradin und alle anderen Gefangenen auszusprechen.

Konradin saß beim Schachspiel, als ihm der furchtbare Todesspruch verkündet wurde. Der sechszehnjährige Jüngling zeigte eine seines Heldengeschlechts würdige Fassung; er benutzte gleich seinen Unglücksgefährten die wenige ihm gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen. Am 29. October 1268 wurden die Verurtheilten zum Blutgerüste geführt. Als Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf Befehl des Königs das Urtheil vorgelesen hatte, entstand ein dumpfes Gemurmel unter den Anwesenden; aber die Furcht schloß allen den Mund, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, sprang zornig hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, aber das Urtheil blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort

verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn ich auch schuldig wäre, wie darf man die Unglücklichen grausam strafen, welche in löblicher Treue mir anhingen?“ — Alle Anwesenden waren gerührt, nur Karl blieb ungerührt. Konradin warf seinen Handschuh vom Blutgerüste, als forderе er zur Rache auf, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Baden, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände.“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal sich emporrichtend aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. Als Friedrich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Karl's Blutdurst war noch nicht gesättigt; über tausend sollen nach und nach ihr Leben verloren haben.

So unglücklich endete das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen; denn auch die noch übrigen Sprößlinge verfolgte das Unglück und sie starben im Kerker. Ein hartes Geschick traf auch Margarethe, die Tochter Friedrich's II., die an Albrecht den Entarteten, Markgrafen von Meißen, vermählt war. Sie wurde auf das Unwürdigste behandelt, und ihr Gemahl wollte sie sogar ermorden lassen. Da entschloß sich die unglückliche Fürstin zur Flucht. Als sie von ihren Söhnen, damals noch zarten Knaben, Abschied nahm, ergriff sie ein so heftiger Schmerz, daß sie einem derselben, Friedrich, in die Wange biß, wovon er den Beinamen der G e b i s s e n e oder mit der gebissenen Wange führte. Da ließ sich die Kaiserstochter an Seilen von der Wartburg herab und irrte hülflos umher, bis sie zuletzt nach Frankfurt kam, wo sie ihrem Grame in kurzer Zeit erlag (1270).

## XXXV.

## Die Sicilische Vesper.

(1282.)

Die Kirche hatte in dem Kampfe gegen das ihr verhaßte Geschlecht der Hohenstaufen vollständig obgesiegt, sollte aber bald an Karl von Anjou einen neuen, gefährlichen Gegner erhalten. Als Haupt der Guelfen, wie die den deutschen Kaisern feindliche Partei in Italien fortwährend hieß, gelang es ihm, sein Ansehen in ganz Italien geltend zu machen und während er seine Hand nach der römischen Kaiserkrone ausstreckte, traf er zugleich Anstalten, dem griechischen Kaiser seinen Thron zu entreißen. Auf die Papstwahl wußte er einen solchen Einfluß auszuüben, daß nur seine Werkzeuge auf den Stuhl Petri erhoben wurden. Aber der Fall von der schnell erstiegenen Höhe blieb nicht aus, und in der Sicilischen Vesper folgte, wenn auch erst nach vierzehn Jahren, für so viel ungerecht vergossenes Blut die schrecklichste Rache.

Die eiserne Strenge, mit welcher der übermüthige und gefühllose Karl von Anjou seine italienischen Lande behandelte, lastete besonders schwer auf der Insel Sicilien, die, einst von den Hohenstaufen bevorzugt, jetzt auf jede Weise hintangesetzt und gekränkt ward. Fortwährend wurden fast alle hohen und niederen Aemter an Franzosen vergeben, die in ganzen Schaaren einwanderten. Die drückendsten Steuern und Auflagen wurden mit schrankenloser Willkür erhoben, und Schatzungen, Gütereinziehungen und andere Strafen verhängt. Da faßte Johann von Procida, Herr der gleichnamigen Insel, ein alter Anhänger der Hohenstaufen, den Entschluß, Sicilien von dem Joche der französischen Herrschaft zu befreien. Als Anhänger Konradin's hatte er seine Güter verloren, aber Schutz und Sicherheit am Hofe Peter's III. von Aragonien gefunden, dessen Gemahlin eine Tochter König Manfred's war. Voll Haß gegen die Franzosen und voll Treue gegen das Hohenstaufische Haus regte er diesen zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten auf. Da Peter sich nicht stark genug fühlte, zog Johann von Procida überall herum, um ihm Bundesgenossen zu verschaffen. Er ging heimlich nach

Sicilien, wo er mit einflußreichen Adeligen Verbindungen anknüpfte, und zog dann, als Barfüßermönch verkleidet, nach Konstantinopel, wo ihm der griechische Kaiser, mit Karls Absicht, ihm sein Reich zu entreißen, nicht unbekannt, Hülfsgelder gab und Waffen zusagte. Nun faßte Peter von Aragonien Muth; er fing an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Afrika kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich und, wie es heißt, sogar von Karl von Anjou selbst.

Noch aber war er nicht mit seinen Schiffen an der Küste Afrikas erschienen, als die von Johann von Procida geleitete Verschwörung durch einen Zufall zum Ausbruch kam (am Ostermontage 1282 Nachmittags). Die Bürger der Stadt Palermo auf Sicilien hatten die Gewohnheit, in der Kirche von Montreal, die etwas entfernt von der Stadt liegt, die Vesper zu hören. Es war ein gewöhnlicher Spazierweg und die Franzosen selbst nahmen an dem Feste Theil, aber sie hatten untersagt, Waffen zu tragen, mit denen man sich sonst an diesem Tage zu üben pflegte. Unter diesem Vorwande erlaubte sich ein unverschämter Franzose, Namens Drouet, gegen eine junge adelige Dame, die mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam herausgekommen war, grobe Unanständigkeiten, als wolle er untersuchen, ob sie nicht gegen das Verbot Waffen bei sich führe. Ohnmächtig sank sie ihrem Verlobten in die Arme. Ihre Angehörigen sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehenden nahmen Antheil an dem Vorfall, Drouet ward erstochen und in einem Augenblicke sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Racheopfern umherschauend. Der Ruf: „Tod den Franzosen!“ erscholl, und in wenigen Minuten war das Morden allgemein. Es erfolgte ein Blutbad, in dem alle Franzosen niedergemacht wurden. Kein Einziger fand Gnade; man spürte so lange herum, bis man jede Spur der Fremdlinge in Palermo vertilgt zu haben glaubte. Der Aufstand verbreitete sich von hier bis über die ganze Insel. In Catanea kamen allein 8000 Franzosen ums Leben. Um sie zu erkennen, ließ man, wie erzählt wird, jeden Unbekannten das Wort ciceri aussprechen, was den Franzosen unmöglich war. In Taormina, wohin sich Viele geflüchtet hatten, ging es ebenso; in

Messina, wo der Aufstand am spätesten ausbrach, wurden 3000 Franzosen ermordet. Auf ganz Sicilien wurden nur zwei französische Edelleute verschont. Dieses Blutbad, die Sicilische Vesper genannt, war ein schreckliches Todtenopfer für die Manen Konradins.

Karl von Anjou befand sich eben beim Papste Martin IV., als er die entsetzliche Nachricht erhielt. Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf und schwur den Siciliern fürchterliche Rache; der Papst that sie in den Bann. Als aber Karl Messina mit großer Macht ängstigte, landete Peter von Aragonien mit 30,000 Mann, ließ sich in Palermo zum König krönen, zwang Karl zur Aufhebung der Belagerung und vernichtete einen bedeutenden Theil seiner Flotte. Peter wurde Herr von Sicilien, der Kampf dauerte noch viele Jahre, aber alle Versuche der Franzosen, die Insel wieder zu erobern, scheiterten. Erst im Jahre 1302 kam ein Friede zu Stande, kraft dessen Friedrich, Peters dritter Sohn, König der Insel Sicilien blieb, Karl II. aber, Karls I. Sohn, sich mit dem festen Lande von Unteritalien oder dem Königreich Neapel begnügen mußte.

---

## XXXVI.

## Rudolf von Habsburg.

(1273—1291.)

Seit dem Tode Friedrichs II. befand sich das deutsche Reich in der größten Zerrüttung. Weder Konrad IV., noch Wilhelm von Holland vermochten ihr königliches Ansehen geltend zu machen, und wenn auch nach Konrads Tod (1254) Wilhelm rechtmäßiger König war, genoß er doch so wenig Achtung, daß ein Utrechter Bürger ihn einst mit Steinen warf, ein anderer seine Gemahlin auf der Straße plünderte, und der Erzbischof von Köln ihn sogar in seinem Palaste verbrennen wollte. Als er einst die Friesen bekriegte, fiel er in einen Morast und wurde unerkannt erschlagen (1256). Die deutsche Krone war so verachtet, daß sie kein Deutscher mehr tragen wollte; da verkaufte ein Theil der Wahlfürsten

seine Stimme dem englischen Prinzen Richard von Cornwallis um schweres Geld; andere boten sie dem König Alfons X. von Castilien an. Nur Richard kam nach Deutschland, aber sein Ansehen dauerte nur so lange wie sein Geld; Alfons ist niemals nach Deutschland gekommen. Man nennt diese Zeit von 1254—1273 das Interregnum oder Zwischenreich, weil so gut wie gar kein König über Deutschland herrschte, und diese Zeit ist die traurigste, die jemals über unser Vaterland hereingebrochen ist. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die Fürsten und Stände bekriegten sich unter einander, plünderten und verheerten das Land, ohne sich um das Oberhaupt des Reiches zu bekümmern. Die adeligen Ritter lauerten von ihren hohen Burgen herab auf die Vorüberziehenden und fielen über die Kaufleute her, die zu den Messen und Märkten zogen; ungescheut trieben sie Wegelagerung und Straßenraub; Mord und Brand waren an der Tagesordnung. Da sich jeder selbst schützen mußte, so traten mehr als sechszig Städte am Rhein in einen Bund zusammen und stellten Schiffe und Mannschaft zu gegenseitigem Schutze. Sollte jedoch Deutschland sich nicht völlig auflösen und zerbröckeln, so mußte wieder ein kräftiger Herrscher auf den Königsthron erhoben werden.

Der damalige Papst, Gregor X., ermahnte daher die Fürsten zur Wiederherstellung des Kaiserthums, und so lud denn der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein, die Fürsten zur Wahl nach Frankfurt ein. Aber es hielt schwer, ihre Stimmen zu vereinigen, denn geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangten einen gütigen und weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollten sie nichts wissen. Endlich lenkte der Erzbischof von Mainz die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Rudolf hatte früher am Hofe Friedrichs II. gelebt, der sein Taufpathe war, und sich durch Heldenmuth und edlen Sinn ausgezeichnet. Er besaß zwar ansehnliche Gebiete in Helvetien und am Oberrhein, aber keineswegs hinlängliche Macht, um den Fürsten furchtbar zu erscheinen. Sein Stammschloß, die Habsburg oder eigentlich Habichtsburg, lag an der Aar im heutigen Kanton Aargau. Er war allgemein bekannt

wegen seines ritterlichen Muthes und seiner Tapferkeit, durch welche er seine Besitzthümer vergrößert und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, und wegen seiner Frömmigkeit, wovon man sich manches zu erzählen wußte. Einst begegnete Rudolf auf der Jagd einem Priester, der einem Sterbenden das heilige Abendmahl reichen wollte. Sein Weg führte ihn über einen Bach, dessen Steg die Gewalt des Wassers weggerissen hatte. Kaum sah Rudolf, wie der Priester den Bach durchwaten wollte, als er sogleich vom Pferde stieg und dasselbe dem Geistlichen überließ. Am folgenden Tage brachte es dieser dem Grafen zurück, der es aber zurückwies und „zu Streit und Jagd das Roß nicht wieder besteigen wollte, das seinen Heiland getragen". Derselbe Priester soll später Capellan bei dem Erzbischof Werner von Mainz geworden sein und diesem den frommen Sinn des Habsburger Grafen gerühmt haben. Doch war auch der Erzbischof dem Rudolf verpflichtet, weil er ihn früher auf der Reise nach Rom, um dort das Pallium (den bischöflichen Mantel) zu empfangen, sicher über die Alpen geleitet hatte. Beim Abschiede hatte er ihm gesagt: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte nur noch so lange, um Euch für den mir erwiesenen Dienst reichlich belohnen zu können."

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischof begriffen, und lag mit seinem Kriegsvolk vor der Stadt, als er einst um Mitternacht in seinem Zelte mit der Nachricht geweckt wurde, er sei zum König gewählt worden. Die Baseler öffneten ihm nun die Thore und wünschten ihm Glück, der Bischof aber erkrankte vor Angst und rief: „Sitze nun fest, Herr Gott, sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen." Rudolf zog nach Aachen, wo die Krönung Statt fand. Nach derselben begaben sich die Fürsten in die Kirche, um die Belehnung zu empfangen. Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Reichsscepter bei der Hand war, auf welches der Lehnseid geleistet zu werden pflegte. Um jede üble Vorbedeutung zu beseitigen, ergriff Rudolf mit schneller Geistesgegenwart ein Crucifix und sagte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können!"

Dem Papst bestätigte Rudolf alle früheren Schenkungen und Ansprüche und übernahm sogar das Versprechen eines Kreuzzuges, der jedoch nicht zu Stande kam *). In die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, hielt Rudolf für zwecklos und gefährlich, weshalb er auch nicht zur Kaiserkrönung nach Rom zog. Er verglich Italien mit der Höhle des Löwen in der Fabel, von der der Fuchs sagt: „Ich sehe wohl die Fußtapfen derer, die glücklich hineinkamen, aber nicht derer, die glücklich wieder herauskamen." Um so mehr wandte der König seine Thätigkeit auf Deutschland, und die schwere Aufgabe, das gesunkene Ansehen der Königskrone wieder zu erheben, hat er vollständig gelöst.

Während alle Fürsten Rudolf als König anerkannten, hatte sich bis dahin Ottokar, König von Böhmen geweigert. Dieser Fürst hatte während des Interregnums Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der deutschen Krone gestrebt. Seiner stolzen Seele war der Gedanke unerträglich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Unterwürfigkeit schuldig zu sein. Rudolf forderte die Zurückgabe der Länder, welche Ottokar an sich gebracht, als erledigte Reichslehen. Auf zwei Reichstagen ward der stolze Böhmenkönig vorgeladen, ohne zu erscheinen. Auf einer dritten Versammlung zu Augsburg erschien ein Bischof

---

Der vierte Kreuzzug ging (1203 von französischen Grafen und Rittern aus, irrte jedoch ganz von seinem ursprünglichen Ziele ab, denn die Kreuzfahrer eroberten Konstantinopel und gründeten hier das sogenannte lateinische Kaiserthum, das von 1204 bis 1261 bestand, wo es von Michael Paläologus zerstört und das griechische Kaiserthum wieder hergestellt ward. Den fünften Kreuzzug unternahm Friedrich II. — Im Jahre 1213 zog in Frankreich eine Schaar von 30,000, und in Deutschland eine andere von 20,000 Kindern weg, um das heilige Land zu befreien. Die Deutschen kamen fast alle vor Hunger und Mattigkeit um; die Französischen fielen Sclavenhändlern in die Hände, die ganze Schiffsladungen derselben an die Türken nach Aegypten verkauften. — Die letzten Kreuzzüge unternahm Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, aber ohne Erfolg. Seitdem verlor sich allmählich die Lust zu Kreuzzügen. Die letzten christlichen Besitzungen in Palästina gingen 1291 an die Türken verloren.

als Gesandter des Königs und griff in einer lateinischen Rede Rudolf's Wahl und Königthum mit harten Worten an. Dieser aber gebot ihm Stillschweigen und sagte: „Herr Bischof, wenn Ihr mit euren Geistlichen zu reden habt, so sprecht lateinisch, so viel ihr Lust habt: hier aber sprechet deutsch, wie es Brauch ist.“ Die Fürsten hätten fast Hand an den Redner gelegt, wenn es Rudolf nicht verhindert hätte. Er befahl jedoch dem Bischofe, sofort abzureisen, dann erfolgte der Spruch des Fürstengerichts, der Ottokar ächtete und aller seiner Lehen verlustig erklärte. Da aber der Böhmenkönig auf seine große Macht trotzte, so beschloß Rudolf, den Reichskrieg gegen ihn zu eröffnen.

Nur wenige Fürsten folgten ihm mit ihren Schaaren. Auch an Geld mangelte es. Als er den Rhein hinunterzog, fragte ihn ein Herr von Klingen: „Herr, wer soll Euren Schatz bewahren?“ Rudolf antwortete: „Ich habe keinen Schatz und kein Geld als diese fünf Schillinge, aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen.“ Der Erfolg hat sein Vertrauen gerechtfertigt. Durch Bündnisse gestärkt, rückte Rudolf ungehindert in Oestreich ein, dessen Einwohner der strengen Herrschaft Ottokar's überdrüssig, sich fast alle ohne Schwertstreich unterwarfen. Da nun Rudolf an einer Brücke über die Donau arbeiten ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten böhmischen Lager zu nähern, fühlte sich Ottokar überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen. Er mußte sich zu einem Vergleiche bequemen (1276), in dem er Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtrat, Böhmen und Mähren aber als Lehen empfing. Die feierliche Belehnung erfolgte öffentlich in Rudolfs Lager. An der Spitze eines glänzenden Gefolges zog der stolze Ottokar in königlicher Pracht, schimmernd von Gold und Edelsteinen, durch die stattlichen Reihen der deutschen Ritter, um knieend den Lehnseid zu leisten. Rudolf blieb in seiner schlichten Feldkleidung, und als ihn Jemand fragte, ob er nicht seinen königlichen Schmuck anlegen wollte, antwortete er: „Nein! der König von Böhmen hat oft über mein graues Wamms gelacht, heute soll mein graues Wamms einmal über ihn lachen, und die fremden Völker sollen sehen, was die Waffen der Deutschen vermögen.

Bald aber fühlte Ottokar bittere Reue, sich gedemüthigt zu haben, und die Spöttereien und Vorwürfe seiner Gemahlin, einer galicischen Fürstin, reizten ihn noch mehr auf. Er mußte sich von ihr sagen lassen, er habe den deutschen König von fern wie ein Hund angebellt und in der Nähe angewedelt; er habe sich gebehrdet wie ein Maulthier, das, so lange es den Wolf fern weiß, sich wild aufbäumt und ausschlägt, sich aber dennoch ohne Widerstand von demselben zerreißen läßt. Ottokar ertrug dies nicht; er griff von neuem zu den Waffen. Rudolf hatte nur wenig Mannschaft um sich, bald aber zog er Verstärkungen an sich und rückte gegen Ottokar vor. Es kam zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien (1278). Rudolf hatte befohlen, Ottokars Leben zu schonen, dieser aber einen Preis demjenigen versprochen, der ihm seinen Gegner todt oder lebendig liefern würde. Furchtbar wüthete der Kampf; Ottokar wurde erschlagen; Rudolf, von einem böhmischen Ritter vom Pferde geworfen, lag unter diesem, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor den Hufen der über ihn herstürmenden Rosse. Bald hob er sich unter seinem Pferde wieder empor, und errang den Sieg. Ein Ritter aus Ottokars Heere, von dem Rudolf beinahe getödtet worden wäre, fiel schwer verwundet in die Hände der Sieger, die ihn im Zorn niederhauen wollten, weil er das Leben ihres Königs bedroht hatte; allein Rudolf sprach: „Das verhüte Gott! einen so tapfern Ritter tödten, hieße dem Reiche unersetzlichen Schaden zufügen." Er befahl den Gefangenen sorgfältig zu verbinden und zu verpflegen.

Nach diesem Siege rückte Rudolf durch Mähren in Böhmen ein, und schloß mit Otto, dem Markgrafen von Brandenburg, der die Vormundschaft über den elfjährigen Wenzel, den Sohn Ottokars, übernommen hatte, einen Vergleich ab. Wenzel erhielt Böhmen und Mähren als Reichslehen, nur kam Mähren vorläufig auf fünf Jahre an Rudolf zur Entschädigung für die Kriegskosten. Mit den östreichischen Landen belehnte Rudolf seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf (1282). Kärnthen erhielt Graf Meinhard von Tyrol, der ihm im Kriege gegen Ottokar treue Dienste geleistet hatte.

Auf diese Weise suchte Rudolf seine Hausmacht zu vermehren in der Ueberzeugung, daß nur dadurch das König-

thum den Fürsten gegenüber zu wahrem Ansehen gelangen könne. Auch die folgenden Könige haben diesen Grundsatz gewahrt. Seine sechs Töchter vermählte Rudolf mit angesehenen Fürsten, so daß auch diese Ehebündnisse zur Erhöhung seiner Macht beitrugen.

Wie der König für sein eignes Haus sorgte, so war er nicht weniger bemüht, die in den Zeiten des Interregnums dem Reiche entrissenen Güter und Rechte demselben wieder zu gewinnen. In dem Herzogthum Schwaben war nach dem Untergange der Hohenstaufen besonders das Haus der Grafen von Würtemberg zu Macht und Ansehen emporgestiegen. Graf Eberhard war ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann, der den Wahlspruch führte: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Gegen ihn mußte Rudolf mehrmals das Reichsheer aufbieten, bis er sich endlich unterwarf. Auch gegen die Grafen von Hochburgund, Mömpelgard und Savoyen wurden mehrere Züge unternommen.

Mit gleicher Thätigkeit sorgte Rudolf für die Handhabung der Gerechtigkeit und die Herstellung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Er durchzog das Reich von einem Ende bis zum anderen, saß oft persönlich zu Gericht und erlaubte einem Jeden Zutritt, „denn,“ sagte er, „ich bin wahrlich nicht König geworden, um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Mehrmals gab er Gesetze zur Aufrechterhaltung des Landfriedens, welche von den Ständen des Reiches beschworen werden mußten. Die Uebertreter traf strenge Strafe. Einst ließ er in Thüringen neunundzwanzig gefangene Raubritter in seiner Gegenwart zu Erfurt hinrichten. Ueber ein Jahr verweilte er hier, bis alle Raubschlösser — es waren sechsundsechszig — gebrochen waren.

Rudolf wünschte die deutsche Krone seinem Sohne Albrecht, der von seinen Söhnen allein noch am Leben war, zu hinterlassen. Allein die Fürsten fürchteten die schnell emporstrebende Größe des Habsburgischen Hauses und den finsteren, harten und abschreckenden Sinn Albrechts. Sie wichen daher den Anträgen Rudolfs aus. Mißvergnügt verließ dieser Frankfurt und ging, schon krank und schwach, nach Straßburg. Als er die Nähe des Todes fühlte, rief er: „Wohlan, nach Speier!“ Hier, an der Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er

sein Ende erwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren starb (1291).

Rudolf hatte den Ruhm der Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Seine Gestalt war sehr hoch und schlank, seine Sitten einfach; Speise und Trank genoß er mäßig. Er trug gewöhnlich ein schlichtes graues Wamms, das er sich wohl im Felde selbst flickte. Wenn er sprach, gewann er durch biedere Zutraulichkeit, und war ein Freund von fröhlichen Reden und munteren Scherzen. Niemals ließ er es aber an Ernst und Ausdauer in seinen Unternehmungen fehlen. Als seinem Heere einst die Zufuhr abgeschnitten war, zog er eine Rübe aus dem Felde und aß sie roh, worauf die Kriegsleute ohne Murren seinem Beispiele folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen. „Siegen wir," sprach er, „so bekommen wir Lebensmittel genug; werden wir besiegt, so erhalten die Gefangenen wohl Essen und Trinken." Versprechungen und Zusagen hielt er treu und fest, so daß noch lange das Sprichwort blieb: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht."

---

## XXXVII.

### **Albrecht I.** (1298—1308.) — **Die Schweizer Eidgenossenschaft.**

Nach Rudolfs Tode wurde durch den Einfluß des Erzbischofs von Mainz Graf Adolf von Nassau auf den Königsthron erhoben (1292—1298). Da aber der neue König dem stolzen Kirchenfürsten bald zu selbstständig handelte, soll dieser geäußert haben, er trage noch mehr Könige im Sacke. Er verband sich mit den Fürsten, die ebenfalls mit Adolf unzufrieden waren, und auf einer Versammlung zu Mainz (1298) wurde König Adolf abgesetzt und Herzog Albrecht von Oestreich gewählt, der jedoch die neue Krone erst erkämpfen mußte. Die entscheidende Schlacht wurde bei Gellheim unweit Worms geschlagen. Adolf suchte im Schlacht-

getümmel seinen Gegner, aber vorsichtig hatte Albrecht Mehreren seine Feldzeichen gegeben. Einer nach dem Anderen mußte die gefährliche Auszeichnung mit dem Leben bezahlen. Schon hatte Adolf seinen Helm verloren, schon war sein müdes Schlachtroß zusammengestürzt und hart beschädigt, hatte er ein anderes bestiegen, als er endlich den Herzog selbst erblickte. „Hier müßt Ihr mir das Reich und Euer Leben lassen!“ rief er ihm entgegen. „Das steht in Gottes Hand,“ erwiederte Albrecht. Sie rannten wider einander und Adolf sank vom Pferde. Auf der Erde liegend ward der Schwerverwundete von anderer Hand vor Albrechts Augen vollends getödtet. Sein Heer zerstreute sich; der Sieg war für Albrecht entschieden. Dieser ließ sich in Frankfurt nochmals wählen und zu Aachen krönen.

Albrechts äußere Erscheinung war höchst abschreckend. Sein menschenfeindlicher Sinn prägte sich in seinem Antlitz ab, um so mehr, da er des einen Auges beraubt war. Unersättliche Herrschgier und Ländersucht trieb ihn fortwährend an, die Macht seines Hauses zu vermehren, aber seine Unternehmungen zu diesem Zwecke hatten keine glücklichen Erfolge. So floß seine zehnjährige Regierung dahin, ohne eben große Früchte hervorzubringen. Seiner Habsucht, die ihn zur Ungerechtigkeit verleitete, verdankte er ein trauriges Ende (1308).

Albrechts Bruder, Rudolf, war früh gestorben und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen. Dieser, Johann von Schwaben, hatte schon längst von seinem kaiserlichen Oheim die Herausgabe seiner väterlichen Erbgüter verlangt, war aber stets mit der Weisung vertröstet worden, daß ihm dafür Thüringen zu Theil werden sollte, zu dessen Eroberung Albrecht damals noch Krieg führte. Der junge Herzog war unwillig, daß sein gerechtes, schon öfter gethanes Begehr immer abgewiesen ward, was ihn um so mehr schmerzte, da Albrechts dritter Sohn, Leopold, mit ihm in gleichem Alter, längst im Besitz von Ehren und Gütern war. Von Herrschsucht verblendet und von bösen Rathgebern aufgehetzt, faßte er den furchtbaren Gedanken, sich durch Ermordung seines Königs und Oheims zu seinem Rechte zu verhelfen. Er verband sich mit einigen Habsburgischen Dienstleuten: Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von Wart und Konrad von

Tegerfeld, die sich von der Ermordung des Königs Ehren und Würden versprachen. Als nun Johann zu Baden dem Könige nochmals seine Bitte vortragen ließ, erhielt er wiederum Vertröstung auf die Zukunft. Jetzt war die Ausführung des blutigen Planes beschlossen. Eines Tages wollte Albrecht nach der Tafel seiner Gemahlin, die von Rheinfelden kam, entgegenreiten, und die Verschworenen begleiteten ihn. Der König war ungewöhnlich froh und heiter gestimmt. Als man bei Windisch über die Reuß setzte, wußten sie unter dem Vorwande, daß der Nachen so wenig als möglich beschwert werden müsse, den König von seiner übrigen Begleitung zu trennen. Am jenseitigen Ufer angekommen, hielt Johann den Kahn noch etwas zurück, damit die Andern nicht zu schnell nachkämen. Nun fiel Eschenbach dem König in den Zaum. „Zu Hülfe, Vetter!" rief Albrecht, aber dieser rannte ihm mit den Worten: „hier der Lohn des Unrechts!" das Schwert in den Nacken, daß es durch die Brust herausdrang. Balm spaltete ihm den Kopf. Der König sank vom Pferde und starb in den Armen eines gemeinen Weibes, welches dem Morde zugesehen. Von der Angst des Verbrechens getrieben, flohen die Mörder. Johann, dem die Geschichte den Namen Parricida *) giebt, verscholl gänzlich. Er soll in Italien als Mönch gestorben sein. Nachmals gab sich ein blinder Bettler zu Wien, Lathonius, für seinen Sohn aus. Eschenbach lebte fünfunddreißig Jahre lang als Schäfer im Würtembergischen verborgen, und Balm starb zu Basel in Dürftigkeit. Albrechts Gemahlin, Elisabeth, und seine Tochter Agnes übten nun an Allem, was den Mördern angehörte, furchtbare Rache. Ihre Burgen, zehn an der Zahl, wurden gebrochen, ihre Güter verwüstet und ihre Verwandten und Dienstleute grausam getödtet oder verjagt. Agnes ließ allein dreiundsechszig Mannen des Herrn von Balm vor ihren Augen enthaupten, ja, als Eschenbach's Burg erstürmt wurde, war sie schon im Begriff, dessen wimmerndes Kind eigenhändig zu erwürgen, als die Kriegsleute es ihr aus Mitleid entrissen. Der Herr von Wart, der allein auf der Flucht erreicht worden war, wurde, obgleich er selbst keine Hand an den Kaiser gelegt

*) Vatermörder, überhaupt Verwandtenmörder.

hatte, lebendig auf's Rad geflochten, auf dem er noch drei Tage lebte, während neben ihm seine Ehefrau betend auf sein Verscheiden wartete. Als Herzog Friedrich dem Wüthen der beiden Frauen Einhalt thun wollte, sagte Elisabeth zu ihm: „Du hast den blutigen Leichnam nicht gesehen! Barfuß und bettelnd wollte ich durch die Welt gehen, wenn ich deinen Vater noch am Leben wüßte.“ Gegen tausend unschuldige Menschen fielen als Opfer der Rachsucht der beiden Königinnen. An der Stelle, wo Albrecht gestorben, bauten sie das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihr übriges Leben zubrachte und mit dem Rufe einer Heiligen starb.

---

In das Todesjahr Kaiser Albrecht's fällt die Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft. Schon im Jahre 1300 hatte Albrecht den drei sogenannten Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden, den Vorschlag gemacht, ihre freie Reichsunmittelbarkeit mit der Habsburgischen Schirmherrschaft zu vertauschen. Sie wiesen aber insgesammt diesen Antrag zurück und baten um Bestätigung ihrer Freiheit und um Sendung eines Reichsvogts. Da ernannte Albrecht zwei Landvögte, denen er bewaffnete Macht beigab. Der eine, Hermann Geßler von Bruneck, saß zu Küßnacht am luzerner See, der andere, Beringer von Landenberg, auf der Burg zu Sarnen. Beide waren herrische übermüthige Männer, welche das Landvolk verachteten, durch Steuern und Abgaben drückten, und dessen alte Rechte verhöhnten. Die kleinsten Vergehen wurden hart bestraft und durch diese Strenge die Gemüther gereizt. Als Werner Stauffacher sich ein schönes Haus baute, sagte Geßler: „Ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr so frei lebet, als ob ihr selbst Herren wäret., ich werde mich unterstehen, es euch zu wehren.“ Noch schlimmer als Geßler hauste Landenberg. Einem Bauer aus dem Melchthal in Unterwalden, Namens Heinrich, ließ er um einer geringen Ursache willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge nehmen und dazu sagen, die Bauern könnten den Pflug selber ziehen. Da schlug Heinrich's Sohn, Arnold, dem Knechte des Vogts mit dem Stocke zwei Finger entzwei, und als Arnold, darüber erschrocken,

entfloh, ließ der grausame Vogt seinem alten Vater die Augen ausstechen. Arnold hielt sich bei Walther Fürst von Attinghausen, im Lande Uri, verborgen; zu diesem kam auch Stauffacher, von seiner hochsinnigen Frau angefeuert, sich mit seinen Freunden zu berathen. Die drei Männer waren einverstanden, daß der Tod besser sei als ungerechtes Joch zu dulden, und gelobten einander, vertraute und besonnene Männer zur Wiederherstellung der alten Freiheit zu werben.

Am Mittwoch vor Martinstag (den 7. November) des Jahres 1307 traten bei nächtlicher Weile Walther Fürst aus Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold Melchthal aus Unterwalden, jeder von zehn vertrauten Männern des Landes begleitet, im Rütli, einer einsamen Waldwiese am Ufer des Waldstätter Sees, zusammen. Als diese dreiunddreißig herzhaften Männer, sagt der Geschichtsschreiber des Schweizervolkes, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli bei einander waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oestreich. Alle streckten die Hände gen Himmel und schwuren, daß in diesen Sachen Keiner nach eigenem Gutdünken etwas wagen, Keiner den anderen verlassen solle; sie wollten kein Blut vergießen, aber die Freiheit behaupten und den Enkeln aufbewahren.

Inzwischen reizte der Uebermuth Geßlers den Ingrimm des Volkes noch höher. Auf dem Markte zu Altdorf hatte er einen Herzogshut auf einer Stange aufstecken und verkünden lassen, daß jeder Vorübergehende demselben die nämliche Ehre erweisen solle, wie wenn es der Herzog selbst wäre. Als nun Wilhelm Tell, Walther Fürsts Eidam, vorüberging, ohne den Hut zu beachten, ließ Geßler seinen Knaben holen und befahl dem Vater, einen Apfel von des Sohnes Kopfe zu schießen; fehle er beim ersten Schuß, so müsse er sterben. Tell bat um Gottes Willen, ihn nicht zu einer so unnatürlichen That zu zwingen. Vergebens, der Vogt drohte, wenn er nicht gehorche, ihn und das Kind zu tödten. Da schoß Tell und traf glücklich den Apfel, ohne das Kind zu verletzen. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt, und als Geßler ihn nun um die Ursache fragte, erklärte Tell, daß derselbe, im Fall der Schuß seinem Kinde

das Leben geraubt hätte, für ihn bestimmt gewesen wäre. Da ließ ihn Geßler binden und auf einen Kahn bringen, um ihn mit sich über den See nach Küßnacht zu nehmen. Schon war man auf der Fahrt jenseits des Rütli gekommen, als plötzlich der furchtbare Sturm losbrach, den die Schweizer Föhn nennen, und dem Schiffe den Untergang drohte. Nur Tell, sagten die Schiffsleute, sei im Stande, das Fahrzeug zu retten; da hieß Geßler ihn losbinden und das Ruder ergreifen. Tell that's, trieb aber das Schiff an eine felsige Uferstelle, die jetzt Tellsplatte heißt. Da ergriff er Bogen und Pfeile, sprang aus dem Schiffe und stieß dies mit dem Fuße in den See zurück. Mit Noth entging Geßler dem Tode in den Wellen, und als er gelandet war, ritt er die hohle Gasse nach Küßnacht hinunter. Hier lauerte Tell auf ihn und schoß ihm den Pfeil durch die Brust. Die That erscholl durch's ganze Land und ermuthigte die zagenden Gemüther.

Die Eidgenossen hatten die Ausführung ihres Planes auf den ersten Tag des Jahres 1308 festgesetzt. Zu gleicher Zeit nahmen sie alle Burgen und Zwinghöfe in ihrem Lande und verjagten ohne Blutvergießen die Vögte und deren Gehülfen. Landenberg, der zu Sarnen wohnte, begegnete, als er an demselben Morgen in die Messe ging, zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte Kälber, Ziegen, Lämmer u. dgl. zum Neujahr brachten, und hieß sie mit ihren Geschenken in die Burg ziehen. Kaum waren sie aber im Thore, so zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eisen aus dem Busen und steckte es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig anderen Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilten, bemächtigten sie sich des Schlosses und seiner Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und auch aus den übrigen Orten des Bundes wurden die Zwingherren vertrieben. Landenberg entfloh, ward aber eingeholt und mußte schwören, das Gebiet der Waldstätte nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von dem er Hülfe und Rache erwartete. Aber ehe dieser den Abfall der Waldstätte erfuhr, ward er ermordet. So konnten sich die Schweizer ihrer Freiheit freuen und vertheidigten sie auch in der Folge siegreich gegen die östreichische Uebermacht.

Im Jahre 1315 zog Herzog Leopold von Oestreich (vgl. XXXVIII.) heran, die aufrührerischen Unterthanen, wie er sie nannte, zu züchtigen. An der Spitze einer Kernschaar von 9000 Mann brach er auf, um über Morgarten in Schwyz einzufallen. Die Eidgenossen aber waren davon benachrichtigt und hatten sich, 1300 an der Zahl, hinter Morgarten vor einem schmalen Durchgang gelagert, der sich zwischen einem Berge und einem See hinzieht. Durch Gebet gestärkt, erwarteten sie das stolze Heer der Ritter. Fünfzig Verbannte, die in der Noth dem Vaterlande ihre Dienste angeboten hatten, waren von ihnen zurückgewiesen worden. Diese besetzten auf eigene Gefahr den erwähnten Berg, um von da aus dem durch den Paß ziehenden Feinde zu schaden. Kaum war das östreichische Heer in den Paß eingerückt, als die Fünfzig Felsblöcke und Baumstämme herabwarfen und das Heer in Unordnung brachten. Nun stürmten auch die Eidgenossen auf sie ein, und das ganze Heer der Feinde warf sich in regellose Flucht und erlitt eine völlige Niederlage. Ueber 1500 Gemeine und 350 Edle fielen theils unter den Hellebarden und Morgensternen der Schweizer, theils wurden sie in den See gesprengt und ertranken, während die Sieger nur 15 Todte zählten. Leopold selbst entkam mit genauer Noth. Die Eidgenossen aber traten zusammen und erneuerten ihren Bund auf ewige Zeiten.

Auch der Enkel des bei Morgarten geschlagenen Leopold, der seines Großvaters Namen führte, war von tiefem Haß gegen die abtrünnigen Bauern erfüllt und beschloß sie zu züchtigen. Viele Fürsten und Edle waren mit ihm verbunden, und in zwölf Tagen ward den Eidgenossen von nicht weniger als 167 Herren Fehde angesagt. Das Hauptheer Herzogs Leopold bestand aus 4000 Rittern und verhältnißmäßigem Fußvolk und war seines Sieges so gewiß, daß es einige Wagen voll Stricke mit sich führte, um die Aufrührer zu fesseln. Bei Sempach traf es auf die Eidgenossen (1386). Es waren ihrer nicht mehr als 1300, meist ungeharnischt, aber kräftige Männer mit Hellebarden, Morgensternen und breiten Schwertern bewaffnet. Leopold wurde von einigen Herren gemahnt, noch eine Abtheilung seines Heeres abzuwarten, aber er verwarf jeden Aufschub, und ein Herr von Ochsenstein

sprach schon vom Sieden und Braten des rebellischen Bauerngesindels. Da die Eidgenossen alle zu Fuß waren, schämten sich die Ritter des ungleichen Kampfes, und stiegen von ihren Rossen, um allein und zu Fuß es mit ihnen aufzunehmen. Sie übergaben daher ihre Rosse den Troßknechten hinter der Linie und rückten in geschlossenen Reihen mit vorgehaltenen Speeren gegen den Feind vor. Als Leopold, der den Zug führte, von einigen Getreuen gebeten wurde, sich vom Gefecht fern zu halten, entgegnete er: „Das wolle Gott nicht, daß ich Euch lasse sterben und genese allein; ich will mit meinen Rittern sterben oder siegen auf meinem Erbe!" Hierauf stürmten die Eidgenossen, konnten aber das Ritterheer, das wie eine Eisenmauer stand, nicht durchbrechen. Schon waren viele ihrer Vordermänner den Speeren der Ritter erlegen, da rief Arnold Struthahn von Winkelried aus Unterwalden: „Getreue, liebe Brüder, ich will euch eine Gasse machen, sorgt für mein Weib und meine Kinder!" Nun sprang er vor, umfaßte mit beiden Armen so viele von den vorgehaltenen Speeren, als er konnte, drückte sie sich in den Leib und machte, da die Speerhalter sie nicht fahren ließen, mit der Wucht seines fallenden Körpers eine Lücke in die feindliche Reihe. Da drangen die Eidgenossen sogleich hinein und zersprengten und zermalmten das stolze Heer der Ritter. Viele von ihnen erlagen den mächtigen Keulenschlägen und gewaltigen Schwerthieben der verachteten Bauern; andere ermatteten vor Hitze und kamen elend um; manche erstickten im Gedränge unter ihren Panzern; andere riefen vergebens nach ihren Pferden, denn die Troßknechte waren auf denselben entflohen. Sterbend hielt Ritter Ulrich von Aarburg das blutige Banner in die Höhe und rief umsonst: „Rette Oestreich!" Als Herzog Leopold sein Banner sinken sah, stürzte er sich in das wildeste Schlachtgetümmel, um den Tod zu suchen, denn, sagte er zu denen, die ihn abmahnten, er wolle lieber ehrlich sterben, als unehrlich leben. Man fand ihn nachher todt an der Seite des Bannerträgers der Stadt Freiburg liegen; 676 Ritter, darunter 350 Grafen, nebst 2000 Fußknechten deckten die Wahlstatt, während die Eidgenossen nur 200 Todte zählten.

---

## XXXVIII.

## Ludwig von Baiern (1314—1347) und Friedrich von Oestreich (1314—1326).

Nach Albrechts Tode war es abermals der Erzbischof von Mainz, dessen bedeutendem Einflusse es gelang, Heinrich VII. von Luxemburg auf den Thron zu heben. Er regierte von 1308—1313, und erwarb seinem Hause das Königreich Böhmen. Nach seinem Tode erhob sich über die Wahl des neuen Königs große Zwietracht im Reiche. Es traten zwei Parteien hervor, von denen die eine Herzog Friedrich den Schönen von Oestreich, die andere den Herzog Ludwig von Baiern zum König wählte. Beide waren nahe Verwandte. Friedrich ward bei seinen Bestrebungen um die Krone von seinem tapferen Bruder Leopold unterstützt. Durch seine Hausmacht war ihm Ludwig keineswegs gewachsen; übrigens erwarb letzterem ein heiteres liebenswürdiges Wesen und seine bewährte Tapferkeit viele Freunde. Ludwig wurde in Aachen von dem Erzbischof von Mainz, Friedrich in Bonn von dem Erzbischof von Köln gekrönt, also daß man sagen konnte, Ludwig habe die Krone nicht aus den rechten Händen, Friedrich nicht am rechten Orte empfangen.

Von nun an verheerte wieder ein achtjähriger Bürgerkrieg die deutschen Gauen, insbesondere die südwestlichen Länder. Endlich beschlossen die östreichischen Brüder alle Kräfte aufzubieten und zu gleicher Zeit in Baiern einzudringen, Leopold zog von Schwaben und Friedrich von Oestreich aus. Jedes ihrer beiden Heere war stärker als Ludwig's gesammte Macht. Friedrich kam zuerst herauf und wollte, kühn und ritterlich gesinnt, den Kampf nicht bis zu Leopold's Ankunft verschieben, sondern führte sein Heer bei Ampfingen unweit Mühldorf zur Schlacht (1322). Gegen den Rath der Seinigen schmückte er sich mit kaiserlicher Pracht und stürmte in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helm, voran in das Gefecht. Ludwig dagegen überließ, in einen unscheinbaren blauen Waffenrock gehüllt, die Leitung seiner Schaaren dem alten kriegserfahrenen Ritter Seifried Schweppermann aus Franken, der kluger Weise 600

Ritter mit östreichischen Feldzeichen in einen Hinterhalt legte. Friedrich kämpfte mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit Allen voran; allein von seiner Hand fielen fünfzig Feinde. Da brachen, als die Schlacht zehn Stunden gedauert hatte, die 600 Reiter aus ihrem Hinterhalt hervor. Anfangs hielten die Oestreicher diese anstürmende Nachhut für Leopolds Vorhut, bald aber geriethen sie durch diesen Angriff in Verwirrung und ergriffen die Flucht. Friedrich selbst mit seinem Bruder Heinrich und 1400 Rittern wurde gefangen. Als er vor Ludwig geführt ward, empfing ihn dieser mit den Worten: „Vetter, wir sehen euch gerne!“ Später ließ Ludwig seinen gefangenen Gegner auf die Veste Trausnitz in der Oberpfalz führen. Hier saß Friedrich in dritthalbjähriger Haft, der Kummer bleichte vor der Zeit sein Haar, während seine getreue Gemahlin in der Ferne sich die Augen um ihn blind weinte.

Ludwig verdankte seinen Sieg dem erfahrenen Schweppermann. Als nach der Schlacht in der ganz verwüsteten Gegend wenige Eier das ganze Abendbrod waren, das man den Anführern reichen konnte, vertheilte sie Ludwig mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ *)

Uebrigens hatte Ludwig durch seinen Sieg noch nicht Alles gewonnen. Friedrichs Bruder, der leidenschaftliche Leopold, setzte den verheerenden Krieg fort und verband sich mit dem König von Frankreich und dem Papste Johann XXII., der dazumal in Avignon, im südlichen Frankreich, seinen Sitz hatte. Der Papst that Ludwig sogar in den Bann und befahl ihm, die Regierung niederzulegen. Ludwig, von allen Seiten bedrängt, suchte eine Aussöhnung mit der östreichischen Partei herbeizuführen. Er begab sich daher eines Tages

*) Diese herkömmliche Erzählung wird durch neue Untersuchungen zweifelhaft gemacht. Auch führen diesen zufolge nicht Schweppermanns Anordnungen, sondern die unerwartete Ankunft des Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Entscheidung der Schlacht herbei, dessen Schaar von den Oestreichern für die Mannschaft Herzog Leopolds gehalten wurde. Andere Forschungen halten an der bisherigen Ueberlieferung fest und weisen nach, daß Schweppermann schon früher zu dem Gefolge des Burggrafen gehörte.

plötzlich nach der Burg Trausnitz und kündigte dem gefangenen Friedrich die Freiheit unter der Bedingung an, daß er der Krone entsagen und die Reichsgüter des östreichischen Hauses herausgeben sollte; könnte er aber diese Bedingung nicht erfüllen, so müsse er sich wieder zur Haft stellen. Diesen Vertrag besiegelte Friedrich durch einen Eid, und beide nahmen das heilige Abendmahl darauf.

Friedrich gab sich hierauf alle Mühe, seinen Bruder Leopold und den Papst zu bewegen, aber diese weigerten sich hartnäckig. Da gab Friedrich ein Beispiel echt deutscher Treue und stellte sich freiwillig seinem Gegner zu München. Ludwig ward gerührt und gedachte der alten Jugendfreundschaft. Eng verbunden lebten sie nun zu München, aßen an einem Tische und schliefen in einem Bette, wie sie es in den Tagen ihrer Jugend gethan hatten. Ja sie schlossen sogar (1325) einen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten. Aber die Kurfürsten versagten diesem Vertrage ihre Genehmigung. Leopold starb im folgenden Jahre; mit seinem Tode war Ludwig dieses leidenschaftlichen Gegners entledigt. Friedrich führte zwar den Namen eines römischen Königs weiter fort, behielt aber trotz des Vertrages keinen Einfluß auf die Regierung und starb vor Gram im Jahre 1330 auf seinem Schlosse Gutenstein.

Geblendet von dem Glanze der Kaiserkrone unternahm Ludwig einen Zug nach Italien. Hier erklärte er den Papst Johann in Acht und Bann, ließ sich zu Mailand die lombardische und zu Rom die kaiserliche Krone aufsetzen und einen anderen Papst wählen. Von weiteren Unternehmungen hielt ihn Geldmangel ab, und er mußte unter großen Gefahren nach Deutschland zurückkehren. Hier gelang ihm zwar die Aussöhnung mit dem östreichischen Hause, aber nicht die mit dem französischen Könige und dem Papste. Zwar starb Johann, aber auch sein friedliebender Nachfolger Benedict XII. konnte den Bann des Kaisers nicht lösen, da sich die Päpste damals zu Avignon ganz in der Gewalt des Königs von Frankreich befanden, der sogar selbst nach der deutschen Krone trachtete. Ludwig that alles Mögliche, um vom Bann loszukommen, und sich mit dem Papste auszusöhnen;

er legte durch eine Botschaft sein Sündenbekenntniß ab und versprach für sich und seine Thronfolger dem päpstlichen Stuhle den Eid des Gehorsams. Als alle Bemühungen ohne Erfolg blieben, schilderte Ludwig auf einem Reichstage zu Frankfurt den Fürsten seine Bemühungen um die Herstellung des Friedens, die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls und die Ränke des französischen Hofes. Darauf wurden die päpstlichen Aussprüche und Verfügungen gegen Ludwig und das Reich für ungültig erklärt, und einige Zeit danach traten die Kurfürsten zusammen und schlossen zu Rhense am Rhein den ersten Kurverein (1338), in welchem sie erklärten, daß die kaiserliche Macht allein von Gott komme und keiner päpstlichen Bestätigung bedürfe.

In der Vergrößerung seiner Hausmacht war Ludwig glücklich, obschon er hierin nicht ohne Willkür und Gewaltstreiche handelte. Er erwarb die Länder Heinrich's von Niederbaiern, und schied eigenmächtig die berühmte Gräfin Margarethe von Tyrol, die von ihrem Schlosse den Beinamen Maultasche führt, von ihrem böhmischen Gemahl, um sie mit seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zu vermählen und dadurch Tyrol an sein Haus zu bringen. Auch die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau erlangte er durch seine Gemahlin, welche Erbansprüche darauf hatte.

Wegen der gesetzwidrigen Ehescheidung der Gräfin von Tyrol erneuerte der Papst Clemens VI. den Bann gegen Ludwig; ja dessen Gegner stellten jetzt sogar einen anderen König, den Markgrafen Karl von Mähren auf (1346). Dennoch behauptete sich Ludwig, bis ihn ein plötzlicher Tod hinwegnahm (1347). Fröhlich und heiter saß er einst zu München beim Mahle, als er plötzlich ein Unwohlsein empfand. In der Hoffnung, daß Bewegung ihm helfen werde, setzte er sich zu Pferde und eilte einen Bären aufzusuchen, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten. Aber in dem Augenblicke, wo er das Thier erblickte, sank er vom Pferde. Unter den Worten: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder, oft hab' ich gefehlt, nie aber Dich im Herzen und Glauben geleugnet!" verschied er im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens.

# XXXIX.

## Der schwarze Prinz. — Bertrand du Guesclin.

Im vierzehnten Jahrhundert, unter den Königen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich, brachen zwischen diesen Ländern langwierige und blutige Kriege aus, welche darin ihren Grund hatten, daß Eduard III. Ansprüche auf die französische Krone machte. Mit wenigen Unterbrechungen zogen sich diese Kämpfe über ein Jahrhundert hin. Unter Eduard III. errangen die Engländer, besonders durch die Tapferkeit des sog. schwarzen Prinzen, des Sohnes Eduards, glänzende Siege.

Im Jahre 1346 landete Eduard III in Begleitung seines Prinzen Eduard, der damals fünfzehn Jahre alt war, in der Normandie. Das Land war wehrlos, und ohne Widerstand eroberten die Engländer eine Reihe von Städten, machten große Beute und drangen unter Sengen und Brennen bis Paris vor, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Feind gesehen hatte. Jetzt rückte Philipp mit einem mächtigen Heere heran, so daß Eduard sich zurückzog und nicht ohne Mühe in die Nähe von Crecy gelangte, wo er sich lagerte. Er hatte nur 34,000 Mann, während Philipp mit 100,000 Mann im Anzuge war, und machte sich auf Sieg oder Tod gefaßt. Nachdem er sein Heer sich wohl hatte pflegen lassen und auf den Knieen Gott um den Sieg gebeten, ermuthigte er die Seinen und erwartete ruhig den Angriff. Die Franzosen, vom langen Marsch ermüdet, bestanden auf ungesäumten Angriff, und Philipp gab ihrem Drängen nach. Zuerst griffen die genuesischen Bogenschützen, welche den Vortrab bildeten, an, waren aber an Kriegsfertigkeit den englischen Bogenschützen nicht gewachsen. Als sie wichen, befahl Philipp seiner Ritterschaft, sich durch die Fliehenden Bahn zu brechen, aber ein Hagel von Pfeilen und dazwischen Kugeln aus Donnerbüchsen brachte auch sie in Verwirrung. An der Spitze der englischen Ritter sprengte dann Prinz Eduard heran, der von seinem schwarzen Panzer fortan der schwarze Prinz hieß, und es entspann sich ein heftiger Kampf. Bald aber gerieth der Prinz selbst in so große Gefahr, daß ein Eilbote zu König

Eduard eilte, der auf einer Anhöhe hielt, und ihn um Hülfe bat. „Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt?“ fragte der König, und als dieses verneint wurde, fuhr er fort: „So soll auch keine Hülfe kommen. Der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben.“ Diese Antwort befeuerte den Muth des Prinzen und der Seinen zu neuen Anstrengungen, und der Sieg ward errungen. Die Franzosen, deren über 30,000 das Schlachtfeld bedeckt haben sollen, zogen sich in völliger Auflösung zurück. Eduard eilte zu seinem Sohne und umarmte ihn mit den Worten: „Mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten und dich der Krone würdig gezeigt.“ Der Sohn aber kniete nieder und erbat sich den Segen seines Vaters und Königs. Im Treffen war auch der alte blinde Böhmenkönig Johann, der sich von vier Rittern ins heftigste Schlachtgewühl hatte führen lassen, von des Prinzen Streichen gefallen. Seinen Helmschmuck und seine Schwertdevise: „Ich dien'!“ nahm der Prinz von Wales als Wappen an, und alle Prinzen von Wales haben es seit jener Zeit geführt. Während Philipp nach Paris floh, belagerte König Eduard die Stadt Calais, welche sich nach hartnäckigem Widerstande ergab und über zweihundert Jahre in der Gewalt der Engländer blieb.

Im Jahre 1350 starb Philipp VI., ohne daß die Feindseligkeiten bis zu seinem Tode gänzlich aufgehört hätten. Unter seinem Nachfolger, Johann dem Guten, brach der Krieg mit erneuter Heftigkeit wieder aus. An der Spitze eines kleinen Haufens zog der schwarze Prinz von Bordeaux aus und näherte sich der Loire, als er erfuhr, daß König Johann mit einer starken Macht gegen ihn anrücke. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn bei Maupertuis unweit Poitiers, und nöthigte ihn zur Schlacht (1356). Eduard hatte 40,000 Feinden nur 8000 Mann entgegenzustellen. Um aus der Bedrängniß zu kommen, machte er den Franzosen die vortheilhaftesten Erbietungen; aber Johanns Zuversicht war so groß, daß er von nichts hören wollte, wenn nicht der Prinz von Wales und hundert seiner vornehmsten Ritter sich als Gefangene stellten. Ein so entehrendes Begehren ward von dem

jungen Helden mit Unwillen verworfen, und der französische Uebermuth wurde durch den Ausgang der folgenden Schlacht hart bestraft. Die Franzosen wurden völlig geschlagen, und schon hatte sich fast das ganze Heer zerstreut, als Johann noch immer fechtend auf dem Schlachtfelde verweilte. Mit seiner Streitaxt Alles um sich her niederschlagend, hörte er lange nicht auf den Zuruf derer, welche ihn aufforderten, sich zu ergeben; erst als er verwundet und völlig erschöpft war, forderte er, vor den Prinzen von Wales gebracht zu werden. Dieser empfing ihn nicht mit dem Stolze des Siegers, sondern mit einer Demuth und Bescheidenheit, die ihn noch höher stellt, als sein glänzender Waffenruhm. Während der Abendmahlzeit, die er in seinem Zelte auftragen ließ, stand er, ohne selber mitzuessen, hinter des Königs Sessel. Als dieser ihn aufforderte, sich niederzulassen, antwortete er, daß er wohl wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sei. Er setzte darauf seinen Rückmarsch fort und hielt im folgenden Jahre mit seinem Gefangenen, dem König Johann, seinen siegreichen Einzug in London. Der König von Frankreich ritt einen weißen Streithengst mit prächtigem Reitzeug, Eduard dagegen hatte nur einen Klepper bestiegen, und trug keine Auszeichnung. Doch entging er deshalb den Augen der Zuschauer nicht, welche den Helden von Crecy und Poitiers mit lautem Zuruf begrüßten. In der Westminsterhalle saß der König von England auf seinem Throne; bei Johanns Eintritt stand er auf, umarmte ihn und führte ihn zu einem festlichen Schmaus.

Im Jahre 1360 kam ein Friede zu Stande, in welchem Johann außer anderen Bedingungen sich verpflichtete, drei Millionen Goldthaler für seine Auslösung zu zahlen. Während das Geld herbeigeschafft wurde, sollten seine zwei Söhne als Geißeln nach England gehen. Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte Johann in sein Reich zurück. Als jedoch sein zweiter Sohn, der sich als Geißel in Calais befand, von dort entwichen war, begab sich der König, um sein Wort zu halten, nach England, wo er kurz darauf starb (1364). Sein Leichnam wurde unter glänzender Begleitung nach Frankreich geschickt und zu St. Denis beigesetzt.

---

Auf französischer Seite zeichnete sich in diesen langwierigen Kämpfen Bertrand du Guesclin aus. Er war der Sohn eines bretagnischen Ritters, von auffallender Häßlichkeit, so daß ihm deshalb, und nicht weniger wegen seiner Raufsucht, seine Eltern abgeneigt waren. Als er zum Jüngling herangewachsen war, wollte ihn einst sein Vater, der zu einem Turnier ging, nicht mitnehmen. Bertrand aber wußte sich ein Pferd zu verschaffen, rüstete sich heimlich und ritt dann mit geschlossenem Visir beim Turnier ein. Hier rannte er einen Gegner mit so gewaltigem Stoße zu Boden, daß das Roß auf dem Platze blieb und der Ritter seinem Ende nahe war. Nun wollte es auch sein Vater, der ihn nicht kannte, mit ihm aufnehmen, aber der Jüngling senkte ehrerbietig die Lanze, als er Wappen und Zeichen seiner Familie erkannte. Alle glaubten, er thue dies aus Scheu vor der Tapferkeit seines Gegners. Aber gleich darauf warf er fünfzehn Ritter hintereinander in den Sand. Jedermann war neugierig zu wissen, wer der Unbekannte sei. Endlich ward ihm im Kampf der Helm vom Kopf gestoßen, so daß die Anwesenden ihn erkannten und ihm Glück wünschten. Auch sein Vater versprach ihm nun ritterliche Ausstattung, um sich Ruhm und Ehre erkämpfen zu können.

Eine besondere Geschicklichkeit entwickelte Bertrand in der Folge in der Einnahme fester Schlösser. Fast gab es keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In die eine Feste schlich er sich als Holzhauer, in die andere als Winzer verkleidet ein. Als die Engländer einst unter dem Herzog Lancaster die Stadt Rennes belagerten, wünschte der Herzog, dessen Aufmerksamkeit Bertrand bereits durch ein kühnes Unternehmen auf sich gezogen hatte, den berühmten Helden kennen zu lernen. Er sandte daher einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich ins Lager zu entbieten. Bertrand, der nicht lesen konnte, ließ sich den Inhalt des Briefes mittheilen und sagte dem Herzog zu. Am folgenden Tage ritt er hinaus. Er beugte ein Knie vor Lancaster, der ihn sogleich aufhob und freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Sein

Biedersinn und seine Offenheit gewannen ihm Aller Herzen. Als er sich beurlauben wollte, ersuchte ihn ein englischer Ritter, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechs," erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampf bestimmt. Ehe das Rennen begann, ließ sich Bertrand Brod bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen seinen Widersacher an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte sich der Sieger ehrerbietig gegen die englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück.

Als Frankreich im Jahre 1365 Frieden hatte, wollten die wilden Söldnerhorden, welche umherzogen und das Land verwüsteten, von keinem Frieden wissen. Der König von Frankreich übertrug Bertrand die schwere Aufgabe, sie aus dem Lande zu führen. Es gelang ihm, sie durch große Versprechungen zu gewinnen. In Castilien kämpften damals Peter der Grausame und Prinz Heinrich von Trastamara um den Thron; jener fand am schwarzen Prinzen, dieser an du Guesclin Hülfe. In diesem Kriege erfocht der englische Prinz seinen dritten glänzenden Sieg, bei Navarette (1367). Als Bertrand das Treffen verloren sah, stürzte er sich ins Gefecht; als er sich aber endlich umringt sah und Eduard erblickte, rief er: „Diesem ergebe ich mich. denn er ist der Tapferste!" Der Prinz nahm ihn mit nach Bordeaux.

Ein Zufall beschleunigte Bertrands Befreiung. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen Eduard von seinen Siegen und den Gefangenen, die er dabei gemacht. „Prinz," sagte einer der Anwesenden, „man spricht, Ihr hättet Jemanden in Eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen wagtet, nämlich Bertrand du Guesclin." Eduard fühlte dadurch seine Ehre gekränkt und befahl, den Ritter sogleich herbeizuführen. „Wie geht's, Bertrand?" fragte der Prinz. „Traun," erwiederte dieser, „es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Vögel meines Vaterlandes wären mir lieber." „Es wird bloß von Euch abhän-

gen," entgegnete Eduard; „schwöret mir, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen, so entlasse ich Euch ohne Lösegeld." — „Was hülfe mir da meine Befreiung, dann gäbe ich mich ja erst recht in die Gefangenschaft." — „Nun," sagte der Prinz, „dann sollt Ihr wenigstens nicht ohne Geld wegkommen." — „Ich will gern zahlen," entgegnete Bertrand, „nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt." Der Prinz überließ es ihm, den Preis selbst zu bestimmen, und jener bot hunderttausend Goldgulden, um sich nicht zu niedrig zu schätzen. Verwundert fragte ihn Eduard, woher er denn so viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich," erwiederte dieser, „und Heinrich von Castilien werden es bezahlen." — Bertrand ward entlassen und fand bald Mittel, das Lösegeld zu entrichten. Von neuem kämpfte er für Heinrich, welcher zur Herrschaft über Castilien gelangte.

Als der Krieg zwischen Engländern und Franzosen wieder ausbrach, wurde der heldenmüthige Bertrand zum Connetable von Frankreich ernannt, und führte die Franzosen von Sieg zu Sieg. Sein Ruhm stieg immer höher, je mehr der Ruf des schwarzen Prinzen sich verdunkelte, der durch seine herrische Regierung in Aquitanien, sowie durch ein Blutbad, das er unter den Einwohnern der Stadt Limoges anrichten ließ, das Andenken an seine glänzenden Thaten trübte. Das Glück wich von den englischen Waffen, und der schwarze Prinz, der schon länger an einer zehrenden Krankheit litt, war genöthigt, nach England zurückzukehren, um auf vaterländischem Boden zu sterben.

Guesclin starb im sechsundsechszigsten Jahre. Es war, als ob der Tod sich scheute, ihm auf dem Schlachtfelde zu begegnen, denn eine Krankheit endete sein Leben, aber mitten unter kriegerischen Thaten. Er befand sich in Languedoc und belagerte den festen Platz Chatelneuf de Randon. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten (1380). Die Belagerten waren bereits übereingekommen, sich ihm zu übergeben, wenn keine Unterstützung käme. Es erschien Niemand, aber du Guesclin war zu den Todten

gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu sein, Wort zu halten. Der Befehlshaber begab sich daher in du Guesclin's Zelt, kniete am Sarge nieder und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen. Ganz Frankreich trauerte um den heimgegangenen Helden, in dem die Blüthe französischer Ritterschaft ins Grab sank; sein Leichnam wurde in der Gruft zu St. Denys neben den Gebeinen der Könige beigesetzt.

---

## XL.

## Die Jungfrau von Orleans.

(1429—1431.)

Im fünfzehnten Jahrhundert erneuerten sich die Kämpfe zwischen England und Frankreich. Unter dem französischen König Karl VII. machten die englischen Waffen so gewaltige Fortschritte, daß dem König nur noch die Landschaft Berry mit der Stadt Bourges blieb. Auch hielt sich noch die feste Stadt Orleans am rechten Ufer der Loire durch die tapfere Vertheidigung des Grafen von Dunois. Schon verzweifelte der König in so bedenklicher Lage an einem glücklichen Ausgang, schon faßte er den Gedanken, nach dem Auslande zu ziehen: da rettete ihn eine wunderbare Erscheinung.

Im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs an der Grenze von Lothringen und Champagne lebte Johanne von Arc (Jeanne d'Arc), die Tochter eines Landmannes. Sie war von schönem Aeußern, hatte in ihrer Jugend auf dem Felde und im Hause gearbeitet und bei ihrer steten Zurückgezogenheit sich einen frommen Sinn und sittenreinen Wandel bewahrt. Das Elend ihres Volkes drang tief zu ihrem Gemüthe, und ihre Sehnsucht nach Erlösung verband sich mit den frommen Gefühlen ihres Herzens, das nur von Gott Hülfe zu hoffen sich gewöhnt hatte, so lebendig und innig, daß sie Erscheinungen hatte, in denen sie die Gestalten der Engel und Heiligen zu sehen und zu hören glaubte, die bei Tag wie bei Nacht, im Hause wie auf dem Felde, im Namen Gottes und des Heilandes sie aufforderten, das Vaterland zu befreien. Da sie den Unglauben ihrer Eltern an ihren gött=

lichen Beruf fürchtete, entdeckte sie sich zuerst ihrem Oheim. Dieser ging nach der benachbarten Stadt Vaucouleurs zum Ritter Baudricourt, der ihm aber rieth, das Mädchen durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen. Auch als sie ihn selbst bat, sie nach Bourges zum König zu führen, erhielt sie keinen günstigeren Bescheid. Nun blieb sie unter häufigem Fasten und Gebet so lange im Orte, bis andere auf ihre Aussagen aufmerksam wurden und an ihre Sendung glaubten. Von ihrer felsenfesten Ueberzeugung überwunden, bot ihr nun selbst Baudricourt die Hand zur Erfüllung ihres Wunsches, und die Stadt rüstete sie mit einem Pferde und mit Waffen aus. So reiste sie in männlicher Kleidung, die sie nicht wieder ablegte, von zwei Rittern begleitet, elf Tage lang durch Gegenden voll feindlicher Schwärme und Städte hindurch und langte gegen Ende Februars 1429 am Hoflager in Chinon an. Obgleich die Umgebung des Königs ihren Aussagen bald Glauben schenkte, so wagte man es doch erst am dritten Tage, sie dem Könige vorzustellen. Um sie zu prüfen, hatte er sich geflissentlich unter die Hofleute verborgen, aber die Jungfrau erkannte ihn, den sie noch nie gesehen, aus seiner zahlreichen und glänzenden Umgebung heraus. Auch soll sie ihm bei einer Unterredung ein nur ihm bekanntes Geheimniß entdeckt haben. Sie erklärte nun dem König, daß Gott sie zu ihm gesendet, er solle ihr Leute geben, so werde sie die Belagerung von Orleans aufheben und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sei Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehrten. Hierauf legte der König ihre Aussagen einem Rathe von Rechts- und Gottesgelehrten vor, welche viele verfängliche Fragen an sie richteten, die sie aber alle mit Herzenseinfalt und Klarheit des Verstandes beantwortete. Als einer fragte, in welcher Sprache denn ihre himmlischen Erscheinungen geredet hätten, antwortete sie: „In einer besseren, als Ihr da sprecht.“ Auf die Aeußerung eines Anderen, Gott verbiete solche Aussagen, wie die ihren, zu glauben, wenn sie nicht mit Zeichen und Wundern begleitet wären, entgegnete sie: „Ich bin nicht gekommen, hier Zeichen zu thun; führt mich aber nach Orleans, dort will ich euch zeigen, warum ich gesandt bin.“ Ein Mönch fragte sie, warum sie denn Bewaffnete fordere, um den Feind zu vertreiben, dazu bedürfe ja Gott keine Kriegsleute. Aber Johanna entgegnete: „Die Kriegsleute werden kämpfen und Gott wird den Sieg geben!“

Im Vertrauen auf ihre hohe Berufung rüstete man eine

Schaar von 7000 Mann aus, an deren Spitze sie aufbrach, um Zufuhr in die bedrängte Stadt Orleans zu schaffen. Sie hatte sich eine eigene Fahne machen lassen, auf welcher der Heiland, den Erdball haltend, von Lilien und zwei knieenden Engeln umgeben, abgebildet war, und worauf der Name stand: „Jesus, Maria.“ Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, ihre Feinde zu besiegen. Zwar führte sie auch ein Schwert, das nach ihrer Andeutung in der Katharinenkirche zu Fier-Bois aus alten Waffenstücken hervorgeholt und am Griffe mit fünf Kreuzen geziert war, aber sie brauchte es höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren; wie sie denn überhaupt nie darauf ausging, Feinde zu tödten, sondern sich begnügte den Ihrigen voranzugehen. Um ihre Krieger der Hülfe Gottes würdig zu machen, führte sie unter den zügellosen Haufen eine strengere Disciplin ein; alle mußten beichten und sich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen.. Fluchen, Spielen und Plündern wurde bei harter Strafe verboten und auf einen sittenreinen Wandel der Krieger streng geachtet; auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besonderen Banner den Zug begleiten. Fast ohne Widerstand gefunden zu haben erreichte man Orleans. Während die Belagerten, deren Muth schon vorher durch die Kunde von der wunderbaren Jungfrau neu belebt worden war, einen Ausfall machten, brachte man die Zufuhr glücklich in die Stadt. Als Johanna auf ihrem grauen Streithengst uud vollständig bewaffnet durch die Straßen ritt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters, des Herzogs von Orleans, angewiesen wurde. Da sie vom frühen Morgen an bis zum Abend unter der Last der Rüstung stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und zu trinken, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie ein wenig Brod that; dann begab sie sich zur Ruhe.

Schon am folgenden Morgen verlangte sie einen Angriff auf die Belagerungswerke der Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen, Verstärkungen abzuwarten. Die Feinde forderte sie auf, in die Heimath zu ziehen, aber diese setzten ihren Herold gefangen und drohten die Jungfrau zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände fallen würde. Dennoch

hatte die Erscheinung der Jungfrau unter den Engländern bereits Furcht und Schrecken erregt, indem sie glaubten, daß das Mädchen von Orleans mit wunderbaren und übernatürlichen Kräften ausgestattet sei; nur hielten die Engländer dies für ein Werk teuflischer Zauberei. Die Ausfälle der Franzosen unter der Anführung des Mädchens waren fast alle von einem glücklichen Erfolge gekrönt. Ein heftiger Kampf entzündete sich um die Brückenthürme, welche den Zugang über die Loire in die Stadt beherrschten. Eines Morgens zog das Mädchen mit den Tapfersten auf Fahrzeugen über die Loire, um den Thurm im Rücken anzugreifen, während die Bürger die vom Feinde abgebrochene Brücke herzustellen suchten, um den Thurm von vorn anzugreifen. In diesem Kampfe wurde Johanna durch einen Pfeil am Halse verwundet und mußte bei Seite gehen, um sich verbinden zu lassen. Eben als die Franzosen, vom Kampf ermüdet, an den Rückzug dachten, erschien sie wieder und fachte den sinkenden Muth von neuem an. Die Franzosen verdoppelten ihre Anstrengungen, und das Schloß ward glücklich gestürmt. Wie sie es versprochen, zog das Mädchen siegreich über die Brücke in die Stadt ein, unter dem frohen Geläute aller Glocken und dem freudigen Zuruf der Bürger, denn dieser Sieg hatte die Rettung von Orleans entschieden. Die Engländer hoben am folgenden Tage die Belagerung auf und steckten ihre noch übrigen Schanzwerke in Brand. Johanna befahl, ihren Abzug nicht zu stören, denn, sagte sie, es ist Gottes Wille, daß man sie gehen lasse, wenn sie gehen wollen.

Die Jungfrau hatte ihr erstes Versprechen, die Befreiung Orleans, erfüllt; — ihr zweites betraf die Krönung des Königs zu Rheims. Sie kniete vor Karl nieder und sprach: „Wohledler Daupbin, empfanget die heilige Salbung und Euere königliche Krone zu Rheims. Ich bin sehr begierig, Euch hingehen zu sehen; darum eilet." Trotz des Widerspruchs der Feldherren setzte Johanna ihre Ansicht durch und drang mit einem Heere von 6—7000 Mann vor. Auf ihrem Zuge erstürmte sie drei feste Plätze. In Jargeau lag eine ansehnliche Besatzung; aber schon am dritten Tage rief die Jungfrau: „Vorwärts zum Sturme!" und als die Hauptleute meinten, es sei noch nicht Zeit, erwiederte sie: „Zweifelt nicht, die Stunde ist da, wenn es Gott gefällt!" Das Gefecht blieb lange unentschieden. Johanna, an der Spitze der Ihrigen, war die erste auf der Leiter, als ein schwerer Stein herabgeworfen wurde, der ihr den Helm zerschmetterte und

sie selbst tief in den Graben stürzte. Man glaubte sie todt; aber in demselben Augenblicke erhob sie sich und rief: „Wohlauf, meine Freunde, der Herr hat sie in unsere Hand gegeben!“ und alsbald wurden die Mauern erstiegen. Bald darauf überraschte sie die Engländer und schlug sie nach kurzem Gefecht aus dem Felde; selbst der englische Feldherr, der gefürchtete Talbot, wurde zum Gefangenen gemacht.

Allenthalben Schrecken unter den Feinden verbreitend, zog die Jungfrau auf Rheims zu. Vergebens stellten die Feldherren die Gefahr des Zuges durch ein ganz von Feinden besetztes Gebiet vor: sie wies auf den ihr von Gott gegebenen Auftrag hin und Niemand konnte widerstehen. Ihre bloße Erscheinung brachte Auxerre, Troyes, Chalons zur Unterwerfung, und am 16. Juli 1429 öffnete die alte Königsstadt Rheims die Thore, durch welche der König mit Johanna und dem Heere einzog.

Gleich am andern Tage erfolgte die feierliche Krönung Karl's, wobei Johanna mit der Fahne in der Hand neben ihm stand. Nach der Feierlichkeit kniete sie vor dem König nieder und begehrte mit Thränen in den Augen wieder heim zu den Ihren kehren zu dürfen, da ihre Sendung vollendet sei. Allein der König bestand darauf, daß sie noch bleiben und das Heer zu ferneren Siegen begleiten solle. Sie gehorchte gegen ihren Willen, handelte aber von diesem Augenblicke an nicht mehr mit der bisherigen Sicherheit und Selbstständigkeit, sondern folgte nur den Beschlüssen der Feldherren. Dennoch wirkte ihre Gegenwart heilsam auf das Heer, indem sie dasselbe zur Tapferkeit anfeuerte und zur Sittlichkeit ermahnte. Bald gewann der König eine Stadt nach der anderen, bis er vor Paris stand. Nach der Einnahme des Vorwerks St. Denys leitete Johanna den Sturm auf die Stadt, kam aber in solches Gedränge, daß sie leicht verwundet wurde. Dennoch wäre der Sturm noch gelungen, wenn der König nicht versäumt hätte, Hülfe zu senden.

Betrübt um das Mißlingen, bat sie noch einmal um ihre Entlassung in die Heimath. Allein der König gab sie nicht, hob die Belagerung von Paris auf, und zog, anstatt den Feind rastlos zu verfolgen und aus dem Lande zu treiben, nach Chinon zurück, um den Winter in den weichlichen Genüssen des Hoflebens hinzubringen. Johanna's Familie erhob der König in den Adelstand. Als die Jungfrau im Frühling des Jahres 1430 sich in die Stadt Compiegne warf, um sie gegen

den Herzog von Burgund zu vertheidigen, fiel sie bei einem Ausfall in die Hände der Burgunder, die sie für 10,000 Livres an die Engländer auslieferten.

Die Gefangennehmung der Jungfrau erweckte bei den Engländern die unmäßigste Freude und blutigste Rachsucht. Sie wurde nicht als Kriegsgefangene, sondern als Zauberin und Teufelsbannerin betrachtet. Sie saß im Schloßthurm zu Rouen, mit schweren Eisenketten gefesselt, bewacht von Leuten des gemeinsten Standes, die sie durch grobe, verhöhnende und schmutzige Reden verletzten und sich unanständige Mißhandlungen erlaubten. Da die Engländer nun einmal ihren Tod beschlossen hatten, um Rache an ihr zu nehmen für ihre Niederlagen, so wurde ihr Proceß auf die ungerechteste und unwürdigste Weise geführt, indem man sie durch verfängliche Fragen in Widersprüche zu verwickeln suchte. Endlich brachte man sie durch alle möglichen Schreckmittel dahin, ihre angebliche Schuld abzuschwören und verurtheilte sie dann zu lebenslänglicher Klosterhaft bei Wasser und Brod. Dennoch führte man sie in den alten Kerker zurück, wo sie allen Mißhandlungen ausgesetzt war. Jetzt gelang es aber, ihr neue Schuld anzudichten, und man verurtheilte sie als rückfällige Ketzerin zum Feuertode (1431).

Auf der Richtstätte, dem Markt zu Rouen, empfahl sie sich knieend vor Gott und den Heiligen, betheuerte laut ihre Unschuld und die Wahrhaftigkeit der Erscheinungen, die sie gehabt, bat Freunde und Feinde um Verzeihung für etwaige Beleidigungen, und sprach ein so rührendes Gebet, daß das ganze Volk und selbst der englische Cardinal weinte. Dann betrat sie mit dem Kreuze in der Hand festen Schrittes den Scheiterhaufen, und indem sie wiederholt den Namen „Jesus" ausrief, gab sie den Geist auf.

---

## XLI.

## Kaiser Sigismund.

(1410—1437.)

Schon seit langer Zeit war bei jeder Königswahl Streit unter den deutschen Fürsten entstanden über die Frage, welche von ihnen zur Wahl des neuen Königs berechtigt seien. Deshalb brachte Karl IV., der Ludwig dem Baiern von 1347 bis 1378 folgte, im Jahre 1356 ein Reichsgrundgesetz zu

Stande, welches von dem in goldener Kapsel aufgehängten Siegel die goldene Bulle genannt wird. In diesem Gesetze war nicht nur die ganze Form der Königswahl genau angegeben, sondern auch namentlich bestimmt, welchen deutschen Fürsten das Recht der Wahl zukomme. Zu Kurfürsten (Wahlfürsten) wurden demnächst bestellt die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg. Dieses Reichsgrundgesetz ist auch das Wichtigste, was Karl IV. für Deutschland gethan hat. Im Uebrigen bekümmerte er sich wenig um das Reich, sorgte aber um so mehr für sein Erbland Böhmen, wo er zu Prag eine Universität, und zwar die erste in Deutschland, gründete. Sein Sohn und Nachfolger, Wenzel (1378—1400), wurde wegen seiner Unthätigkeit und Unwürdigkeit von den Fürsten abgesetzt. An seine Stelle kam Ruprecht von der Pfalz (1400—1410), der trotz seiner guten Eigenschaften das Ansehen der deutschen Krone nicht zu heben vermochte. Sein Nachfolger war Sigismund, Wenzels Bruder.

Dazumal war die christliche Kirche in sich zerrissen und zerrüttet. Drei Päpste machten Ansprüche auf den Stuhl Petri, von denen jeder behauptete, der rechtmäßige zu sein und seinen Gegner in den Bann that. Von ihnen lebte Gregor XII. in Rimini, Benedict XIII. in Spanien und Johann XXIII. in Rom. Letzterer war in seinen jüngeren Jahren Seeräuber gewesen, hatte die Cardinalswürde erkauft und trieb auch, nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen, sein Sündenleben vor aller Welt fort. So wie dieser Papst und andere seiner Art die Kirche schändeten, so war auch das Leben der höheren und niederen Geistlichkeit in Ueppigkeit und Sittenlosigkeit versunken, und es war kein Wunder, daß alle Welt sich nach einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, wie man sich ausdrückte, dringend sehnte.

Gleich bei seiner Wahl hatte man dem König Sigismund zur Pflicht gemacht, die Einigkeit der Kirche wieder herzustellen, und er nahm sich in der That dieses Geschäftes auf das Eifrigste an. Er bewog den Papst Johann XXIII., eine große Kirchenversammlung nach der deutschen Stadt Kostnitz (Konstanz am Bodensee) auszuschreiben, die im November 1414 wirklich eröffnet ward. Eine größere, feierlichere Versammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und bis von Konstantinopel strömten die Theilnehmer geist-

lichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten, sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit. Außer den Patriarchen, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen 150,000 Fremde und 30,000 Pferde gezählt worden sein; die gewöhnliche Zahl der Anwesenden war 80,000. Dieser Kirchenversammlung war eine dreifache Aufgabe gestellt, denn einmal wollte man sich darüber einigen, wer als allgemein anerkannter Papst auf dem Stuhle Petri sitzen solle; sodann mußte die Verbesserung der Kirche in ihren Dienern vorgenommen und endlich die von der katholischen Kirche abweichende Lehre des Johann Huß untersucht werden.

Johann hatte von einer solchen Versammlung im Voraus nichts Gutes für sich erwartet. Als er auf seiner Reise in die Nähe von Kostnitz kam, rief er, auf die Stadt deutend: „Das sieht aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt!“ Er brachte eine außerordentliche Menge italienischer Geistlichen mit, durch deren Stimmen er sich die Oberhand zu verschaffen hoffte. Aber man kam auf der Versammlung gleich Anfangs überein, daß die Stimmen nicht nach den Köpfen, sondern nach den Nationen gezählt werden sollten. Man nahm daher vier Hauptnationen an, die deutsche, französische, englische und italienische, von denen jede erst in besonderen Versammlungen berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der allgemeinen Versammlung eine Gesammtstimme abgeben sollte.

Zuerst drangen die französische, deutsche und englische Nation darauf, daß, um den Frieden in der Kirche herzustellen, alle drei Päpste abdanken sollten. Trotz allen Widerstrebens mußte sich Johann dazu verstehen (1415); heimlich aber beschloß er, von Kostnitz zu fliehen, wozu ihm Herzog Friedrich von Oestreich hülfreiche Hand bot. Er veranstaltete außerhalb der Stadt ein Turnier. Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, kam der Papst in Reiterkleidung, die Armbrust auf der Lende, glücklich aus der Stadt nach Schaffhausen, wohin ihm Friedrich bald folgte.

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand in Kostnitz allgemeine Bestürzung, und ein Theil der Versammlung machte in der That Anstalten zum Abzuge. Allein Sigismund ritt selbst durch die Straßen, beruhigte das

Volk und hielt die Versammlung aufrecht, indem er erklärte, daß sie unter seinem Schutze auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Ueber Friedrich von Oestreich ward die Reichsacht ausgesprochen, und von vielen Feinden hart bedrängt, mußte er die Gnade des Kaisers anflehen. Dann saßen die Väter des Concils über Johann XXIII. zu Gericht, der auf wiederholte Vorladungen nicht erschienen war. Er ward der abscheulichsten Verbrechen überwiesen und seine Absetzung beschlossen. Der Kaiser hatte ihn in seine Gewalt bekommen und ließ ihn fünf Jahre lang gefangen halten. Darauf ließ auch der achtundachtzigjährige Gregor XII. seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. Nur der unbeugsame Benedict XIII. beharrte bei seiner Weigerung, und auch, als ihn die Versammlung für abgesetzt erklärte, sprach er von seinem Schlosse in Valencia aus den Bann über die ganze Welt, bis er (1424) in einem Alter von neunzig Jahren starb.

Das Concil hatte seine erste Aufgabe gelöst. Sigismund und die deutsche Nation trugen nun darauf an, die Verbesserung der Kirche vorzunehmen, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schreite, indem gerade die Deutschen das größte Aergerniß an dem lasterhaften Wandel der letzten Päpste, an dem Verkauf der geistlichen Stellen und an anderen Mißbräuchen genommen hatten. Das waren aber die anderen Nationen nicht zufrieden und Sigismund mußte endlich zugeben, daß erst ein neuer Papst gewählt wurde. Es war Martin V., ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit. Mit diesen Eigenschaften ward es ihm leicht, das gerechte Verlangen der Christenheit nach Verbesserung der Kirche zu hintertreiben. Er schloß mit den einzelnen Nationen besondere Verträge (Concordate), in denen er ihnen Abhülfe der schreiendsten Mißbräuche verhieß. Als endlich eine Seuche ausbrach, hatte der Papst einen guten Vorwand, die Versammlung aufzulösen (1418). Er verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte seinen weißen Zelter, drei der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Thronhimmel über ihm.

Somit waren die Hoffnungen der Christenheit auf Verbesserung der Kirche getäuscht und die Lösung der zweiten Aufgabe des Concils gescheitert. Die dritte Aufgabe, die Sache des Johann Huß, war schon früher entschieden worden.

---

Johann Huß war zu Hussinetz, einem böhmischen Städtchen, geboren und zu Prag gebildet, wo er später als Lehrer an der Universität stand. Er war ein Mann von sittlichem Wandel, umfassenden Kenntnissen und großer Beredtsamkeit. In seinem Berufe als Prediger übte er die Seelsorge mit großem Eifer, und lernte die Bedürfnisse des Volks, so wie den verderblichen Einfluß weltlich gesinnter Geistlichen und Mönche kennen. Sein Freund Hieronymus, aus dem Geschlechte derer von Faulfisch, machte ihn mit den Schriften des Engländers Wycliffe bekannt, der als Professor der Universität Oxford sich durch Gelehrsamkeit und unbescholtenen Lebenswandel auszeichnete. In seinen Schriften hatte er sich freimüthig über die Verderbniß des Papstthums und über die Mißbräuche der katholischen Kirche ausgesprochen. Huß ward von den Worten des Engländers so ergriffen, daß er nicht anstand, den Wycliffe als einen frommen und heiligen Mann zu rühmen. Noch eifriger suchte Hieronymus seine Schriften zu verbreiten, und gewann auch den Prediger an der Michaeliskirche zu Prag, Jacob von Mieß. Alle drei vertheidigten laut und eindringlich Wycliffe's Ansichten und Lehren. Der Erzbischof von Prag suchte die Ausbreitung solcher Grundsätze zu hindern und ließ fünfundvierzig Lehrsätze Wycliffe's als irrig, gefährlich und ketzerisch verdammen Dabei blieb er nicht stehen; er verklagte Huß beim Papst und ließ viele Schriften Wycliffe's verbrennen. Darüber gerieth das Volk in Bewegung, es geschahen Mordthaten; man plünderte Kirchen und Klöster. Der Erzbischof wandte sich abermals an den Papst, Johann XXIII., der Huß nach Rom vorlud, allein dieser leistete der Vorladung keine Folge und berief sich auf ein allgemeines Concil (Kirchenversammlung). Als nun gar der Papst für Geld Ablaß ertheilte, griffen Huß und Hieronymus dieses unchristliche Verfahren schonungslos an. Die Folge war, daß der Papst den Bann über sie aussprach. Huß mußte nun Prag verlassen, predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel bei unglaublichem Zulauf des Volkes. Wie nun das Concil zu Kostnitz zusammen kam, wollte er sich zu seiner Rechtfertigung freiwillig vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen hatte.

Dazu gab ihm Kaiser Sigismund einen Geleitsbrief, in welchem er ihn, „in seinen und des heiligen Reiches besonderen Schutz" nahm. Auch Johann gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte. So kam Huß im November 1414 nach

Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf Andringen seiner Feinde zur Haft gebracht. Sigismund gab zwar seinen Gesandten Befehl, Hussens Befreiung zu verlangen, aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde die Lage des Gefangenen, als unterdeß Jacob Mieß in Böhmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten austheilte, indem auch diese Neuerung ihm Schuld gegeben wurde. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Jetzt stellte Jacob Mieß die alte Form, die Ertheilung des Brodes und des Weines, in Böhmen wieder her.

Die Hoffnung, welche Hussens Freunde auf den Kaiser setzten, verschwand bald. Denn da die Geistlichkeit ihm erklärte, einem Ketzer dürfe man nicht Wort halten, so ließ dieser dem Concil seinen Lauf und das freie Geleit war gebrochen. Nunmehr wurde Huß in einen ungesunden Kerker gebracht, so daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Eine Zeit lang ließ man ihn ganz unbeachtet, bis man endlich seine Angelegenheit wieder vornahm. Mehrere Male erschien er vor der Versammlung, um über seine Lehren verhört zu werden. Alle gegen ihn erhobenen Anklagen wußte Huß genügend zu widerlegen, dennoch verlangte man von ihm, daß er seine als ketzerisch bezeichneten Lehren abschwöre. Doch Huß antwortete: „Wenn man mich aus der Bibel eines Irrthums überführt, so will ich gern widerrufen; wo nicht, so werde ich bis in den Tod meinem Glauben getreu bleiben.“ Darauf sprach das Concil das Urtheil über ihn aus. Seine sämmtlichen Schriften wurden dem Feuer übergeben, er selbst für einen hartnäckigen Ketzer erklärt. Nun mußte sich Huß noch einmal vor der Versammlung mit seinen Priestergewändern bekleiden, die ihm dann, ein Stück nach dem andern, entrissen wurden. Alle diese Schmach konnte die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht erschüttern, und um sich im Glauben zu stärken, hielt er sich unaufhörlich das Beispiel des von seinen Feinden eben so gemißhandelten Erlösers vor, für dessen Lehre er in den Tod ging. Zuletzt übergab man seine Seele dem Satan und setzte ihm eine papierne Mütze auf, worauf drei Teufel gemalt waren, mit der Umschrift: „Erzketzer!“ Doch Huß sprach: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen.“

Hierauf übergab ihn das Concil der weltlichen Macht,

und König Sigismund trug dem Pfalzgrafen auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer.“ Nun ward er dem Nachrichter überliefert, daß er ihn verbrenne, und sodann auf den Richtplatz vor die Stadt geführt (1415). Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl und legte noch eine Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrieen einige, es zieme sich nicht, daß der verruchte Ketzer so sterbe, und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Ein Bauer glaubte ein christliches Werk zu thun, wenn er etwas zur Verbrennung des Ketzers beitrage, und kam eilig mit einer Tracht Holz herbeigelaufen. Huß sah ihm lächelnd zu und rief: „O heilige Einfalt!“ Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!“ Weiter hörte man nichts von ihm: der Wind trieb ihm den Qualm so sehr in's Gesicht, daß er schnell erstickte. Seine Asche ward in den Rhein geworfen, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten. — Im folgenden Jahre starb auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, den Feuertod.

Aber an der Flamme dieser Scheiterhaufen entzündeten Hussens Anhänger, die sich nach ihrem Meister Hussiten nannten, den furchtbaren Hussitenkrieg, der von 1420—1436 mit der zerstörendsten Wuth geführt ward und Böhmen, Baiern, Franken und Meißen schrecklich verwüstete. Endlich mußte man den Böhmen ihre Forderung, den Kelch im Abendmahl, zugestehen. Dagegen erkannten sie Sigismund als ihren König an, der 1436 zu Prag seinen feierlichen Einzug hielt.

---

Sigismund ging einige Jahre vor der Beendigung des Hussitenkrieges nach Italien und holte sich zu Mailand die lombardische, zu Rom die Kaiserkrone, ohne daß diese beiden Kronen seiner Regierung mehr Glanz und Ansehen verliehen hätten. Unter ihm gingen noch viele wichtige Veränderungen in Deutschland vor. In dankbarer Anerkennung der großen Verdienste, die sich der bisherige Burggraf von Nürnberg, Friedrich VI. von Zollern, um das Reich und den König erworben hatte, verlieh Sigismund diesem die Mark Brandenburg, jedoch ohne die Neumark, die an den deutschen Orden abgetreten wurde, mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415) und belehnte ihn damit feierlich zu Kostnitz

(1417) *). Das erledigte Kursachsen übertrug er dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren.

Sigismund hatte eine hohe Gestalt, und blondes herabwallendes Haar, so wie ein langer wohlgepflegter Bart verliehen seinem ausgezeichnet schönen Gesichte Ansehen und Würde. Die Gemüther wußte er durch anmuthiges Benehmen, durch Milde und Herablassung zu gewinnen. Seine Freigebigkeit war Schuld, daß er sich oft in Geldverlegenheit befand. Er besaß viel Bildung und Geist und zog Leute von Kenntnissen sehr hervor. Das Gute wollte er redlich, aber bei allen glänzenden Gaben und löblichen Eigenschaften fehlte ihm jene Größe und Stärke des Geistes, die in so verwirrten Zeiten sich des Reichs und der Kirche mit Erfolg hätte annehmen können. Er starb 1437 in Mähren, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

---

## XLII.

## Erfindungen im Mittelalter.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters tauchten Erfindungen auf, welche für die weitere Entwickelung des Menschengeschlechts von hoher Wichtigkeit waren und als Vorboten des Ueberganges in eine neue Zeit anzusehen sind.

Hier ist zunächst der Compaß zu nennen, dessen Erfindung dem Flavio Gioja aus Amalfi im Anfang des 14. Jahrhunderts zu verdanken ist. Erst durch den Compaß wurde die Seefahrt auf dem freien Weltmeere möglich gemacht und der Weg zu neuen Entdeckungen gebahnt. Seine wesentlichsten Theile sind die auf einem Stifte frei spielende Magnetnadel, welche die wunderbare Eigenschaft besitzt, stets nach dem Nordpol zu zeigen, und die Windrose, eine kreisförmige Scheibe, auf welcher ein Stern von zweiunddreißig Strahlen angebracht ist, deren Spitzen die Welt oder Himmelsgegenden anzeigen.

Die Erfindung des Schießpulvers wird gewöhnlich dem

---

*) Die gewöhnliche Erzählung, wonach das Land an Friedrich verkauft oder als Pfand für ein früheres Darlehen gegeben wurde, wird durch neuere Untersuchungen widerlegt. Es wurde ihm vielmehr eine Pfandsumme von 100,000 Goldgulden auf die Marken verschrieben, als ob er solche an den Kaiser dargeliehen hätte, weil „es unbillig wäre, wenn er außer seiner Mühe — das Land aus seiner Zerrüttung zu erheben — auch noch sein eigenes Vermögen daran wenden müsse."

Franziscaner Berthold Schwarz zu Freiberg im Breisgau zugeschrieben (1340), der ein großer Freund chemischer Untersuchungen war. Einst hatte er Salpeter, Schwefel und Kohle in einem Mörser gestoßen und diese Masse mit einem Stein zugedeckt, als von ungefähr ein Funke hineinfiel, die Mischung entzündete und den Stein mit einem heftigen Knall in die Höhe schleuderte. Die Chinesen, welche die Bearbeitung der Seide und des Porcellans vor uns kannten, rühmten sich, auch das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und das Lumpenpapier vor uns erfunden zu haben. Von ihnen soll es zu den Arabern gekommen sein. Doch steht fest, daß das Pulver auch in Deutschland schon im 12. Jahrhundert zur Sprengung von Gestein gebraucht worden ist; seine Anwendung auf den Krieg erhielt es jedoch erst seit Berthold Schwarz. Nach 1350 finden wir die Kanonen, oder wie sie damals hießen, die Bombarden, Donner- oder Wallbüchsen im Gebrauch *); später kam das kleine Gewehr auf, das Anfangs auch mit einer Lunte oder Zündruthe abgefeuert wurde **). Die Erfindung des Schießpulvers und der Geschütze brachte einen gänzlichen Umschwung in der Kriegsführung hervor, da die alten Waffen des Ritterthums den ferntreffenden Büchsen weit nachstanden, und die Rüstungen gegen Kugeln keine volle Sicherheit gewährten, daher bildete sich bei der allgemeinen Verbreitung des Feuergewehrs mit der Zeit eine neue Kriegskunst aus.

Die segensreichste Erfindung ist die der Buchdruckerkunst durch den Mainzer Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zu Guttenberg, gewöhnlich kurz Johann Guttenberg genannt. Das älteste Schreibmaterial waren die Blätter der Papyrusstaude in Aegypten, dann wurden Felle gegerbt und zum Schreiben zugerichtet; ein weiterer Fortschritt war das Pergament, bis man noch später das Baumwollen- und zuletzt das Leinen- oder Lumpenpapier erfand. In alten Zeiten wurden Urkunden und Bücher geschrieben, wobei man besonders die Anfangsbuchstaben schön auszumalen und durch Bildchen, mit Gold ausgelegt, zu verzieren pflegte. Diese Art die Bücher zu vervielfältigen war sehr mühsam und zeitraubend, und die Bücher selbst waren unerschwinglich theuer. Man hatte bereits die Erfindung gemacht, Heiligenbilder und

*) In der Schlacht bei Crecy (1346 vgl. XXXIX) sollen zuerst Donnerbüchsen gebraucht worden sein.

**) Erst später erfand man das Feuerschloß (1517); im 19. Jahrhundert das Percussionsschloß, das in neuester Zeit durch das Hinterladungsgewehr verdrängt wird.

Spielkarten in Holz auszuschneiden und abzudrucken, und wandte sie nun auf einzelne Stellen und Capitel der Bibel an. Dies gelang; aber für jede Seite und jedes Buch mußten neue Tafeln geschnitten werden, und so war es denn ein glücklicher Gedanke Guttenbergs, die einzelnen Schriftzeichen in buchenen Stäbchen — daher der Name Buchstaben — auszuschneiden, mit Faden zu Zeilen zu verbinden und abzudrucken, denn diese Stäbchen konnten nach dem Gebrauche wieder auseinander genommen und zu neuem Drucke benutzt werden. Aber die hölzernen Lettern zersprangen leicht, und Guttenberg wählte bleierne. Im Jahre 1439 wurde die Presse erfunden, aber noch kam kein vollständiges Buch zu Stande.

Guttenberg war damals in Straßburg, wohin er sich wegen innerer Zerwürfnisse in Mainz schon 1424 begeben hatte und wo er bis 1443 blieb. Daher macht auch Straßburg auf die Ehre Anspruch, Mutterstadt der Buchdruckerkunst zu sein. Nach Mainz zurückgekehrt, verband er sich mit Johann Faust (Fust), einem reichen Goldschmiede, und Peter Schöffer, einem Geistlichen zu Germersheim, welcher letztere das sogenannte Letterngut und die Druckerschwärze aus Kienruß und Leinöl erfand. Das erste Werk war eine lateinische Uebersetzung der Psalmen, die 1457 vollendet wurde.

Aber Guttenberg hatte bereits sein ganzes Vermögen der neuen Erfindung zum Opfer gebracht und schuldete an Faust eine beträchtliche Summe. Da er nicht zahlen konnte, nahm Faust seine Druckerei in Beschlag und nöthigte dadurch Guttenberg, wieder nach Straßburg zu gehen, von wo er jedoch nochmals nach Mainz zurückkehrte und mit dem Gelde des Rathsherrn Humery eine neue Officin gründete. Das nächste Buch, das Faust, der eigentlich nur das Geld hergab, und Schöffer druckten, war eine lateinische Bibel, die schon ungleich billiger als die früheren geschriebenen, zuletzt für 30 Gulden, verkauft ward.

Als im Jahr. 1462 Mainz durch den Erzbischof Adolf von Nassau in Brand gesteckt ward, verbrannte auch Fausts Werkstätte, und Guttenbergs neue Officin gerieth ins Stocken. Damals verließen viele Buchdruckergehülfen, die man, um das Geheimniß zu bewahren, bis dahin ängstlich bewacht hatte, Mainz, und legten in Augsburg, Nürnberg, in der Schweiz und Italien Druckereien an. Faust und Schöffer eröffneten ihre Officin bald wieder. Guttenberg wurde nach dem Verkauf seiner Werkstätte zu Eltville unter die Hofcavaliere des Erzbischofs von Mainz aufgenommen, und lebte, wenn auch

arm, doch sorgenfrei bis an sein Ende (1468). Im Jahre 1837 hat die Stadt Mainz dem Erfinder der Buchdruckerkunst ein Denkmal gesetzt.

Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde die Verbreitung der Bücher, denen die weitere Erfindung des Einbindens eine bequem zu handhabende Form gab, ungemein befördert und wissenschaftliches Streben und geistige Bildung zu einer bisher ungeahnten Höhe erhoben, wovon die schnelle Verbreitung der altclassischen Studien, besonders nach der Eroberung von Konstantinopel, und die der Reformation unleugbare Zeugnisse abgeben.

Gleichzeitig mit der Buchdruckerkunst ist auch die Kupferstecherkunst erfunden. Die Italiener haben vom Jahre 1477 das älteste Buch mit Kupferstichen aufzuweisen; aber die Deutschen Michael Wolgemut oder sein berühmter Schüler Albrecht Dürer haben diese Kunst durch Einführung des Aetzgrundes und des Scheidewassers statt des Grabstichels sehr vervollkommnet.

---

## XLIII.

## Mittelalterliche Zustände und Einrichtungen.

Bei der Auflösung des römischen Reiches durch die Völkerwanderung nahmen die Deutschen einen großen Theil des eroberten Landes zur Bebauung für sich. Das Meiste davon ward in einzelnen kleinen Ackerloosen an die Freien*) als wirkliches Eigenthum (Allod) vertheilt, ohne zu einem andern Dienst als den der Landesvertheidigung zu verpflichten. Die Könige erhielten die Güter der alten römischen Kaiser, zu denen noch viele durch Strafen verfallene oder gewaltsam erworbene hinzukamen. Ein Theil von diesen wurde der Kirche gegeben, einen anderen ließen die Könige durch Meier bewirthschaften, als Hauptquelle ihrer Einkünfte; aber einen dritten, ungleich größeren Theil verliehen sie für treu geleistete Dienste auf Lebenszeit an ihre Leute als Lehen (d. h. geliehenes Gut, lateinisch beneficium oder feudum). Aus den alten Gefolgen der Könige (vgl. I.) wurden allmählich zahlreiche Dienstmannen, die entweder Hofdienstmannen waren, wie namentlich die

*) Außer den Freien und dem Adel gab es in den germanischen Staaten auch Unfreie in verschiedenen Abstufungen, und Freigelassene.

Kanzler, oder Verwaltungsstellen bekleideten, wie die Grafen und Centgrafen als Richter in den einzelnen Gauen, die Pfalzgrafen als Richter in den Provinzen, und die Herzoge als Oberaufseher in den Grenzprovinzen, welche letztere jedoch Karl der Große abschaffte. Die dritte und bei weitem zahlreichste Klasse waren die Kriegsdienstmannen, die vorzugsweise Lehnsleute (Vasallen) hießen. Mit dem Verluste seines Lehens trat der Lehensträger in den Stand des gemeinen, aber freien Mannes zurück. Im Laufe der Zeit wurden die Lehen erblich, die kleinen zuerst, dann auch die großen, sogar in weiblicher Linie. Freie wie Lehensleute hatten in der Gauversammlung und auf den Maifeldern gleiche Rechte. Oft traten Freie in die Dienstmannschaft des Königs ein und gelangten dadurch zu allen damit verbundenen Vortheilen. Da Karl der Große bei seinen häufigen Kriegen die Heeresfolge auch auf die Freien ausdehnte, diese also dieselben Pflichten wie die Vasallen hatten, so suchten sich diese auch an den Lehnsverband anzuschließen, um dessen Vortheile zu genießen. Sie übertrugen daher ihr angestammtes Eigenthum (Allod) an den König gleichsam als Geschenk, erhielten es von ihm als Lehen zurück (feudum oblatum) und konnten es dann durch Tapferkeit, Glück und Gunst des Königs vermehren. Auch war es Brauch geworden, daß die großen Lehnsträger einen Theil ihrer Lehnsgüter wieder an kleinere Besitzer verliehen, die ihnen dann zu ähnlichen Diensten verpflichtet waren. So entwickelte sich aus den großen und kleinen Lehnsträgern der hohe und niedere Adel; die ersteren suchten sich dann von den Königen unabhängig zu machen und die kleineren zu unterdrücken, die ihrerseits am König Beistand fanden. Es entstand ein Kampf der großen Lehnsträger einerseits gegen die Könige, andrerseits gegen die kleinen Lehnsleute, der in den meisten Staaten Europas mit der Ausbildung der unumschränkten Königsmacht endete; in Deutschland aber wurden die großen Lehnsträger (der hohe Adel) allmälig unabhängige Landesfürsten.

Das Gerichtswesen war ursprünglich nur durch das Herkommen bestimmt, bis allmälig geschriebene Gesetze aufkamen. Jedes Vergehen, jede Verletzung an Gut, Ehre und Leib konnte durch eine Geldbuße, die man das Wehrgeld nannte, gesühnt werden. Bei den Sachsen stand auf Pferdediebstahl der Tod; bei den Alemannen bestrafte man den Mord einer Frau doppelt so hart als den eines Mannes. Bei den Friesen wurde ein Tempelräuber mit abgeschnittenen Ohren zur Ebbezeit

an den Meeresstrand gelegt, damit ihn die Fluth wegspüle. Auch Körperverletzungen wurden mit Geld bestraft: ein abgeschlagener Arm kostete 100 Schillinge, ein Daumen 45, ein Zeigefinger 25, ein Auge 72, die Nase 45, die Zunge 100 Schillinge. Auch das Schimpfen wurde bestraft. Wer einen Anderen Fuchs schalt, zahlte 3, wer ihn Hase schalt, 6 Schillinge.

Die Gerichte wurden im Freien unter großen Bäumen oder auch bei den Malsteinen gehalten. Der Vorsteher der Gemeinde, Graf, sprach unter Beihülfe der Schöffen das Urtheil (vgl. I.). Zeugenaussagen und Eidesleistungen dienten zur Ermittelung der Wahrheit, und wo diese nicht ausreichten, schritt man zu den Gottesurtheilen und zur Tortur.

Die Gottesurtheile oder Ordalien beruhten auf der Ansicht, daß Gott nach seiner Allwissenheit und Gerechtigkeit da, wo menschliche Einsicht nicht ausreiche, auch durch ein Wunder den Schuldigen bestrafen, den Schuldlosen beschirmen werde. Im Geiste der Zeit begründet war besonders der Zweikampf, der aber nur bei freien oder ritterlichen Männern vorkam und auf Leben und Tod geführt ward. Der Sieger galt für unschuldig, der Besiegte für schuldig. Auch die Feuerprobe war in ältester Zeit sehr im Gebrauch. Der Angeklagte mußte mit nackenden Füßen über neun glühende Pflugschaaren gehen oder ein glühendes Eisen neun Schritte weit tragen, oder einen Ring aus einem Kessel siedenden Wassers holen. Diese Probe hieß der Kesselfang. Später kam die Kreuzprobe in Anwendung. Kläger und Beklagte mußten mit ausgestreckten Armen unter einem Kreuze stehen, und der ward für schuldig erklärt, der zuerst die Arme sinken ließ; auch bezeichnete man von zwei Würfeln einen mit einem Kreuz und sprach denjenigen frei, der den bekreuzten traf. Bei der Schwimmprobe, die namentlich gegen angebliche Hexen angewandt wurde, galt es als Beweis der Schuld, wenn die ins Wasser Gestürzte nicht untersank. Die Probe des geweihten Bissens bestand darin, daß man dem Angeschuldigten eine geweihte Hostie in den Mund gab. Konnte er sie ohne Mühe verschlucken und blieb auch nachher ohne Schmerz und Krankheit, so galt er für unschuldig. Das Bahrrecht endlich ward in Anwendung gebracht, um den verborgenen Mörder zu entdecken. Die Leiche des Ermordeten lag auf einer Bahre, und der des Mordes Verdächtige mußte die Wunde berühren. Floß dann Blut aus der Wunde oder trat Schaum vor den Mund des Gemordeten, oder bewegte sich derselbe, so war der Verdächtige

des Mordes schuldig. Bisweilen nahm man statt der Leiche nur die Hand des Gemordeten, was „Scheingehen" hieß.

Länger als die Ordalien, die im 15. Jahrhundert abkamen, erhielt sich die Tortur oder Folter, die mehrere Grade hatte und in Peitschenhieben, im Zusammenschnüren, Zusammenpressen und Ausrecken einzelner Körpertheile bestand, wozu oft noch andere Martern hinzukamen. Die Qual wurde fortgesetzt, bis ein Geständniß erfolgte, das oft abgelegt wurde, um nur der Marter ledig zu werden. Ein solches Geständniß mußte nachher ohne Folter wiederholt werden. *)

Von hoher Bedeutung waren die Fehmgerichte oder die heilige Fehm (Vehm). Sie waren ursprünglich ein Rest der alten germanischen Gerichtsbarkeit und galten als ordentliche kaiserliche Gerichte, besonders in Westfalen, wo sich altgermanisches Wesen am längsten hielt. Erst in einer Zeit, wo Verbrechen aller Art im Schwunge waren und der Kläger kein Recht fand, verwandelten sie sich in außerordentliche Gerichte, indem die Freischöffen, die das Urtheil verstanden (daher Wissende), ohne andere Beisitzer zu einem heimlichen Gerichte zusammentraten, und zwar Anfangs nicht an verborgenen unzugänglichen Orten, sondern unter freiem Himmel, an den alten Malstätten, aber freilich in der Stille. Die strenge Gerechtigkeit und Weisheit, die altherkömmlichen feierlichen Formen erhöhten das ehrfurchtgebietende Ansehen dieser Gerichte. Da sie aber selbst in Gefahr geriethen, der Bosheit und rohen Gewalt der Zeit zu unterliegen, so fingen sie an, ihre Sitzungen bei Nacht in verborgenen und unterirdischen Räumen zu halten, wobei die Richter vermummt erschienen. Die Wissenden mußten christlicher Geburt und untadeligen Wandels sein, und bei ihrer Aufnahme einen feierlichen Eid schwören, das Geheimniß des Gerichtes zu bewahren und jedes vor die heilige Fehm gehörige Verbrechen zur Anzeige zu bringen. Die Zahl der Wissenden soll nach Verbreitung dieser Gerichte in Deutschland auf 100,000 gestiegen sein, so daß an allen einigermaßen wichtigeren Orten sich Wissende befanden, die, ohne gekannt zu sein, sich selbst an gewissen Zeichen erkannten. Aus den Wissenden wurden die Freischöffen zur Bildung der Freigerichte (Freistühle) gewählt, in denen der Freigraf, vor dem Dolch und Strick lag, den Vorsitz führte. Die Freigrafen eines Landesgebiets standen unter dem Stuhlherrn, die Stuhlherren unter dem Kaiser, der bei seiner Krö-

*) Friedrich der Große schaffte zuerst in Deutschland die Tortur ab.

nung unter die Zahl der Wissenden aufgenommen ward. War ein vor die Fehm gehöriges Vergehen oder Verbrechen zur Anzeige gebracht, so wurde der Angeklagte durch Anheftung einer Schrift an seiner Thür und durch drei starke Schläge an dieselbe zur Nachtzeit vorgeladen. Erschien er nach dreimaliger Ladung nicht, so wurde er, wenn der Kläger durch sechs Eideshelfer die Anklage beschwor, verfehmt oder verurtheilt. Gestand der Angeklagte, so wurde das Urtheil sogleich vollzogen, leugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, wogegen aber der Gegner zwei Eideshelfer aufstellen konnte, die der Angeklagte dann durch sechs, endlich durch einundzwanzig entkräften konnte, worauf er freigesprochen wurde. Die Strafe bestand in Geldbuße, Landesverweisung und Tod. Letztere Strafe wurde an dem Ueberführten sogleich durch den Dolch oder Strick vollzogen. Erschien der Angeklagte nicht, so hatte jeder Wissende die Pflicht, ihn mit zwei anderen Wissenden, wo er ihn traf, zu erdolchen oder an einen Baum zu hängen, wobei ein Dolch in den Baum gesteckt oder neben den Gerichteten gelegt ward, damit man wisse, daß ihn die heilige Fehm gerichtet habe. Wenn drei Freischöffen Jemanden auf einer todeswürdigen That betrafen, so durften sie ohne weiteres Urtheil dieselbe Strafe vollziehen. Kein Wissender durfte, bei eigener Todesstrafe, einem Verfehmten einen Wink geben, kein Freischöffe seinen Beistand verweigern, selbst nicht gegen seinen nächsten Verwandten. Auf diese Weise verbreitete schon der Name der heiligen Fehm Furcht und Schrecken, und es ist nachweisbar, daß Fürsten, Grafen, Ritter und angesehene Bürger von den Schöffen ergriffen und gerichtet worden sind. Durch ihr heimliches Treiben trug jedoch diese Gerichtsbarkeit den Keim des Untergangs in sich; eine bessere Einrichtung der landesherrlichen Gerichte führte endlich, doch erst nach dem 15 Jahrhundert, ihr Aufhören herbei.

Auch die Entwickelung des Städtewesens im Mittelalter ist von großer Wichtigkeit. Die Deutschen hatten ursprünglich eine starke Abneigung gegen den Aufenthalt in Städten, und erst Heinrich I. nöthigte sie in Folge der Ungarnkämpfe in befestigten Plätzen Schutz zu suchen, wo sie innerhalb der Ringmauern wohnten und von der schirmenden Burg den Namen Bürger erhielten; der Befehlshaber der Burg hieß Burggraf. Später verstand man unter Bürgern diejenigen Bewohner der Städte, welche Handel und Gewerbe trieben, zum Unterschied von den Landbewohnern und dem Adel. Um die Sachsen an den Aufenthalt in Städten zu gewöhnen,

traf Heinrich I. die Anordnung, daß alle Berathungen, Versammlungen, Feste und Märkte innerhalb ihrer Ringmauern gehalten wurden. Die Städte erwarben im Laufe der Zeit mancherlei Rechte und Freiheiten, z. B. die Erlaubniß, Münzen zu schlagen, den Wildbann zu üben, Freiheit von Abgaben bei Erbschaften, von Zöllen u. s. w. Auch errangen sie einen eigenen Gerichtsstand, und die Befugniß, ihre Obrigkeit, Rath und Bürgermeister, aus ihrer Mitte zu wählen. Anfangs noch dem landesherrlichen Vogte untergeordnet, entwickelten die Städte immer mehr ihre eigene Verwaltung. Auch Landbewohner ließen sich in den dazu erbauten Vorstädten (Pfahlburgen) nieder und hießen Pfahlbürger, und neben den freien Wehrleuten und der ursprünglichen Burgmannschaft mußten sich nun auch die Gewerbtreibenden zum Schutz der Stadt bewaffnen.

Die Bewohner einer Stadt bestanden ursprünglich aus freien Wehrleuten, welche Heinrich I. dahin berufen und mit Besitz und Freiheiten ausgestattet hatte, aus Freigelassenen und Hörigen. Aus den Nachkommen der ersten Classe entwickelten sich die sogenannten patricischen Geschlechter, die sich von den anderen als höhere absonderten, zu den Hörigen gehörten auch die Handwerker, die sich jedoch allmälig Selbstständigkeit errangen und das Zunftwesen ausbildeten, das den Zweck hatte, durch Vereinigung der Handwerksgenossen das Interesse des Handwerks zu heben und zu sichern. Die Zünfte (Innungen, Gilden) hatten das Recht, Waffen zu führen und bildeten ihr eigenes Zunftrecht aus. In der Folge erzwangen sie sich die Theilnahme an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten.

Gegen die Macht und Blüthe der Städte wandte sich der ritterliche Adel. Die Raubritter insbesondere gefährdeten ihre Sicherheit und schlossen Bündnisse gegen sie, wie der Bund der Stellmeisen in der Mark und der der Schlegler in Schwaben. Dagegen vereinigten sich bei der Unzulänglichkeit des kaiserlichen Schutzes die Städte zu Bündnissen, und so entstanden der rheinische Städtebund, der schwäbische Städtebund, der mit Eberhard dem Greiner blutige Fehde führte, und vor allem die berühmte Hansa. Die Hansa, von Hamburg und Lübeck gegründet (1241), hatte den Zweck, den Handel der Ostseestädte, die sich zu großem Reichthum erhoben hatten, bei der Unsicherheit des Verkehrs gegen das Raubritterthum zu schützen und zählte zur Zeit der Blüthe des Bundes fünfundachtzig Hansestädte, die auf besonderen Tagsatzungen ihre Bundesangelegenheiten gemeinsam beriethen und verwal-

teten. Die Hansa gelangte zu solchem Ansehen, daß sie 1368 Kopenhagen eroberte, den Sund sperrte und Dänemark nöthigte, keinen König ohne ihre Einwilligung zu wählen.

Die Blüthe der Hansa dauerte dreihundert Jahre. Erst nach Auffindung neuer Seewege, als dem Handel neue Bahnen eröffnet waren, gerieth sie in Verfall und hielt 1630 ihre letzte Tagsatzung. Noch heute führen Hamburg, Lübeck und Bremen den alten Namen Hansestädte fort.

---

## Schluß.

Auf Sigismund folgte Herzog Albrecht von Oestreich auf dem deutschen Kaiserthron, ein kräftiger Regent, der aber nur zwei Jahre, von 1438—1439, regierte. Um so länger regierte sein Vetter und Nachfolger Friedrich III., der von 1439—1493 auf dem Throne saß. Dieser träge und thatenlose Fürst war der großen Zeit, in die seine Regierung fiel, durchaus nicht gewachsen. Deutschland befand sich unter ihm in der grenzenlosesten Verwirrung; zwischen den deutschen Großen und Städten brachen gewaltige Fehden aus, bei denen Friedrich ruhig zusah. Man kann sagen, daß Nichts durch ihn, wohl aber Vieles unter ihm geschah, denn er steht bereits auf dem Wendepunkt, wo das Mittelalter in die Neuzeit übergeht. Dieser Uebergang wird durch eine Reihe wichtiger Ereignisse bezeichnet. Die Türken eroberten 1453 Konstantinopel und machten dem griechischen Kaiserthum ein Ende. Viele Griechen flohen vor den Türken nach Italien, wo sie die Kenntniß der griechischen Sprache und Gelehrsamkeit verbreiteten und dadurch der Wissenschaft einen neuen Aufschwung verliehen. Ferner gehört zu den wichtigen Ereignissen dieser Zeit die Entdeckung von Amerika durch Columbus (1492) und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien (1498). Wie diese Begebenheiten von den bedeutendsten Folgen waren, so übte die Erfindung des Schießpulvers und dessen allgemeine Anwendung im Kriege keinen geringeren Einfluß auf die Umgestaltung des gesammten Kriegswesens. Der Gebrauch der schweren Geschütze und dann der kleineren Feuergewehre oder Büchsen machte die Waffen des alten Ritterthums unbrauchbar, und so ging allmählig jene Kampfesart ganz unter, welche eine hervorragende Eigenthümlichkeit des Mittelalters gewesen war. Auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung ist jedoch keine Erfindung bedeutungsvoller gewesen, als die der Buchdruckerkunst. Da die Druckerkunst,

welcher die Erfindung des Leinenpapiers vorausgegangen war, eine leichte und schnelle Vervielfältigung der Bücher möglich machte, so trug sie ungemein dazu bei, Wissenschaft und Bildung zu befördern und allgemeiner zu verbreiten.

Bei allen diesen großen Erscheinungen seiner Zeit bewies sich Friedrich als müßiger Zuschauer. Am folgenreichsten wurde noch seine Unterhandlung mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, der außer diesem Lande noch die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) und den größten Theil der heutigen Niederlande besaß. Der stolze Herzog Karl hätte gern seine Länder zu einem Königreiche umgeschaffen, und verlangte von Friedrich gekrönt zu werden. Bei Trier kam Friedrich mit ihm zusammen; dieser ärmlich, Karl in der größten Pracht. Der Kaiser aber verlangte vor der Krönung, daß sein Sohn, der Erzherzog Maximilian, mit Karls Tochter, Maria, vermählt würde. Karl nahm Anstand, und Friedrich reiste plötzlich ab, ohne daß etwas zu Stande gekommen war. Als aber Karl der Kühne in den Schlachten bei Granson und Murten gegen die Schweizer (1476) seinen Kriegsruhm und bei Nancy (1477) Sieg und Leben verloren hatte, wurde dennoch die Vermählung zwischen der schönen Maria und dem ritterlichen Max vollzogen, und so kamen die Niederlande an das Haus Habsburg. Leider war diese Ehe nicht von langer Dauer: Maria starb schon 1482 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Nach Friedrich III. folgte sein Sohn Maximilian I. (1493—1519) auf dem deutschen Thron. Der junge König war in allen Stücken das Gegentheil von seinem Vater; er war lebhaft und gewandt, voll ritterlichen Muthes und rastloser Thatkraft. Nur beging er den Fehler, daß er seine Thätigkeit allzu sehr zersplitterte und seine Unternehmungen nicht immer mit derselben Kraft durchführte, mit der er sie begann. Deshalb brachten ihm die vielen Kriege, in die er sich verwickelte, keinen Vortheil. Für Deutschland war seine Regierung nicht ohne Gewinn. Um dem Faustrecht Einhalt zu thun, das unter Friedrich III. überhand genommen hatte, machte er (1495) auf dem Reichstage zu Worms einen ewigen Landfrieden bekannt, in dem jede Selbsthülfe bei schwerer Strafe verboten ward. Die Entscheidung aller Streitigkeiten ward einem Reichskammergericht übertragen, welches aus einem Kammerrichter und sechszehn anderen Richtern bestand. Außerdem theilte Maximilian Deutschland in zehn Kreise ein, von denen jeder ein Kriegscontingent stellen sollte, um die

Urtheile des Reichskammergerichts durchzuführen. Die zehn Kreise waren: der östreichische, bairische, schwäbische, fränkische, oberrheinische, niederrheinische, westfälische, obersächsische, niedersächsische und burgundische.

In seinen Bestrebungen, die Habsburgische Macht zu vergrößern, wurde Maximilian vom Glück sehr begünstigt. Außer der burgundischen Erbschaft, die er an sein Haus brachte, gelang es ihm, demselben die Anwartschaft auf Castilien und Aragonien zu verschaffen. Er bewirkte nämlich die Verbindung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien. Zwar starb Philipp schon 1506, aber sein Sohn Karl, der Enkel Maximilians, vereinigte in der Folge die beiden Länder Aragonien und Castilien zum Königreiche Spanien. Die Niederlande fielen ihm als Erbschaft seines Vaters zu. Da er nun auch die Länder der neuen Welt beherrschte, und die spanischen Besitzungen Neapel, Sicilien und Sardinien erhielt, so ward dieser Karl, der in der Folge den deutschen Kaiserthron bestieg, der mächtigste Fürst seiner Zeit, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging. Auch Ungarn und Böhmen wußte Maximilian seinem Hause durch Verheirathungen zu erwerben.

Maximilian war der letzte ritterliche Kaiser, er beschließt das deutsche Mittelalter und steht schon in der neuen Zeit, wie denn in seine letzten Lebensjahre bereits das Auftreten Luthers fiel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stacke, Ludwig,

Erzählungen aus der mittleren, neuen und neuesten Geschichte in biographischer Form

Bd.: 1

Oldenburg 1876

81.85957

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11330134-5